



Christliche Literatur-Verbreitung e. V.
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

1. Auflage 2021 (CLV)

(früher erschienen im Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH, Marburg)

© 2021 by CLV

Christliche Literatur-Verbreitung

Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

Internet: www.clv.de

Satz: EDV- und Typoservice Dörwald, Steinhagen

Umschlag: Lucian Binder, Marienheide

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Artikel-Nr. 256762

ISBN 978-3-86699-762-2



Eckart zur Nieden

Das Geheimnis der
vierten
Burg

Jung@Jünger

1. KAPITEL

Es war einmal ein großer, finsterner Wald.

Weil er so groß und finster war und außerdem am Rand mit dornigem Unterholz verwachsen, kamen selten Menschen hinein. Nur ganz mutige und tüchtige.

Angenommen, du hättest damals gelebt, und angenommen, du wärst mutig und geschickt und außerdem neugierig gewesen, sodass du dich gern in den Wald gewagt hättest, so würdest du ihn auf diese Weise finden: Von der großen Stadt, wo das Herzogsschloss steht, der Hauptstadt der großen Insel, gehst du zwei Tage lang den Strom hinauf. Wenn du ein Pferd hast, geht es natürlich schneller. Da triffst du auf die Stelle, wo der rote Fluss in den Strom mündet. Du erkennst ihn an seiner rötlich-braunen Farbe, von der er den Namen hat. Die Farbe kommt nicht etwa von Blut, auch nicht von Himbeersosse, sondern von den Stoffen, die der Fluss aus seinen Quellgebieten in den Hochmooren mit sich führt.

Gehst du den roten Fluss entlang aufwärts, so kommst du nach zweieinhalb Tagen zu zwei Dörfern, die heißen Oberkiefern und Unterkiefern. Genau zwischen ihnen mündet ein kleiner Bach in den roten Fluss. Folgst du seinem Lauf aufwärts, so kommst du zu dem großen Wald.

An der Stelle, wo der Bach aus dem Wald fließt, treibt er das Wasserrad einer Mühle an, das einzige Gebäude weit und breit.

Hier bist du nun auch an dem Punkt, wo du in den Wald hineinkommst, ohne von Dornen zerkratzt zu werden. Zieh deine Schuhe aus – und deine Strümpfe, wenn du welche hast –, schlag deine Hosenbeine hoch und geh im Wasser durch die enge Schlucht, die sich der Bach im Lauf vieler Jahre gegraben hat. Wenn du auf diese Weise tief in den Wald hineingekommen bist, sodass du denkst: *Hier ist es so wild, da ist bestimmt noch nie ein Mensch gewesen*, dann steht plötzlich vor dir auf einem steilen Felsen eine Burg.

Vor vielen Hundert Jahren, in der Zeit also, von der ich erzählen will, stand ein Junge an einem nebligen Morgen im Herbst oben auf dem Turm der Burg.

»Wald, Wald, überall Wald!«, murmelte der Junge. »Was ist wohl dahinter? Ich weiß wohl, dass es da viele andere Menschen gibt, Häuser, Felder und Flüsse. So haben sie es mir gesagt. Aber ich will das alles gern mit eigenen Augen sehen!« Er lehnte sich an eine der Zinnen und schaute grübelnd hinaus über das endlos scheinende Grün.

Da hörte er seinen Namen rufen: »Gernot!« Er erkannte Annas Stimme, die so tief war, dass man manchmal nicht

wusste, ob ein Mann oder eine Frau sprach. Anna war eine tüchtige Magd, die alles in der Burg regelte, seit Gernots Mutter nicht mehr lebte.

Gernot ging zur anderen Seite des Turms und versuchte sich über die Brüstung zu beugen. Er konnte aber trotzdem nicht auf den Hof sehen, weil er nicht groß genug war. »Hier oben bin ich, auf dem Turm!«, rief er hinunter.

»Komm mal runter, junger Herr!«, rief Anna. »Ich will dir etwas zeigen.«

»Ich komme!«

Der Junge wirbelte die enge Wendeltreppe hinunter. Er liebte das leichte Schwindelgefühl, das er dabei immer bekam. Unten musste er sich schnell andersherum drehen, um nicht umzufallen.

Auf dem steilen Felsen war neben dem Turm nur noch Platz für ein ziemlich kleines Haus, das sie Palas nannten, wie das Hauptgebäude einer richtigen großen Burg. Die Scheunen und Ställe und ein weiteres Haus für die Diener standen unten neben dem Felsen. Gernot rannte die Holzterrasse hinunter, die schräg an der Flanke des Felsens hinabführte und die man im Falle eines Angriffs von Feinden hochziehen konnte. So einen Fall hatte es aber noch nie gegeben.

Anna stand vor dem Stall, in dem ein Pferd, zwei Kühe, drei Ziegen, vier Schweine und dreiundzwanzig Hüh-

ner untergebracht waren. »Komm schnell!«, winkte sie. »Die Küken schlüpfen gerade. Eins ist schon aus dem Ei gekommen.«

Gernot folgte der großen, dicken Frau in den Stall. Tatsächlich – ein kleines gelbes Küken bewegte sich unbeholfen zwischen Resten von Eierschalen. Daneben sah Gernot ein Ei mit einem Sprung. Eben kam ein Schnabel heraus. Das Ei zerbrach, ein kleiner Kopf schaute heraus, schien sich erstaunt umzublicken, und dann war das ganze Küken frei.

»Du wolltest das doch immer mal sehen«, sagte die Magd, »darum habe ich dich gerufen.«

Gernot nickte nur. Er hockte sich nieder, um genauer hinzusehen.

Anna murmelte: »Was mag so ein Küken wohl denken, wenn es zum ersten Mal die Welt außerhalb der schützenden Eierschale sieht?«

Gernot lachte: »Das Küken kann doch gar nicht denken!«

»Aber was würde es denken, wenn es denken könnte?«

Gernot stand auf. »Wahrscheinlich so etwas Ähnliches wie ich.«

»Wie du?«

Sein Nicken reichte ihr nicht als Antwort, und darum fügte sie hinzu: »Was meinst du damit?«

»Nun ja ...« Gernot setzte sich auf einen Melkschemel. »Weißt du, ich war auch lange wie in so einer Schale. Eigentlich bin ich es noch. Ich habe nur in unserer Burg gelebt, hier im Wald. Gut, ich war ein Kind und war damit zufrieden. Aber jetzt bin ich kein Kind mehr. Ich will wissen, wie es draußen aussieht.«

Anna sah ihn lange schweigend an. Das war besonders erstaunlich, da sie sonst immer in Bewegung war, außer im Schlaf, und auch selten lange schweigen konnte.

Dann nickte sie langsam und brummte: »Das stimmt, junger Herr, da hast du eigentlich recht. Du bist alt genug. Vom Erzählen allein lernst du die Welt und das Leben nicht kennen. Außerdem haben sie dir längst nicht alles erzählt. Komm mit!« Sie packte ihn am Arm und zog ihn fort.

»Wohin?«

»Zu deinem Großvater.«

Sie gingen hintereinander die hölzerne Treppe an der Flanke des Felsens hinauf. »Großvater sagt mir nie etwas«, zweifelte Gernot. »Und er erlaubt mir auch nicht, den Wald zu verlassen.«

»Wir werden sehen.«

Sie traten in den Rittersaal. Ritter Edwin saß wie immer in dem mit Fellen bedeckten Sessel vor dem Kamin und blickte ins Feuer.

»Ist schon wieder Zeit fürs Essen?«, fragte er leise mit seiner brüchig gewordenen Stimme.

»Nein«, antwortete Anna, »aber es ist Zeit, dass Ihr Euren Enkel nicht mehr wie ein kleines Kind behandelt. Lasst ihn mit Hans einmal eine Reise machen, wenigstens zu den Dörfern! Lasst ihn auf die Jagd mitgehen! Lasst ihn das Reiten lernen, draußen, wo ein Pferd richtig galoppieren kann, nicht nur auf unserer kleinen Lichtung. Auch mit dem Schwert muss er sich üben. Wie soll er denn ein Ritter werden, wenn er nur mit der Armbrust auf Tauben schießt? Wie soll er einmal der Herr von Habichtstein werden, wenn er vom Leben nichts weiß? Und vor allem: Erzählt ihm die Familiengeschichte! Alle edlen Familien machen das so.«

Keine andere Magd könnte so mit ihrem Herrn reden. Aber Ritter Edwin duldete es schmunzelnd. Nicht nur, weil er auf Annas Hilfe angewiesen war, sondern auch, weil er wusste, dass sie es gut meinte.

Anna schob den Jungen vor sich her bis zu seinem Großvater, drehte sich einfach um und ging, ohne eine Antwort abzuwarten.

Als Ritter Edwin mit seinem Enkel allein war, nickte er, sah Gernot eine Weile an, nickte wieder und zeigte auf das Bärenfell, das neben dem Kamin auf dem Boden lag. »Setz dich, Junge!«

Gernot hockte sich nieder, nicht zu dicht beim Feuer, weil das viel Hitze abstrahlte.

»Anna hat recht. Du wirst einmal der Ritter von Habichtstein sein. Aber ein Ritter kann man nur werden, wenn man zuvor einem anderen Ritter als Knappe gedient hat, dabei alles lernt, was dazugehört, und schließlich selbst zum Ritter geschlagen wird. Noch bist du zu jung, um ein Knappe auf einer fremden Burg zu sein. Aber ich gebe zu, dass es vernünftig ist, früh mit den Vorbereitungen zu beginnen. Da dein Vater nicht mehr lebt, wirst du auch früh das Erbe antreten müssen. Denn ich bin wahrscheinlich bald auch nicht mehr da.«

Gernot antwortete nicht, sondern sah seinen Großvater nur mit großen Augen an.

»Als ich so alt war, wie du jetzt bist«, begann Ritter Edwin, »da war mein Vater der Ritter vom roten Fluss. Unser Wappenzeichen war eine rote Schlangenlinie auf grünem Grund. Mein Vater hatte das ganze Gebiet mit den beiden Dörfern Oberkiefern und Unterkiefern und ein paar verstreute Höfe sowie diesen großen Wald vom König zum Lehen erhalten. Du weißt doch, was ein Lehen ist? Man darf es wie sein Eigentum nutzen, obwohl es eigentlich dem König gehört. Dafür muss man aber dem König dienen, wenn er es fordert, als Krieger oder auch für friedliche Zwecke. Unser König hat aber über lange

Zeit keinen Dienst meines Vaters eingefordert, sodass der schließlich ganz vergaß, dass er nicht selbst Herr war. Als dann eines Tages ein Bote einen Befehl des Königs brachte, verweigerte mein Vater den Gehorsam.«

»Das war aber nicht gut!«

»Nein, das war wirklich nicht gut. Der Herzog, der als so eine Art Unterherrscher diese große Insel regierte, hatte ihm versichert, der König würde sich nicht weiter um ihn kümmern. Und wenn doch, dann würde er, der Herzog, meinem Vater helfen.«

»Und – was hat der König getan?«

»Nichts.«

»Nichts?«

»Ich weiß es nicht so genau«, murmelte Ritter Edwin.
»Er ist jedenfalls nicht mit seinem Heer erschienen, um uns zu strafen. Aber vielleicht hat er uns doch bestraft.«

»Das verstehe ich nicht.«

Ritter Edwin schwieg eine Weile. Dann sagte er: »Ich weiß nicht, ob das, was dann folgte, nicht doch eine Strafe war. Wir hatten alle sehr viel Angst, meine Mutter und ich. Mein Vater nicht so. Vielleicht hatte er auch Angst, wollte es nur nicht zeigen, und tat darum noch mehr so, als sei er selbst ein kleiner König. Gernot, kannst du mir mal das Kissen in meinem Rücken etwas höher ziehen? Und dann leg noch ein Stück Holz ins Feuer!«

Nachdem Gernot das getan hatte, setzte er sich wieder auf das Bärenfell.

Der Großvater begann erneut: »In dem Gebiet, das uns der König als Lehen zugewiesen hatte, stand ein ungewöhnlicher Baum, groß, mit weit ausladenden Ästen. Niemand wusste, was das für ein Baum war. Weil er Blätter hatte, die den Ahornblättern ähnlich sahen, nannten wir ihn ›Behorn‹. Aber das war natürlich nur scherzhaft gemeint. Niemand konnte uns sagen, wie der Baum richtig hieß. Der König hatte gesagt, wir dürften die Wiesen und Felder und auch diesen großen Wald nutzen, wie wir wollten, nur diesen einen Baum dürften wir nicht anrühren. Warum – das wussten wir nicht.«

»Steht der Baum noch?«, fragte Gernot.

»Nein.« Sein Großvater schüttelte langsam den Kopf. Dann deutete er nach oben. »Da ist er.«

Gernot blickte nach oben in das offene Gebälk des Daches. »Wo?«

»Mein Vater fühlte sich so sehr als eigener Herr – vielleicht wollte er auch nur so tun – vielleicht dachte er sogar, dadurch würde er zu einem freien Herrn – jedenfalls tat er etwas Schreckliches: Er fällte den Baum.«

Der Enkel riss erschreckt die Augen noch weiter auf, sagte aber nichts.

»Mein Vater hatte nicht viel Mühe damit, der Stamm

schien weich zu sein. Aber je länger das Holz lag, desto härter wurde es. Mein Vater dagegen verlor die Härte, die er in seinem Herzen gehabt hatte. Es wurde ihm allmählich bewusst, was er Furchtbares getan hatte, und er bekam Angst. Eines Tages hatte er beim Jagen diesen Felsen entdeckt, von dem bis dahin niemand wusste. Er beschloss, hier eine Burg zu bauen. Hier würde ihn der König nicht finden, dachte er. Er ließ Bauleute von weit her kommen. Alles Material musste auf Maultieren mühsam durch den Bach herangebracht werden. Der größte Teil der Steine, aus denen Turm und Palas bestehen, war in unserer alten Burg verbaut, die mein Vater vollständig abreißen ließ. Und aus dem festen Holz des Behornbaumes ließ er das Dach machen.«

Gernot sah wieder nach oben zu den mächtigen Balken. »Es muss aber viel Holz an dem Baum gewesen sein, dass er das ganze Dach ...«

»Das Dach ist fest und hat bis heute gehalten«, fuhr sein Großvater fort. »Wir haben später festgestellt, dass das Holz danach noch fester wurde. Aber ich glaube, das Dach hat uns trotzdem nicht gut beschützt.«

»Wie meinst du das? Es regnet doch nicht rein!«

»Ich fürchte, dass ein Fluch auf uns liegt. Auf diesem Haus, auf unserer Familie.«

»Ein Fluch?«

»Anfangs waren wir zufrieden. Mein Vater nannte die Burg ›Habichtstein‹, weil es hier Habichte gab. Es gab zwar viel mehr Tauben. Aber man kann ja eine Burg nicht ›Taubenstein‹ nennen – wie hört sich das an! Der zehnte Teil der Ernteerträge der Bauern stand uns zu. Er musste nun zur Mühle gebracht werden, unten am Bach, wo er aus dem Wald tritt. Der Müller sammelte alles, und ein Knecht von uns holte es ab. Was wir nicht brauchten, verkaufte er für uns und gab uns das Geld. Die Angst ist nicht gewichen. Mein Vater ist bald darauf gestorben, meine Mutter auch. Meine Frau, deine Großmutter, starb bei der Geburt deines Vaters, und deine Mutter starb, kurz nachdem du zur Welt gekommen warst. Ist das nicht ein Fluch? Als ich der Hausherr auf der Burg geworden war ... ach, das erzähle ich dir ein anderes Mal. Es ist genug für heute.«

»Bist du schon wieder müde, Großvater? Es ist doch noch früh am Tag!«

»Nicht müde, aber erschöpft, mein Junge. Sehr erschöpft.«

»Aber du hast noch nicht gesagt, ob ich aus dem Wald hinausgehen kann. Und vielleicht auf einer fremden Burg als Knappe dienen, damit ich ein Ritter werden kann.«

»Du bist noch sehr jung, Gernot. Du kannst mal mit Hans bis zur Mühle gehen. Aber ein Knappe? Vielleicht im

nächsten Jahr. Und jetzt lass mich bitte wieder allein. Leg noch ein Stück Holz nach!«

Gernot schürte das Kaminfeuer und warf einen dicken Kloben Holz hinein. Als er seinen Großvater wieder ansah, hatte der die Augen bereits geschlossen. Ob er schlief? Leise ging Gernot hinaus.

* * *

Es lebten nur fünf Menschen auf der kleinen Burg Habichtstein. Neben dem alten Ritter Edwin, seinem Enkel und Anna, die wir schon kennen, gab es noch ein Ehepaar in mittlerem Alter. Der Knecht Hans war für alles zuständig, wofür man einen Mann brauchte, und seine Frau Lisbeth kochte und betreute den Kräuter- und Gemüsegarten.

Gernot hatte Hans noch mehr ins Herz geschlossen als seinen Großvater und die Mägde, weil Hans ihm vieles erklärte, ihn manchmal mit auf die Jagd nahm und ihm, soweit das im Wald möglich war, das Reiten beibrachte.

»Gernot!«, rief Hans seinen jungen Herrn, der sich gerade im Schießen mit der Armbrust übte.

Der Junge zog die Pfeile aus dem hölzernen Scheunentor, auf das ihm Hans eine Zielscheibe gemalt hatte, und rannte zum Stall, wo Hans gerade den Packsattel auf das Pferd legte. »Ja?«

»Stimmt es, dass Ritter Edwin dir erlaubt, mit mir zur Mühle zu gehen?«

»Ja. Willst du hin?«

»Ich bin gleich fertig. Zieh dir eine kurze Hose an und lass die Strümpfe hier!«

Kurz darauf wateten die beiden nebeneinander im Bach. Hans führte das Pferd am Zügel.

»Mein Großvater hat mir alles ganz genau erzählt«, plauderte Gernot. »Von früher, und wie sie unsere Burg gebaut haben. Auch vom König und von dem Baum, den sie eigentlich nicht anrühren durften. Und wie sie dann trotzdem den Baum ...«

»Eine üble Sache!«, murmelte Hans.

»Großvater meint, ein Fluch liegt ... Weißt du, was ein Fluch ist?«

»Sicher weiß ich das. Vieles gelingt nicht mehr so recht, Unglück trifft einen, es herrscht Unfriede ... so was eben.«

»Weil der Urgroßvater dem König nicht gehorcht hat. Und den Baum hat er gefällt. Sogar das Dach hat er davon gemacht.«

»Das war dreist«, nickte Hans. »Aber es steht mir nicht zu, den Ritter zu kritisieren.«

»Großvater wollte mir noch mehr erzählen, aber da ist er eingeschlafen.«

»Er ist krank und schwach, der Ritter Edwin. Wir wollen hoffen, dass er noch nicht stirbt, ehe du ein Ritter bist.«

»Im nächsten Jahr verlasse ich Habichtstein und werde Knappe auf einer fremden Burg.«

Hans wiegte den Kopf hin und her. »Das wird schwierig werden.«

»Warum?« Gernot blickte erstaunt zu ihm auf.

»Ritter Edwin weiß nicht alles, was in der Welt draußen vorgeht. Wir erzählen es ihm absichtlich nicht, um ihn nicht zu beunruhigen. Und auch du weißt es natürlich nicht. Aber nun muss ich es dir wohl sagen. Die neue Regierung hat alle Burgen zerstört, bis auf vier. Die Herren auf diesen Burgen sind der Regierung treu ergeben.«

»Sprichst du von der Regierung des Königs?«

»Nein, nein, von der Regierung auf dieser Insel. Alle Ritter und Grafen, bei denen die neue Regierung Widerstand befürchtet, sind abgesetzt, gefangen genommen oder sogar umgebracht worden.«

»Das verstehe ich nicht. Regiert uns denn nicht der König? Oder der Herzog?«

»Ach, Junge«, murmelte Hans, »du weißt wirklich wenig!«

»Weil mir niemand was erklärt! Erklär du es mir!«

Sie kamen an eine enge Stelle, die sie nacheinander passieren mussten. Als sie wieder nebeneinandergehen konnten, begann Hans:

»Unser oberster Herr ist natürlich der König. Aber er wohnt weit von hier. Diese große Insel wurde darum immer vom Herzog regiert, der dem König den Treueid schwören musste. Er nahm es aber damit nicht so genau. Vor einigen Jahren – ich war damals noch ein Kind, etwa so alt, wie du jetzt bist – starb der Herzog ohne Erben. Der König machte seinen Anspruch auf unser Land, diese Insel, geltend. Nun verlangt ein altes Gesetz, dass unser Herzogtum nicht von außen gelenkt werden darf. Wer herrschen will, muss hier wohnen. Darum hat der König seinen kleinen Sohn auf die Herzogsburg bringen lassen. Der war noch viel zu jung, um selbst zu regieren, der König setzte darum einen Thronrat ein. Eine Tante und der Erzpriester sollten den Jungen erziehen, und die Regierungsgeschäfte sollten vorläufig vom herzoglichen Kanzleivorsteher und vom Generalfeldmarschall gemeinsam geführt werden, bis der Prinz alt genug sein würde.«

»Dann müsste er aber doch längst alt genug sein, wenn das schon so lange her ist!«

»Da hast du recht, junger Herr. Er müsste. Aber niemand hat ihn jemals gesehen. Wer weiß, ob er überhaupt noch lebt. Nun ja, leben wird er wohl noch. Aber man

munkelt, der General, oder, wie er richtig heißt, der Generalfeldmarschall hielte ihn gefangen, um selbst regieren zu können.«

»Das ist ja schrecklich! Und der andere ...?«

»Der Kanzleivorsteher? Der hat nichts zu sagen. Die Macht hat der General, und alle tanzen nach seiner Pfeife.«

»Und warum tut der König nichts dagegen?«

»Eine gute Frage, mein Junge. Ich habe sie mir auch schon oft gestellt. Ich weiß keine Antwort.«

Sie mussten eine Stromschnelle überwinden, wo das Wasser über ein paar Felsbrocken hinunterschoss. Das Pferd scheute, und Hans musste ihm gut zureden. Dann floss der Bach wieder ruhiger dahin. Gernot fragte:

»Jetzt müssen also alle tun, was der General sagt?«

»So ist es wohl. Es heißt zwar, alle Gesetze und Befehle aus dem Schloss kämen vom Prinzen. Aber niemand kann das kontrollieren. Wahrscheinlich behauptet der General das nur. In Wirklichkeit regiert er. Und zwar so, dass er das Land ausbeutet und die Menschen immer ärmer werden.«

»Warum tut denn niemand was dagegen? Das ist doch Unrecht!«

»Wer sollte denn etwas dagegen tun? Er hat nun mal die Macht. Wer etwas gegen ihn sagt, kommt ins Gefängnis oder wird sogar umgebracht.«

Darauf wusste Gernot nichts zu sagen. Nach einer Weile stieß er hervor: »Wenn ich erst mal ein Ritter bin ...!«

Hans lachte trocken. »Ach, Gernot! Du stellst dir das anscheinend sehr leicht vor. Aber schon viele Ritter haben sich gegen den General gestellt. Keiner konnte etwas ausrichten. Und außerdem – ich weiß gar nicht, wie du zum Ritter werden könntest. Du müsstest als Knappe auf eine Burg gehen. Aber es gibt nur noch die vier Burgen, die erlaubt sind, angeblich vom Prinzen, aber in Wirklichkeit wohl vom General. Von den vier Burgen aus kontrolliert er das ganze Land.«

»Eine Burg gibt es noch: Habichtstein!«

Wieder lachte Hans. »Ja, das ist wahr. Die Leute des Generals haben uns einfach noch nicht entdeckt. Aber gegen die Burgen des Generals ist Habichtstein geradezu lächerlich klein. Immerhin – es hatte doch seinen Vorteil, dass dein Urgroßvater Habichtstein so tief im Wald gebaut hat. Nur kannst du da kein Ritter werden.«

»Hm.« Gernot dachte über eine Lösung des Problems nach, aber es fiel ihm lange keine ein. Aber dann, nach etwa dreihundert vorsichtigen Schritten auf den rund geschliffenen Steinen im Wasser, ging ein Leuchten über sein Gesicht. »Ich hab's! Ich gehe ins Land des Königs! Ich finde bestimmt ein Schiff, das von unserer Insel hinüberfährt. Da gibt es doch sicher viele Burgen mit Rittern.«

»Die gibt es wohl, aber ...« Hans brach ab.

»Warum sprichst du nicht weiter? Warum sollte das nicht gehen?«

»Am besten, du fragst deinen Großvater danach.«

»Das werde ich auch tun. Aber du kannst es mir doch jetzt schon sagen!«

»Ich weiß nicht viel darüber. Es wurde nur erzählt, dass dein Großvater ins Land des Königs wollte, aber er konnte nicht hinüber. Er hat nicht viel darüber gesagt, warum das nicht ging. Einiges hat er wohl erzählt, aber das kam mir sehr merkwürdig vor. Ich habe nicht weiter gefragt, weil ich nicht den Eindruck erwecken wollte, ich glaubte ihm nicht. Du musst ihn selbst fragen.«

»Das werde ich auch. Aber jedenfalls ist er ein Ritter geworden und mein Vater auch.«

»Damals gab es noch viele Burgen auf dieser großen Insel – und anständige Ritter. Eine Burg stand auf ... Bleib mal stehen!«

Beide standen still, und das Pferd nutzte die Gelegenheit, um aus dem Bach zu trinken.

»Was ist?«, fragte Gernot. »Hörst du was?«

»Im Gegenteil! Ich höre nicht, was ich hören müsste. An dieser Stelle hört man immer schon das Klappern der Mühle. Wir kommen gleich aus dem Wald heraus. Aber ich höre nur das Rauschen des Baches.«

Hans ging mit schnellen Schritten weiter, und Gernot hatte Mühe, ihm zu folgen. »Vielleicht hat der Müller schon alles Korn gemahlen. Oder er macht mal eine Pause«, meinte Gernot.

»Pausen macht er nachts, aber nicht um diese Tageszeit.«

Jetzt ließen sie das letzte Unterholz hinter sich.

Gernot staunte. Vor ihm öffnete sich ein weites Tal. Wiesen und Äcker senkten sich sanft zu dem Fluss hinunter. Dahinter stieg das Land wieder an. Einzelne Bäume standen da, aber nicht so viele wie in dem Wald hinter ihm. Rechts und links konnte er die Häuser der zwei Dörfer erkennen. Über dem Dorf Unterkiefern stieg eine grauschwarze Rauchfahne auf, dicker als der Rauch von Kaminfeuern.

»Hans!«

Die beiden fuhren erschreckt herum, weil sie nicht erwartet hatten, von hinten angesprochen zu werden. Die Frau des Müllers stand am Bach und hatte ihre zwei kleinen Kinder an den Händen.

»Martha! Was ist geschehen? Hast du dich im Wald versteckt?«

»Ja. Soldaten sind gekommen, viele, hundert oder mehr. Wir haben beobachtet, wie sie unten in den Dörfern gewütet haben. Mein Mann ist vorsichtig hin-

geschlichen. Sie haben den Bauern alles weggenommen, die Ernte, das Vieh, alles. Nur ein paar sehr alte Tiere wollten sie nicht. Der Bauer Krug in Unterkiefern wollte seine Pferde nicht hergeben, da haben sie sein Haus und seine Scheune angezündet. Und was das Schlimmste ist: Sieben junge Männer haben sie mitgenommen. Kräftige Söhne der Bauern, die sie zu Soldaten machen wollen.«

»Das ist ja schrecklich!«

Eins der Kinder fing an zu weinen, dann setzte das zweite auch ein.

»Als sie fertig waren, entdeckten sie unsere Mühle. Mein Mann kam schnell und schickte uns in den Wald in Sicherheit. Ich habe beobachtet, wie sie alle Vorräte aus der Mühle mitgenommen haben.«

»Papa kommt!«, sagte eins der Kinder und zeigte zur Mühle. Tatsächlich – mit schnellen Schritten kam der Müller herauf. Als er da war, umarmte er seine Frau und die Kinder. »Etwas Schreckliches ist passiert!«, keuchte er, als er Hans die Hand reichte.

»Martha hat es mir erzählt.«

»Sie haben alles mitgenommen! Alles, auch meinen Esel. Und alle Vorräte, die hier für Ritter Edwin gelagert waren. Ist das der junge Herr?«

»Ja.«

Der Müller verneigte sich.

»Ich bin Gernot«, sagte der Junge. »Es tut mir leid, was euch geschehen ist! Diese Verbrecher sollte man ...«

»Es ist auch Euch geschehen, junger Herr. Es gibt nun kein Getreide mehr für Eure Burg, kein Fleisch, kein Öl, keine Früchte, kein Gemüse. Nur etwas Geld, denn Martha hatte schon einiges auf dem Markt verkauft, und den Erlös hatte ich gut versteckt, den haben sie nicht gefunden. Sie fragten, wer der Lehnsherr über diese Dörfer sei und wo der wohnt. Ich habe es nicht verraten. In ihrem Zorn haben sie das Mahlwerk meiner Mühle völlig zerschlagen. Ich kann nicht mehr mahlen. Nun, jetzt gibt es sowieso kein Korn, aber im nächsten Jahr hoffen wir ja wieder zu ernten. Was für ein Elend!«

Martha umarmte ihren Mann wieder. »Aber sie haben dich am Leben gelassen, das ist das Wichtigste!«

Gemeinsam gingen sie zur Mühle. Von außen war keine Zerstörung zu erkennen, aber als der Müller sie hinein führte, sahen sie es: Aus Rädern, Stangen und Trichtern waren zerbrochene und gesplitterte Holzstücke geworden. Es war nicht mehr zu erkennen, wie das alles vorher zusammengehört hatte.

Der Müller ging mit einem Spaten in den Garten hinaus und kam kurz darauf mit einem Lederbeutel zurück. »Es sind zweihundertvierzehn Silberstücke, Hans. Der zehnte

Teil, der mir für meine Arbeit zustehen soll, ist noch nicht abgezogen.« Er schüttete die Münzen auf den Tisch.

Hans überlegte einen Augenblick und sagte dann: »Behalte die Hälfte! Ich kann das zwar eigentlich nicht entscheiden, aber ich nehme an, dass Ritter Edwin einverstanden ist. Meist entscheidet er doch, wie Anna und ich ihm raten. Dann könnt ihr Getreide kaufen, irgendwo, wo die Soldaten nicht waren. Und Saatgut für das nächste Jahr. Und vielleicht kann der Bauer Krug mit einem Teil des Geldes schon mal anfangen, sein Haus wieder aufzubauen. Findest du nicht auch, Gernot?«

Der nickte. Nachdem er eine Weile darüber nachgedacht hatte, ärgerte er sich aber. Hans hätte ihn erst fragen sollen! Schließlich war er der Erbe von Habichtstein. Aber er sagte nichts.

»Ihr sollt nicht hungern!«, sagte Hans. »Wir müssen dann eben mehr im Wald auf die Jagd gehen.« Er nahm die Hälfte des Silbergeldes, das Martha inzwischen abgezählt hatte, und steckte es ein. »Komm, junger Herr, wir gehen zurück!«

* * *

Als Gernot und Hans in der Burg alles berichtet hatten, waren die beiden Mägde wütend. Ritter Edwin aber starrte nur schweigend vor sich hin, als habe er Ähnliches

lange erwartet und fühlte sich nun in seiner traurigen Erwartung bestätigt. Oder hatte er nur keine Kraft mehr für heißen Zorn?

Zu der Entscheidung von Hans, dem Müller und den anderen im Dorf die Hälfte des Geldes zu lassen, nickte er nur wortlos.

Drei Tage später sagte Anna zu Hans: »Unsere Vorräte gehen zur Neige. Wenn du jagen willst, um das Fehlende durch Wild zu ersetzen, dann solltest du jetzt damit beginnen.«

Also nahm Hans Gernot mit sich, jeder mit einer Armbrust bewaffnet, und ging in den Wald. Die Ritter hatten früher viel gejagt. Aber seit Ritter Edwin alt geworden war und sein Sohn nicht mehr lebte, hatten die Wildschweine, Rehe und Hirsche sich reichlich vermehrt. Wölfe gab es nicht, weil der Wald für sie zu dicht war, aber Luchse, Marder und andere kleine Raubtiere. Bären sollte es angeblich auch geben, aber es war schon lange her, dass zum letzten Mal einer gesehen worden war.

Gernot lernte, sich gegen den Wind leise anzuschleichen und die Spuren der Tiere zu unterscheiden. Er lernte den Wald kennen und wusste bald, wo die Wasserstellen und die wenigen Lichtungen waren, wo er sich auf die Lauer legen konnte. Nach und nach wurde er immer sicherer im Umgang mit seiner Waffe. Die hatte allerdings, weil

sie kleiner war, nicht genug Durchschlagskraft, um einen Wildschweinkeiler zu erlegen, aber Eichhörnchen und größere Vögel brachte er manchmal als Beute mit, und einmal sogar einen Frischling.

Als er genug Erfahrung gesammelt hatte und sicher war, sich nicht im Wald zu verlaufen, ging er allein auf die Jagd. Hans hatte ja noch viel anderes zu tun.

Es erfüllte ihn mit Stolz, dass dies hier sein Wald war – oder wenigstens bald sein würde. Jeden Baum und jeden Strauch, jedes Tier und jeden Pilz betrachtete er als sein Eigentum. Es war ja auch niemand da, der es ihm streitig machte. Bis er die alte Frau traf.

Er hatte sich auf den niedrigen Ast eines Baumes gesetzt, der am Rand einer Lichtung stand. Hier gab es nur darum keine Bäume, weil die Biber sie gebraucht hatten, um das kleine Wasserrinnsal zu einem Teich aufzustauen. Der Platz, den vorher die Bäume beansprucht hatten, wurde nun von Büschen und Kräutern eingenommen. Hier kam manchmal Rotwild zur Tränke, und darauf wartete Gernot.

Es raschelte im Gebüsch. Gernot hob seine Armbrust, bereit zu schießen, sobald das Tier heraustrat. Aber was da aus den Büschen kam, war eine Frau.

Sie war alt und ging gebückt, wirkte aber nicht gebrechlich, sondern bewegte sich flink. Sie trug eine Jacke aus

Leder, wohl damit die Dornen ihr nicht so zusetzten. Am Arm trug sie einen Weidenkorb.

»Wer bist du denn?«, sprach Gernot sie an und sprang von seinem Ast.

Die Frau erschrak, fasste sich aber schnell und antwortete: »Und wer bist du?«

»Ich bin der Enkel des Ritters von Habichtstein, und uns gehört dieser Wald.«

»Das kann jeder sagen!«, knurrte die Frau.

»Es ist die Wahrheit! Und jetzt sag, wer du bist!«

»Ich bin die Kräuterfrau. Ich sammle im Wald Pilze, Beeren und Kräuter. Daraus wird Medizin für die Kranken.«

»Das kann auch jeder sagen!«

»Wirf doch einen Blick in meinen Korb, da siehst du, was ich schon gesammelt habe!«

»Und was suchst du hier?«

Die alte Frau lächelte. »Etwas ganz Besonderes und Seltenes wächst hier. Ich habe es noch nirgendwo sonst gefunden. Die Novemberbeere.«

»Davon habe ich noch nie gehört.«

»Es ist eine ganz unscheinbare Beere, die sogar ein wenig giftig ist. Wenn sie aber im November den ersten Frost abbekommen hat, wird sie zu einem wunderbaren Heilmittel. Die letzten Nächte gab es Frost, darum suche ich jetzt die Novemberbeere.«

»Ich habe es dir nicht erlaubt!«, sagte Gernot hochnäsiger.

»Erlaubt? Seit wann braucht man eine Erlaubnis, wenn man Kräuter sammeln will? Ich schieße doch kein Wild!«

»In diesem Wald brauchst du eine Erlaubnis, und die verweigere ich dir! Also verschwinde!«

»Ich denke gar nicht daran! Schon seit über sechzig Jahren sammle ich im Wald, was ich für meine Arzneien brauche. Nie hatte jemand etwas dagegen. Und auf einmal kommt ein Junge und will ...«

»Sofort! Verschwinde!« Gernot ärgerte sich noch mehr, dass die Frau ihn nicht als richtigen Mann ansah. »Hau ab, oder ich schieße!« Er zielte auf die Alte.

Die blickte ihn erschrocken an, dann drehte sie sich um, zwängte sich durch das Gebüsch und ging davon. Dabei murmelte sie wütend vor sich hin. Gernot meinte die Worte »Frechheit« und »unverschämt« zu verstehen. »Komm nur nicht wieder!«, rief er ihr nach. »Sonst schieße ich!«

An Jagd war heute nicht mehr zu denken. Gernot ging nach Hause, erzählte aber niemandem von der Begegnung. Er war nicht besonders stolz darauf, ja, nachdem er einige Zeit darüber nachgedacht hatte, schämte er sich sogar ein wenig. War es recht, so mit einem anderen Menschen umzugehen? Aber weil der Gedanke so

ein unangenehmes Gefühl in ihm auslöste, beschloss er, nicht weiter darüber nachzudenken.

* * *

Wenn Hans Zeit hatte und nicht jagen ging, brachte er Gernot das Reiten bei. Zwar konnten sie nur etwa vierzig Schritte geradeaus reiten, vom Felsen an zwischen Stall und Scheune hindurch bis an den Waldrand. Da ließ sich nicht galoppieren. Aber er konnte doch ein wenig das Gefühl für das Tier bekommen, sich im richtigen Sitz und in den Bewegungen üben und Sicherheit im Sattel gewinnen.

Eines Tages – der erste Schnee war schon gefallen und schnell wieder getaut – ritt Gernot auf dem Hof hin und her. Keiner der Erwachsenen war in der Nähe. Er stieß dem Pferd die Ferse in die Seite. Kaum war es in Galopp gefallen, musste es schon wieder stehen bleiben. Das ärgerte Gernot.

Da kam ihm eine Idee. Der Bach! Im Wasser konnte er einen Galopp versuchen. Er lenkte das Tier in den Bach und trieb es an. Es wollte zunächst nicht gehorchen, aber Gernot trat ihm ungeduldig noch stärker in die Flanken. Da preschte das Pferd los, dass das Wasser hoch aufspritzte.

Ja, das machte Spaß! Gernot stieß einen Jubelschrei aus. Aber der war kaum verklungen, da schickte er einen

Schreckensschrei hinterher: Das Pferd stürzte, weil der Grund des Baches zu uneben war und voller dicker Steine. Gernot flog aus dem Sattel und landete seitlich in Brennnesseln und Himbeersträuchern, die ihm zwar die Haut aufrissen, aber immerhin verhinderten, dass er auf harten Boden krachte.

Als er sich nach dem Schreck wieder gefasst und unter Schmerzen aufgerichtet hatte, sah er, dass das Pferd im Bach auf der Seite lag. Es zuckte und stieß ein heftiges Schnauben aus. Dann wollte es aufstehen, konnte aber anscheinend nicht.

Da kam auch schon Hans angelaufen, den der Schrei angelockt hatte, gefolgt von Lisbeth und Anna.

»Gernot! Was ist passiert?«

Der kam langsam hoch, befühlte die verschiedenen Stellen, die ihm wehtaten, und erklärte nur, was sowieso jeder sehen konnte: »Das Pferd ist gestürzt.«

Hans näherte sich vorsichtig dem Tier und begann es zu untersuchen. Das war nicht einfach, weil es zwar manchmal still lag, dann aber unverhofft wild mit den Hufen um sich schlug.

Anna betrachtete Gernot von allen Seiten. »Ist es schlimm?«

»Es tut weh. Aber ich glaube, es ist nichts gebrochen.«

Hans stellte fest: »Aber bei unserem Pferd ist es

schlimm. Es hat sich die Vorderhand gebrochen.« Alle sahen sich erschrocken an, dann blickten sie fragend und vorwurfsvoll auf Gernot. Hans und Lisbeth trauten sich nicht, den Vorwurf auch auszusprechen, immerhin war er der junge Herr, aber Anna fragte: »Bist du galoppiert?«

»Ja.«

»Im Bach?«

»Ja. Sonst kann man ja nirgends ...!«

»Hast du denn den Verstand verloren, Junge? Im Bach, wo so viele Steine herumliegen! Das ist doch viel zu unsicher für ein Pferd! Was wird dein Großvater sagen! Unser einziges Pferd!«

Hans wollte ihren Zorn etwas beruhigen: »Da hast du ja wenigstens mit dem Zeitpunkt Glück – jetzt, wo wir sowieso nichts von der Mühle zu holen haben.«

»Meinst du, das Pferd wird nicht wieder gesund?«, fragte Gernot eingeschüchtert.

»Nein, das Bein ist mehrfach gebrochen. Wir müssen es schlachten.«

»Schlachten?«, fragte Gernot entsetzt.

Hans nickte, und seine Frau meinte: »Am besten jetzt gleich, damit es nicht weiter Schmerzen leiden muss.«

»Ja, dafür bin ich auch«, meinte Anna. »Aber nicht hier im Wasser. Wir müssen es erst an Land bringen.«

»Nur – wie?«, überlegte Hans. »Allein kann das arme Tier nicht aus dem Bach. Und herausziehen können wir es schlecht, wenn es so wild um sich schlägt.«

Eine Weile standen sie ratlos herum. Gernot verdrückte sich. Erstens schämte er sich für seine Tat, und zweitens wollte er nicht weiter zusehen, wie das verletzte Tier an seinen Schmerzen litt. Außerdem konnte er sowieso nicht helfen.

War es, weil er seinen Fehler einsah und nicht zusätzlich auch noch feige sein wollte? Jedenfalls raffte er allen Mut zusammen und ging zu seinem Großvater hinauf, um ihm alles zu berichten. Ritter Edwin sagte ein paar traurige und ein paar ernste Sätze, aber richtig zornig war er nicht. Wahrscheinlich hatte er keine Kraft dazu.

Dann saßen Großvater und Enkel eine Weile wortlos beieinander. Der alte Ritter murmelte: »So weit ist es also gekommen mit uns. Nur eine kleine versteckte Burg, mit Fluch und Unglück belastet, keine Einkünfte von den Bauern, ein alter, schwacher Ritter und ein Enkel, der wahrscheinlich nie ein Ritter werden wird, und nun noch nicht mal ein Pferd!«

»Ich will aber ein Ritter werden!«, sagte Gernot.

»Ein Ritter ohne Pferd? Das hast du dir nun selbst verdorben. Ach nein, auch mit Pferd wärst du kein Ritter

geworden. Wem willst du denn als Knappe dienen? Und wer sollte dich zum Ritter schlagen?»

Gernot hatte Tränen in den Augen. Ihm war allerdings klar, dass das nicht zu einem Ritter passte. Sein Großvater sollte seine Tränen auch nicht sehen. Darum stand er auf und ging hinaus.

Vom Felsen herunter sah er, dass die drei sich noch mit dem Pferd abmühten. Er nahm seine Armbrust und ging zur anderen Seite in den Wald.

Später, als er bei einbrechender Dunkelheit zurückkam, war alles vorbei. Hans und die Mägde waren dabei, das geschlachtete Tier zu zerlegen. Mehrere dampfende Kessel hingen über dem Feuer, und ein Geruch hing in der Luft, den Gernot schon von früheren Schlachtungen kannte.

»Wie habt ihr es denn aus dem Wasser gekriegt?«, fragte Gernot.

Hans zeigte ihm einen Korb, in dem mehrere braune Pilze lagen.

Hiermit. Es ist uns mit Mühe gelungen, ihm zwei von diesen Pilzen ins Maul zu stopfen. Da ist es eingeschlafen.«

»Was sind das für Pilze?«

»Das ist der braune Schattenröhrling. Er ist giftig. Ich habe ihn dir schon mal gezeigt, du hast es wahrscheinlich wieder vergessen. Er ist sehr selten, aber bei uns im

Wald wächst er an einigen Stellen. Einer davon lässt einen Menschen einschlafen, nach einigen Stunden wacht der mit starken Bauchschmerzen wieder auf. Zwei oder drei dieser Pilze bringen einen Menschen um. Ich dachte mir: Warum sollte nicht auch ein Pferd dadurch einschlafen? Sieh dir die Pilze genau an, damit du sie nicht mal aus Versehen zwischen ein Pilzgericht mischst!«

* * *

Es war kalt geworden. So kalt, dass Gernot keine Lust mehr verspürte, durch den Wald zu streifen. Lieber saß er neben seinem Großvater vor dem Kamin, in dem das Feuer hell brannte.

»Großvater«, bat Gernot, »erzähl mir etwas von früher!«

»Von früher? Was soll ich dir denn erzählen?«

»Zum Beispiel, wie du ins Land des Königs wolltest. Hans hat gesagt, das hättest du vorgehabt, aber du seist nicht hingekommen.«

»Hans kennt die Geschichte auch. Warum hat er sie dir nicht vollständig erzählt?«

»Er sagte, er habe nicht alles verstanden. Und manches sei ihm auch sehr ... sehr merkwürdig vorgekommen.«

»Ach, er meint wohl, ich hätte mir das alles nur ausgedacht? Oder ich hätte geträumt? Nun ja, das will ich

ihm nicht übel nehmen, es ist wirklich eine merkwürdige Geschichte. Aber glaube mir, es ist alles tatsächlich so passiert. Genau so, wie ich es dir jetzt erzähle.«

Ritter Edwin trank einen Schluck aus dem Weinglas, das neben ihm stand, in dem aber nur Wasser war, und begann:

»Ich habe dir ja erzählt, dass mein Vater dem König ungehorsam war. Er hatte Angst und wusste nicht, wie er die Sache wieder ins Lot bringen könnte. Da meinte er, ich sollte ins Königsland gehen und dort Knappe bei einem Ritter des Königs sein. Zunächst, ohne mich als Sohn des Ritters vom roten Fluss zu erkennen zu geben. Sobald ich dort ein Ritter würde und Freunde am Königshof hätte, könnte ich es bekennen, aber dann wäre mir sicher niemand mehr böse. Und auch der Zorn des Königs auf ihn, meinen Vater, wäre dann sicher verraucht.

Ich ging also weit nach Osten, wo die Sonne aufgeht, und kam an die Küste unserer Insel. Das Königsland ist nicht sehr weit entfernt auf der anderen Seite des Wassers, bei klarem Wetter kann man es von einem erhöhten Standpunkt aus sehen, wenn man auf einen Baum klettert oder auf das Dach eines Hauses. Im Hafen fragte ich nach einem Schiff, aber es fuhr keins hinüber. Und auf dem einen Schiff, das von drüben gekommen war und nun zurücksegeln sollte, wollten sie mich nicht mitnehmen.

Einen Grund dafür nannten sie mir nicht. Ich bot ihnen viel Geld, aber sie lehnten es ab.

Nach längerem Suchen und vielen Verhandlungen hatte ich schließlich einen Fischer gefunden, der mich für einen reichlichen Lohn hinüberbringen wollte. Wir segelten am Morgen los, hatten mit widrigem Wind zu kämpfen und kamen am späten Nachmittag in die Nähe der Küste.

Als wir das Ufer nach einer geeigneten Stelle zum Anlegen absuchten, sahen wir auf dem Strand einen Mann stehen. Einen seltsam kleinen Mann, ich möchte fast sagen, es war ein Zwerg, aber es war ohne Vergleich auf die Entfernung nicht möglich, die Größe abzuschätzen. Er trug ein Schwert, das für ihn eigentlich zu groß war, aber keine Rüstung und keinen Helm, auch keinen Schild. Wir segelten auf ihn zu. Aber da schüttelte er den Kopf und streckte uns die leere Handfläche der Linken entgegen, ein eindeutiges Zeichen, dass wir nicht näher kommen sollten. Der Fischer wollte auch abdrehen, aber ich überredete ihn, weiterzusegeln. So ein kleiner Mann könne uns doch nicht bedrohen. Als wir noch näher kamen, hob er sein Schwert. Das blitzte auf einmal, als würde sich die helle Sonne in seinem blanken Stahl spiegeln. Es schien aber keine Sonne, der Himmel war mit dunkelgrauen Wolken verhangen, als drohte ein Gewitter. Nun weigerte sich der Fischer, weiterzusegeln. Und ich muss ge-

stehen: Als ich nun die zornigen Augen des kleinen Mannes erkennen konnte, wurde es auch mir unheimlich.

Wir fuhren wieder ein Stück aufs Meer hinaus. Als es dunkel geworden war und auch noch Nebel aufkam, versuchten wir es an einer anderen Stelle. Es brauchte wieder viel Überredungskunst von mir, den Bootsführer dazu zu bewegen. Wir näherten uns erneut dem Ufer, das an dieser Stelle dicht bewaldet war. Weil wir kaum etwas sehen konnten, mussten wir das Segel einholen und vorsichtig rudern, um nicht an einer Sandbank auf Grund zu laufen. Es war gefährlich, und wir machten uns Sorgen. Plötzlich sahen wir vor uns ein Licht. Anscheinend hatte jemand eine Fackel angezündet. Als wir behutsam näher kamen, erschrakten wir: Im Licht der Fackel blitzte ein langes Schwert, es leuchtete fast heller als die Flamme.

Ein Schauer ging mir über den Rücken, und als der Fischer sofort zurückruderte, widersprach ich nicht, sondern half ihm sogar beim Rudern. Weiter draußen, wo der Nebel aufhörte, setzte er das Segel, wir konnten uns nach den Sternen orientieren und erreichten am Morgen den Hafen.

Meinen Plan, ins Königsland zu gehen, musste ich fallen lassen.«

2. KAPITEL

Es war wieder wärmer geworden. Der Schnee schmolz, und an den wenigen Stellen, wo ausreichend Licht bis auf den Waldboden vordrang, zeigten sich ein paar frühe Blüten.

Einige kleine Ausflüge in den Wald hatte Gernot schon gemacht. Heute aber wollte er weiter gehen. Den südlichen Teil des Waldes kannte er noch nicht, weil dafür ein halber Tagesmarsch nötig war. Wenn er dann den Rückweg so antrat, dass er vor Einbruch der Dunkelheit zu Hause wäre, blieb ihm kaum Zeit zum Jagen. Da er aber den ganzen Wald kennen wollte, hatte er sich entschlossen, doch einmal diese Gegend zu erforschen.

»Dann musst du aber etwas zu essen mitnehmen!«, sagte Anna. »Brot haben wir ja nun nicht mehr. Ich gebe dir einen Topf mit Suppe. Dazu Feuerstein und Zunder. Dann kannst du dir ein Feuer anzünden und die Suppe heiß machen. Das tut dir bei dem kalten Wetter sicher auch gut. Ich habe einen kleinen eisernen Topf, auf dem ich den Deckel festbinden kann, damit du nichts verschüttst und nichts hineinfällt.«

Kaum war im morgendlichen Dämmerlicht genug zu

erkennen, machte sich Gernot mit Topf und Armbrust auf den Weg. Die Sonne stieg auf, sie war im Wald noch zu erkennen, weil die frischen Blätter an den Bäumen noch kein dichtes Dach bildeten. Sie war ihrem höchsten Punkt am Mittag nah, als Gernot das Gebiet verließ, in dem er zu Hause war, und in unbekanntes Gelände kam. Auch hier gab es Hügel und Schluchten, dichtes Gebüsch und Bereiche, in denen hohe Bäume weiter auseinanderstanden. Damit er sicher war, den Rückweg zu finden, folgte Gernot einem kleinen Bach. Nach einiger Zeit wurde es vor ihm heller, und der Wald öffnete sich zu einer Lichtung. Sie war nur schmal, aber lang und gewunden wie der Bach. Hier wuchs sogar nicht nur dichtes Unkraut, sondern auch etwas Gras.

Gernot folgte dem kleinen Gewässer, kam um eine Biegung und blieb überrascht stehen. Vor ihm weideten vier Pferde!

Das hätte er in diesem menschenleeren Wald nicht erwartet. Wem mochten die Pferde gehören, und warum weideten sie hier? Es war doch sicher schwierig, sie überhaupt hierherzubringen!

Er kam näher und sah, dass es ein Hengst und drei Stuten waren, schöne Tiere. Besonders der braune Hengst stach ihm ins Auge. Viel Erfahrung mit Pferden hatte Gernot ja nicht, aber er sah, dass das Tier noch jung war, doch

mit allen Anlagen, einmal ein ausgezeichnetes Reitpferd zu werden.

Gernot blickte sich um. Kein Mensch war in der Nähe. Nun ja, die Tiere mussten nicht bewacht werden: Weglaufen konnten sie nicht wegen des dichten Buschwerks rundherum, und Menschen, die die Tiere stehlen konnten, waren in dieser Einsamkeit nicht zu erwarten. Nur er war zufällig hierhergekommen. Der Gedanke, dass er den Hengst stehlen könnte, drängte sich auf.

Er wollte ein Ritter werden. Ein Ritter brauchte ein Pferd. Er hatte keine Aussicht, sonst irgendwo eins zu bekommen. Sicher, sein Großvater hatte noch etwas Geld. Aber so bald würde er ihm sicher kein Reitpferd kaufen, zumal andere Dinge wichtiger waren. Und nun ergab sich hier diese günstige Gelegenheit! Was für ein stolzer Reiter wäre er mit diesem Braunen!

Gernot kämpfte mit sich selbst. Der Kampf ging zunächst unentschieden aus. Um etwas Zeit zum Überlegen zu haben, beschloss er, erst einmal ein Feuer zu machen. Aus drei Ästen bastelte er einen Dreifuß und hängte den Topf daran über die Flammen. Er hatte Hunger und freute sich auf die fleischreiche Suppe.

Während sein Essen langsam warm wurde, näherte er sich behutsam den Pferden. Er sprach beruhigend auf sie

ein, und sie ließen ihn auch an sich heran. Am Rand der Lichtung sah er Trensen und anderes Geschirr liegen, mit dem wohl die Pferde hergebracht worden waren, das man ihnen dann aber abgenommen hatte. Gernot nahm eine Trense und legte sie dem Hengst an, der sich das auch gefallen ließ.

Nun war seine Suppe heiß, und er setzte sich neben das Feuer und begann zu essen. Es schmeckte ihm vorzüglich, doch je länger er aß, desto weniger konnte er den Geschmack wahrnehmen, weil seine Gedanken nur noch um den herrlichen Hengst kreisten.

»Sieh da, ein Mensch in dieser einsamen Gegend!«

Gernot sprang erschreckt auf, sodass er fast den Topf umgeworfen hätte, und drehte sich um. Ein Mann stand zehn oder zwölf Schritte hinter ihm am Waldrand.

»Guten Tag!«, sagte Gernot und warf einen verstohlenen Blick auf seine Armbrust, die er auf der anderen Seite des Feuers abgelegt hatte.

Die beiden musterten sich für einige Augenblicke schweigend.

»Äh – das sind wohl deine Pferde?«, fragte Gernot schließlich.

»Allerdings. Und sie sollen es auch bleiben. Du hastest doch nicht die Absicht, den Hengst mitzunehmen? Warum hast du ihm die Trense angelegt?«

»Ach, nur so ... Ich habe mich gewundert, wie gutmütig er war.«

»So, so.«

»Aber selbst wenn ich ihn hätte mitnehmen wollen – das Recht dazu hätte ich. Der Wald gehört unserer Familie, den Rittern von Habichtstein. Und wenn fremde Tiere hier ohne Erlaubnis grasen ...«

»Ich musste die Pferde hier vor den Soldaten verstecken. Sie streifen durchs ganze Land und nehmen mit, was sie gebrauchen können. Auf so edle Pferde sind sie natürlich besonders scharf. Ich bin Pferdezüchter. Wenn man mir meine Tiere raubt, habe ich nichts, wovon ich mit meiner Familie leben kann. Ein Freund, der diese Lichtung einmal zufällig entdeckt hat, riet mir, sie hier zu verbergen, bis die Soldaten wieder abgezogen sind.«

»Aha.«

»Ich wohne eine Tagesreise von hier in dem Dorf Weidengrund.«

»Aha.«

»Entschuldige – hast du noch etwas von der Suppe übrig? Ich habe seit zwei Tagen nichts gegessen. Alle in unserem Dorf hungern. Die Soldaten haben alles geraubt.«

»Gut, iss den Rest! Ich bin fast satt. Warte, die Suppe ist nicht mehr ganz heiß, und heiß schmeckt sie am besten. Ich hänge sie noch kurz über die Glut.«

Der Mann setzte sich neben die Feuerstelle und schaute gierig in den Topf. Man sah richtig, wie ihm das Wasser im Mund zusammenlief. Gernot ging ein Stück in den Wald hinein, um trockenes Holz zu suchen, damit das Feuer neue Nahrung bekam.

Gerade hob er einige Äste auf – da starrte er überrascht auf einige Pilze am Fuß einer Tanne. Die braunen Schattenröhrlinge! Er wusste es genau – er hatte sich die, die Hans ihm gezeigt hatte, sorgfältig angesehen. Allerdings waren die hier schon vertrocknet.

Im Nu war der Plan da, und mit ihm auch gleich der Entschluss, ihn auszuführen. Er pflückte einen der Pilze, zerbröselte ihn etwas und behielt ihn in der Hand. Als er zum Feuer zurückkam und die Äste hineinlegte, stellte er sich zwischen den Mann und den Suppentopf, sodass der Fremde nicht sehen konnte, wie er den Pilz in das Essen warf.

»So, noch ein wenig rühren – gleich ist das Gericht fertig.«

»Ich bin dir wirklich sehr dankbar, Junge. Wo hast du nur die gute Suppe her mit so viel Fleisch? Oh – das scheint ja sogar Fleisch vom Wildschwein zu sein!«

»Ich sagte doch, uns gehört dieser Wald. Und natürlich auch alle Tiere darin. Hier, nun iss und lass es dir gut bekommen!«

Die ersten Löffel nahm der Mann gierig, aber dann besann er sich und genoss die Mahlzeit bedächtig. Gernot sah nicht zu ihm hin, stocherte nur im Feuer herum und fragte: »Hast du noch mehr Pferde?«

»Ich hatte noch mehr, aber die haben sie mir schon weggenommen.«

»Dürfen die das denn?«

Der Pferdezüchter lachte bitter. »Danach fragen sie nicht. Es ist der ... na ja, sie sagen, der Prinz habe sie beauftragt.«

»Aber das glaubst du nicht?«

»Niemand glaubt das, jedenfalls niemand, den ich kenne und der den Mut hat, etwas dazu zu sagen. Der General steckt dahinter. Er beruft sich auf den Prinzen. Aber den kann niemand fragen. Alle rechnen damit, dass der König bald mit einem Heer kommt und dem Spuk ein Ende macht. Der General rechnet wohl auch damit. Darum rüstet er auf. Zwingt junge Männer in seine Armee. Und für die braucht er Waffen und Pferde und Nahrungsmittel. So, der Topf ist leer. War ausgezeichnet, deine Suppe. Vielen Dank! Aber sie ... sie macht mich auch müde. Vielleicht ... vielleicht liegt sie mir ein bisschen schwer im Magen, weil ich schon so lange nichts mehr gegessen hatte. Ich lege mich mal kurz zu einem Mittagsschläfchen hin. Du wirst es hoffentlich nicht ...

nicht als Unhöflichkeit empfinden ... nur ein kleines Nickerchen ...«

Er lag schon im Gras und war im Nu eingeschlafen.

Gernot löschte das Feuer, wusch den Topf im Bach aus und beobachtete den Pferdezüchter noch eine Weile. Der atmete tief und schien nichts mehr wahrzunehmen.

Das Herz klopfte Gernot bis zum Hals. Er hängte sich Topf und Armbrust um, ging langsam zu dem Hengst, immer wieder mit einem kurzen Blick zu dem Schlafenden, und nahm die Zügel. Langsam führte er das Tier um die Feuerstelle herum den Bach hinauf. Bald war er im dichten Wald.

Mit dem Pferd war es noch schwieriger, durch das dichte Unterholz zu gehen. An Reiten war gar nicht zu denken. Er musste einige Umwege machen, um das dichteste Gestrüpp zu umgehen, und brauchte so fast die doppelte Zeit. Es war längst dunkel, als er endlich ankam.

Niemand war zu sehen. Aber oben im Palas brannte hinter den Teppichen, die die kleinen Fenster verhängten, ein flackerndes Licht. Das wunderte Gernot, weil sein Großvater sich immer früh zum Schlafen niederlegte.

Er führte das Pferd in den Stall, in dem das vorige Pferd gestanden hatte. Dort tätschelte er es liebevoll, gab ihm etwas Futter und sagte: »So, du bist jetzt mein Pferd! Ich bin dein Herr. Hast du das verstanden? Du wirst ... Wie

heißt du eigentlich, Pferd? Hm, ich werde dir einen Namen geben müssen. Wie könnte ich dich denn ...? Ah, nach der Jahreszeit! Es ist März, also werde ich dich ›März‹ nennen. Du bist März! Hast du das verstanden? So, und jetzt friss! Und hier ist auch ein Eimer mit Wasser. Gewöhn dich an dein neues Zuhause! Bis morgen früh, März!«

Gernot verließ den Stall und ging die hölzerne Treppe zur Burg hinauf. Er öffnete die Tür zum Rittersaal, um zu sehen, warum noch Licht brannte. Da stand Anna vor ihm.

»Da bist du ja, Gernot!«, sagte sie seltsam leise.

»Ich habe länger gebraucht, weil ich ein Pferd mitgebracht habe. Ich habe es ... ich habe es im Wald gefunden.«

»Ein Pferd?«, murmelte Anna. Es schien sie gar nicht zu überraschen, noch nicht einmal zu interessieren.

»Ist Großvater noch wach?«

»Nein, er ... er wird nie mehr wach.«

»Er ...« In Gernots Kopf jagten sich die Gedanken.
»Wieso nicht?«

»Dein Großvater ist gestorben.«

Gernot stand stocksteif da und ließ es geschehen, dass Anna ihn umarmte. Sein Großvater war tot? Sein Großvater, der immer da gewesen war, so weit er zurückdenken konnte?

Hans kam auch herzu und nahm ihn in die Arme, um ihn zu trösten, und dann Lisbeth. »Nun bist du der Herr auf Habichtstein«, sagte Hans. Und Lisbeth murmelte: »Armer Junge!«

Ja, arm war er, auch wenn er nun der Herr der Burg war. Arm, weil sein geliebter Großvater nicht mehr da war. Arm, weil nun eine große Verantwortung auf seinen Schultern lag. Arm, auch wenn er gerade um ein edles Pferd reicher geworden und damit seinem Wunsch, Ritter zu werden, ein Stück näher gekommen war. Aber das Glück über das Pferd hatte sowieso schon einen bitteren Beigeschmack gehabt. Jetzt war alles nur noch bitter.

* * *

Sie hatten Ritter Edwin draußen am Waldrand begraben, wo schon die anderen Mitglieder der Familie lagen.

Es war merkwürdig still geworden, obwohl Ritter Edwin sich ja vorher kaum am Leben auf der Burg beteiligt hatte. Aber die Gespräche wurden leiser geführt und waren auf das Nötigste beschränkt. Gelächter war nicht zu hören, auch nicht die Lieder, die Lisbeth sonst oft beim Kochen gesungen hatte.

Gernot beschäftigte sich viel mit März. Er musste auf eindringliches Fragen von Anna die ganze Geschichte

der Wahrheit entsprechend erzählen. Auch die anderen beiden hörten zu. Niemand sagte etwas dazu. Vielleicht wollten sie ihn schonen, vielleicht trauten sie sich auch nicht, ihm Vorwürfe zu machen, weil er nun der Herr auf Habichtstein war. Anna sah ihn nur traurig an, Hans blickte streng und ärgerlich, und Lisbeth sah stumm auf den Boden. Gernot spürte die Missbilligung der drei, auch wenn sie nichts sagten. Er schwankte zwischen zwei Gefühlen. Manchmal verteidigte er sich vor sich selbst: *Auch andere Ritter nehmen sich, was sie kriegen können, darum nennt man sie Raubritter, und hier habe ich mir nur genommen, was zu Unrecht auf meinem Grund geweidet hat.* Dann aber wurden solche Gedanken wieder von seinem Gewissen hinweggefegt, und er schämte sich.

März ließ sich gut reiten. Er hatte mehr Temperament als das alte Pferd, aber Gernot wurde gut mit ihm fertig. Der Wunsch wurde stärker, einmal mit ihm in gestrecktem Galopp über weite Wiesen zu preschen.

Eines Tages saßen alle vier zusammen am Tisch im unteren Wohnhaus. Die Burg stand nun fast leer, nur Gernot hatte dort noch das Zimmer, in dem er schlief. Da es keine neue Ernte gab und auch noch lange nicht geben würde, hatten sie weder Brot noch Getreidebrei. Sie mussten sich mit Gemüse aus dem eigenen Garten und Fleisch aus dem eigenen Wald begnügen.

»Ich möchte gern wissen, wie Großvater gestorben ist!«, sagte Gernot plötzlich in das Schweigen hinein.

»Du weißt ja, dass er schon lange krank war«, murmelte Anna in ihr Essen hinein.

»Aber am Abend vorher schien er noch ganz fröhlich zu sein.«

»So ist das bei alten Leuten manchmal. Von einem Tag auf den anderen ...«

»Nun ja«, unterbrach Hans, »es lag vielleicht auch daran, dass er die Arznei nicht mehr hatte. Wenn ein Anfall kam, hat ihm die früher immer geholfen.«

»Welche Arznei? Meinst du den Saft in dem blauen Krug, den er manchmal trank?«

»Ja. Ein Medicus hat ihm einmal das Rezept gegeben. Ich ließ den Saft immer von einer Frau machen. Alle drei Monate bin ich zu ihr gegangen. Sie wohnt weiter unten am roten Fluss.«

»Und warum war nichts mehr da? Sicher hätte die Arznei ihn retten können! Hast du vergessen, sie zu holen?« Gernots Stimme war laut und streng geworden, so, als wäre er schon ein großer Herr und Ritter, der die faule Dienerschaft ausschimpft.

»Ich war da. Aber die kundige Frau konnte die Arznei nicht machen. Sie sagte, es fehle ihr ein wichtiger Bestandteil.«

»Und was?«

»Novemberbeeren. Sie sagte, sie habe welche pflücken wollen nach dem ersten Frost im Herbst. Aber man habe sie von der Stelle vertrieben, wo die Beeren wachsen.«

Gernot ließ den Löffel fallen. Suppe spritzte auf den Tisch. Alle sahen erschrocken zu ihm hin. »Was ist, Gernot?«

»Du bist ja ganz weiß im Gesicht!«

»Ist dir schlecht?«

Einige Augenblicke starrte Gernot durch sie alle hindurch. Dann sprang er auf, so heftig, dass sein Stuhl umfiel, und rannte hinaus.

Die anderen sahen sich erschrocken an. Die Lust am Essen war ihnen vergangen. Nur Hans nahm etwas, sagte: »Esst, es wird kalt!«, legte dann aber, als keiner seinem Beispiel folgen wollte, den Löffel auch wieder weg.

Endlich sagte Anna: »Ich sehe mal nach ihm.«

Sie ging hinaus, sah in den Pferdestall, wo er meistens war, und rief: »Gernot!« Sie bekam keine Antwort. Da lenkte ein kratzendes und quietschendes Geräusch ihren Blick zum Burgfelsen. Erstaunt sah sie, wie die hölzerne Treppe hochgezogen wurde. Gernot, der junge Herr von Habichtstein, wollte allein sein.

Sie rief laut hinauf, aber sie bekam keine Antwort.

* * *

Es war Mittag des nächsten Tages. Die Sonne schien nur ab und zu durch ein paar Lücken in den Wolken und schaffte es darum kaum, die kühle Frühlingsluft etwas zu erwärmen.

Das Geräusch verriet den drei Erwachsenen, dass die Zugtreppe wieder heruntergelassen wurde. Es dauerte lange, bis das untere Ende auf den Boden traf.

Lisbeth hörte es in der Küche und schaute zum Fenster hinaus. Anna war beim Unkrautjäten, stand auf und klopfte die Erde von ihren Fingern. Hans schob gerade eine Karre mit Heu von der Scheune zum Stall und tat so, als sei es das Selbstverständlichste von der Welt, dass die Treppe gelegentlich bewegt werden musste.

Gernot kam herunter.

»Kommt mal her!«, rief er.

Alle drei kamen langsam herbei.

Ihr junger Herr stand auf einer der unteren Stufen, hatte einen Sack über der Schulter und die Armbrust in der Hand.

»Ich habe mich entschlossen, Habichtstein zu verlassen«, sagte er.

»Aber Gernot ...!«, wollte Anna einwenden, aber der hob die Hand, und da schwieg sie.

»Ihr wisst, dass seit Langem ein Fluch auf uns liegt. Und ich ... ich bringe uns allen auch nur Unglück. Darum muss ich gehen. Außerdem wird es Zeit, dass ich mich bemühe, ein Ritter zu werden. Vielleicht, wenn ich einen guten Ritter finde, dem ich als Knappe diene, vielleicht kann ich dann etwas abtragen von ... der Last ... von der Schuld, von ...« Er ließ den Satz unvollendet, machte nur eine Bewegung mit der Hand, als wolle er alles Dunkle fortwischen, und kam die letzten Stufen herunter. Dann ging er in den Stall, sattelte März, legte seinen Sack darauf und führte das Pferd ins Freie.

Die drei hatten dem Ganzen wortlos und tatenlos zugesehen. Jetzt sagte Lisbeth: »Aber junger Herr, du kannst doch nicht ...«

Ihr Mann schnitt ihr das Wort ab. »Lass mal, Lisbeth! An dem Entschluss ist wohl nichts mehr zu ändern.«

»Das stimmt«, sagte Gernot, als er sich in den Sattel schwang. »Haltet die Burg in Ordnung. Ihr könnt das vielleicht sogar besser ohne mich. Irgendwann werde ich wiederkommen. Wir wollen hoffen, dass dann bessere Zeiten sind. Wenn gelingt, was ich mir wünsche, kann ich meinen Teil dazu beitragen.«

Anna trat heran und reichte ihm die Hand. »Leb wohl, mein junger Herr!«, krächzte sie mit belegter Stimme.

»Ich danke euch für alles«, sagte Gernot, nachdem er auch Hans und Lisbeth die Hand gereicht hatte. Lisbeth schob ihm noch schnell den geräucherten Schinken, den sie gerade in der Hand hatte, in den Sack.

Die drei Erwachsenen beobachteten, wie Gernot zum Grab seines Großvaters ritt, abstieg und davor niederkniete. Dann führte er das Pferd in den Bach und verschwand bald im Wald, ohne sich noch einmal umzusehen.

* * *

Die Frau des Müllers war gerade dabei, ihre Ziege zu melken, und die kleinen Kinder sahen zu und streichelten das weiße Tier. Die Frau blickte auf, als Gernot herankam, und erhob sich.

»Guten Tag, Herr!«, grüßte sie freundlich.

»Guten Tag, Martha! Du weißt noch, wer ich bin?«

»Natürlich!«

»Ist dein Mann da?«

»Er ist in der Mühle und versucht das Mahlwerk zu reparieren. Wenn du da ans Fenster trittst, kannst du ihn schimpfen hören.«

Gernot schlang die Zügel seines Pferdes um einen Pfosten am Gartenzaun und ging hinein. Tatsächlich brauchte er nur dem Geräusch von Schimpfen und Schnaufen zu fol-

gen, um den Müller zu entdecken, jedenfalls seine Beine. Der Oberkörper steckte irgendwo zwischen zerbrochenen Stangen und von den Achsen gefallenem Rädern.

»Guten Tag, Müllermeister!«

Der Angesprochene machte sich langsam frei und kam zum Vorschein. »Ach, du bist es, junger Herr! Du kommst doch nicht etwa, um Mehl zu holen?«

»Nein, das gibt es vorläufig nicht, ich weiß. Wir haben uns ganz gut mit Fleisch aus dem Wald und mit eingelagerten Resten über den Winter retten können. Und ihr? Wie ich sehe, seid ihr auch nicht verhungert.«

»Dank eurer Hilfe! Aber es ist eine schwere Zeit. Die nächste Ernte ist zwar noch weit, aber wenn ich das hier richtig beurteile, werde ich wohl auch sie nicht mahlen können. Bitte bestelle Ritter Edwin einen Gruß und sag ihm das!«

»Ich werde meinen Großvater nicht grüßen können. Er ist vor einigen Tagen gestorben.«

»Oh – das tut mir sehr leid, junger Herr!«

Die Müllerin kam heran. »Was höre ich da? Der Ritter ist tot?«

»Er war ja schon lange krank«, bemerkte ihr Mann.

Gernot nickte nur.

Die Frau schüttete etwas Ziegenmilch in eine Schüssel.
»Möchtest du etwas trinken?«

»Danke!«, nickte Gernot und setzte die Schüssel an die Lippen.

Der Müller fragte: »Bist du gekommen, um uns das zu sagen und dich als neuer Herr von Habichtstein vorzustellen?«

Gernot wischte sich den Rest der Milch mit dem Handrücken vom Mund und antwortete: »Nein, ich ... ich will einen Ritter suchen, dem ich als Knappe dienen kann, um dann auch ein Ritter zu werden.«

»Das wird schwer werden!« Der Müller wiegte den Kopf.

Seine Frau bemerkte: »Ein schönes Pferd hast du. Ich dachte immer, ihr hättet nur das eine, mit dem Hans die Vorräte geholt hat.«

Darauf ging Gernot nicht ein. Er sah den Müller an. »Kannst du mir einen Rat geben, wohin ich mich wenden soll? Ich kenne mich ja gar nicht aus außerhalb unseres Waldes.«

Der Gefragte überlegte. Dann schüttelte er den Kopf. »Nein, junger Herr. Natürlich gibt es noch Ritter, aber keine Burgen, weil der General sie alle geschleift hat. Die Ritter sind entweder in seinen Dienst getreten, oder sie haben ihre Waffen abgelegt und leben möglichst unauffällig, um nicht die Feindschaft des Generals auf sich zu ziehen. Es gibt nur noch die vier großen Burgen, die dem General als

Stützpunkte dienen. Und als Kontrollpunkte, von denen aus er das ganze Land beobachtet und beherrscht.«

»Vielleicht muss ich dann in eine dieser Burgen gehen.«

»Wenn du erlaubst, dass ich dir einen Rat gebe, junger Herr: Das würde ich an deiner Stelle nicht tun.«

»Aber wie soll ich sonst ein Ritter werden?«

»Hm«, brummte der Müller. »Das weiß ich allerdings auch nicht. Setz dich doch!«

Alle drei ließen sich an dem grob gezimmerten Tisch nieder, die Kinder setzten sich bei Mama und Papa auf den Schoß. »Kannst du mir etwas über die Burgen sagen?«, fragte Gernot.

»Gesehen habe ich sie noch nicht, aber nach dem, was man so hört, müssen es große und beeindruckende Festungen sein. Sie nehmen dort auch Knappen auf, aber um sie im Sinne des Generals zu erziehen. Sie werden zu Rittern und dienen dann als Offiziere im Heer der vielen Bewaffneten, die der General zum Waffendienst zwingt. Aus den beiden Dörfern sind auch sieben ... ach, das hast du ja schon mitbekommen. Ich bin froh, dass mein Sohn hier noch so klein ist.«

»Ich habe gehört, der General fürchtet einen Angriff des Königs und rüstet darum auf.«

»So wird es gesagt, ja. Aber natürlich weiß niemand etwas Genaues. Ach ja, über die Burgen wolltest du etwas

wissen. Nun, da ist zunächst das große Schloss bei der Stadt. Dort hat früher der Herzog gewohnt, und jetzt lebt dort der Prinz, der Sohn des Königs.«

»Wenn er noch lebt!«, warf seine Frau ein.

»Wenn er überhaupt noch lebt, ja. Man hat ihn seit Jahren nicht gesehen. Aber der General behauptet, er selbst regiere nicht, er führe nur die Befehle des Prinzen aus. Zu dieser Burg, in die Höhle des Löwen sozusagen, wirst du sicher nicht gehen wollen.«

»Hm. Und die anderen drei Burgen?«

»Du weißt ja, dass eine Burg immer so angelegt wird, dass ein Feind schlecht an sie herankommt, damit man sie leicht verteidigen kann. Wenn es möglich ist, stellt man sie auf einen steilen Felsen, wie Habichtstein, oder auf einen Bergsporn, der nach mehreren Seiten hin steil abfällt. Wenn die Anlage von der Bergseite her zu leicht zu erreichen wäre, schützt man sich, indem man künstlich einen Burggraben zieht und eine besonders starke und hohe Mauer errichtet. Gibt es nun aber keine geeignete Stelle für so eine Höhenburg, dafür aber einen See oder einen Fluss, dann kann man eine Wasserburg bauen. Die dritte Möglichkeit ist, die Burg in einem Moor oder in sumpfigem Gelände in einem Flusstal zu errichten. Es gibt nur einen aufgeschütteten Damm, um sie zu erreichen, den man leicht verteidigen kann. Durch

den Sumpf mag ein einzelner Mann vielleicht einen Weg finden, wenn er geschickt ist, aber kein Reiter, erst recht keine ganze Armee, und schon gar nicht schwere Belagerungsmaschinen.«

»Das habe ich verstanden. Und von welcher Art sind nun die drei Burgen?«

»Von jeder Art gibt es eine. Uns hier im Norden am nächsten liegt die Höhenburg Igelstein. Im Westen liegt in einem weiten Sumpfgebiet Pfauenstein und weit im Osten eine Wasserburg, sie heißt Biberstein.«

»Gut. Ich danke dir, Müllermeister.«

»Was hast du nun vor?«

»Ich weiß es noch nicht.«

»Wenn du in die Stadt kommen solltest, junger Herr, so könntest du mir einen Gefallen tun. Dort lebt Meister Lothar. Er ist Wagner und Mühlenbauer, er hat auch meine Mühle gemacht. Frag ihn freundlich, ob er sie reparieren will, ohne dass ich ihn gleich bezahle. Ich könnte ihm seinen Lohn erst im Lauf der nächsten Jahre geben. Er kann mir ja auch einen seiner Gesellen schicken, er hat eine große Werkstatt. Ich kann mir zwar nicht denken, dass er darauf eingeht, aber fragen kostet ja nichts.«

»Ich will es versuchen, wenn ich in die Stadt komme. Wie finde ich ihn dort? Reicht es, wenn ich nach Meister Lothar, dem Wagner, frage?«

»Das reicht bestimmt. Jeder kennt ihn. Er ist ein berühmter Meister, der sich mit allen Arbeiten in Holz und Metall auskennt.«

Gernot stand auf. »Auf Wiedersehen! Und danke für die Milch!«

Auch der Müller erhob sich und geleitete ihn nach draußen. »Ich wünsche dir eine gute Reise und gutes Gelingen bei allem, was du vorhast!«

Gernot schwang sich auf März, hob noch einmal grüßend die Hand und ritt davon.

* * *

Zunächst war Gernot am Ufer des roten Flusses entlang-geritten. Da er dabei aber in einer Schlangenlinie ritt, dachte er, es müsse einen geraden und kürzeren Weg geben. Er bog ab und ritt auf einen kahlen Höhenzug hinauf, um sich bei einem Rundblick zu orientieren.

Endlich war er oben, konnte aber von dort auch nicht mehr erkennen, weil noch höhere Berge ihn umgaben. Auf dem höchsten dieser Berge, der nur zum Teil bewaldet war, stand ein einzelner, besonders hoher Baum. Wenn er dort hinaufkletterte, würde er sicher eine prachtvolle Aussicht haben und sich von der Gegend, vielleicht vom ganzen Nordteil der Insel ein Bild machen können.

Er trieb sein Pferd an und wunderte sich bald, dass er sich wohl in der Entfernung sehr verschätzt hatte. Erst nach einem halben Tag kam er auf der Höhe an. Inzwischen war es dunkel geworden und kaum noch etwas zu erkennen. Also beschloss er, hier oben sein Nachtlager einzurichten. Er ließ März noch etwas grasen und band ihn dann an einem Busch fest. Mit seinen Decken, die er mitgebracht hatte, bereitete er sich ein Lager, legte den Kopf auf den Sattel und war schnell eingeschlafen.

Heftiger Wind weckte ihn. Er war noch müde, merkte aber hinter seinen noch geschlossenen Augenlidern, dass es hell war. *Natürlich*, dachte er, *hier auf der Höhe weht sicher meistens ein starker Wind*. Er hörte März schnauben und beschloss, die Augen aufzumachen.

Wolken jagten über den Himmel, die aussahen, als drohten sie mit Regen. Sein Pferd schnaubte noch einmal, und Gernot blickte zu ihm hinüber. Er erschrak. Neben März, nahe bei dem großen Baum, stand ein kleiner Mann.

Gernot sprang auf.

Der Mann lächelte und kam ein paar Schritte näher. »Hast du gut geschlafen?«, fragte er freundlich.

»Du ... du ... bist du ein Zwerg?«

Der Mann erinnerte Gernot sofort an die Geschichte seines Großvaters, dem so ein kleiner Mann den Zugang zum Land des Königs verwehrt hatte.

»Was ist ein Zwerg?«, fragte der Kleine.

»Weißt du das nicht? Ein kleiner Mensch. Du bist doch ein kleiner Mensch. Größer als ein Kind zwar, aber du bist ja kein Kind.«

»Ist ›Zwerg‹ ein Schimpfwort?«

»Nein, eigentlich nicht«, sagte Gernot. »Es mag wohl Leute geben, die es als Schimpfwort gebrauchen. Aber ich meine es nicht so.«

»Gut«, nickte der Mann, »dann darfst du ›Zwerg‹ zu mir sagen. Wir heißen eigentlich anders.«

»Wie denn?«

»Boten nennen wir uns.«

»Wer ist ›wir‹?«

Aber der Mann antwortete nicht auf die Frage. »Möchtest du etwas Brot zum Frühstück und heißen Tee?«

»Brot? Oh ja, gern! Und auch heißen Tee nehme ich, wenn du so freundlich sein willst. Wo ist dein Feuer, auf dem du Wasser kochst?«

»Weiter da unten. Aber nun frage nicht so viel, iss!« Der Zwerg setzte sich hin und nahm das Tuch von dem Korb, den er bei sich trug. Er nahm Brot und einen Krug heraus. »Da, nimm!«

»Danke!«, sagte Gernot, setzte sich ihm gegenüber und ließ es sich schmecken. Nach den ersten Bissen fragte er: »Was machst du hier oben?«

»Was machst *du* hier oben?«, lautete die Gegenfrage.

Gernot erklärte: »Ich habe von Weitem den großen Baum auf dem hohen Berg gesehen und dachte, ich kann mir von hier aus ein Bild von der Gegend machen. Aber es war schon dunkel, als ich ankam.«

»Meinst du, du hättest da hinaufklettern können?«

»Hm«, brummte Gernot, nachdem er den Baum eine Weile betrachtet hatte. »Du hast recht, es könnte schwierig sein. Es ist ein großer Abstand zwischen den Ästen.«

»Du musst auch nicht hinauf. Ich kann dir den Weg erklären. Sag mir nur, wo du hinwillst!«

»Nun, das weiß ich selbst noch nicht.«

Der kleine Mann lachte. »Dann wird es allerdings für mich schwierig, dir den Weg zu erklären.«

Gernot schluckte gerade den letzten Bissen hinunter und spülte mit Tee nach. »Köstlich! Vielen Dank! Hast du selbst denn schon gefrühstückt? Habe ich dir etwa dein Frühstück weggegessen?«

»Mach dir darüber keine Gedanken!«

Gernot stand auf. »Man kann aber von hier aus auch schon weit sehen, ohne auf den Baum zu klettern.«

»Ja, das stimmt. Sieh mal in das Tal dort hinunter!«

»Was ist da?«

»Sieh nur genau hin! Zwischen dem Tannenwald und dem felsigen Abhang.«

Gernot strengte sich an, die genannte Stelle zu finden. Dann straffte sich sein Körper. »Da ist was. Menschen wahrscheinlich. Viele. Sie bewegen sich.«

»Sie kommen hier herauf.«

»Hier herauf? Was könnten sie wollen?«

»Nicht die Aussicht genießen. Sie haben aber wie du von Weitem diesen schönen hohen Baum gesehen. Den wollen sie haben.«

»Du meinst, sie wollen den Baum fällen?«

»Ja. Wenn du genau hinsiehst, erkennst du, dass sie große Wagen bei sich haben. Es sind Arbeiter, begleitet von Soldaten. Der General hat sie ausgeschickt, um Holz für den Bau von Schiffen und anderem Kriegsgerät zu suchen. Dieser Baum wäre hervorragend geeignet für den Großmast eines Segelschiffes.«

»Woher weißt du das alles?«

Der Zwerg antwortete nicht, stellte nur den Teekrug wieder in seinen Korb. Dann sah er Gernot an und sagte: »Ich bitte dich, mir zu helfen.«

»Gern, was soll ich tun?«

»Du sollst die Männer daran hindern, meinen Baum zu fällen.«

»Ich? Sie daran hindern? Wie soll ich das denn machen? Ich habe nur eine Armbrust als Waffe. Und die ist noch nicht mal besonders stark.«

»Ich weiß. Kämpfen kannst du nicht mit ihnen. Du musst sie eben überreden.«

»Auch das kann ich nicht. Zum Überreden braucht man gute Gedanken, Gründe, die dem anderen einleuchten. Vielleicht sogar ein Druckmittel. Aber wenn das Leute sind, die der General schickt ...«

»Der Prinz würde dir sehr dankbar sein. Erweise ihm diesen Dienst!«, sagte der Zwerg und sah ihn eindringlich an.

»Der Prinz? Was hat er damit zu tun?«

»Für ihn ist der Baum sehr wichtig. Für dich übrigens auch, du weißt es nur noch nicht.«

Gernot riss sich vom Blick des kleinen Mannes los und ging zu seinem Pferd. »Du redest Unsinn! Warum sollte ich dir glauben? Ich bin dir dankbar, dass du mich so freundlich bewirtest hast. Aber das ist noch kein Grund, mich mit den Soldaten des Generals anzulegen. Ich reite auf der anderen Seite den Berg hinunter. Aber damit du siehst, dass ich nicht undankbar bin, biete ich dir an, dich auf meinem Pferd mitzunehmen, damit du denen nicht in die Hände fällst.«

»*Dein* Pferd?«, fragte der Zwerg und betonte das erste Wort.

Gernot zuckte etwas. Der Mann konnte doch nicht wis-

sen, wie er zu diesem Pferd gekommen war! »Also willst du nun mit oder nicht?«

»Ich muss hierbleiben. Und du auch. Du musst helfen, den Baum zu erhalten. Er ist wirklich sehr wichtig. Wenn du hilfst, wirst du belohnt.«

»Womit?«

Aber darauf antwortete der Zwerg nicht. »In diesem Baum steckt ein großes Geheimnis. Je nachdem, wie man mit ihm umgeht, kann er gefährlich oder hilfreich sein. Gefährlich oder gar tödlich wie der braune Schattenröhrling, aber auch heilsam wie eine Novemberbeere nach dem ersten Frost.«

Gernot, der eben gehen wollte, blieb wie angenagelt stehen. Das Blut schoss ihm in den Kopf. Wollte der Mann ihn an seine Schuld erinnern? Aber er konnte doch gar nichts davon wissen! Oder war es Zufall, dass er davon sprach? Auch wenn es Zufall sein sollte, so erinnerten ihn die Worte doch an das, was geschehen war. Ob er es wiedergutmachen könnte, wenn er diesem Mann half?

Beide sahen sich still in die Augen, während es hinter Gernots Stirn arbeitete. Dann wandte er den Blick ab. »Gut«, sagte er und bemühte sich, es gleichmütig klingen zu lassen, »gut, ich versuche, die Männer zu überzeugen. Ob es allerdings gelingt ...?«

»Das ist dann nicht mehr deine Verantwortung.«

»Warum redest du nicht selbst mit ihnen?«

»Mich dürfen sie nicht sehen.«

»Das verstehe ich nicht. Aber was soll's! Ich habe heute schon so vieles gehört, was ich nicht verstehe. Ich verspreche dir jedenfalls, dass ich mit den Soldaten reden will.«

Der Zwerg kam auf ihn zu und reichte ihm die Hand. Etwas verblüfft schlug Gernot ein. Der andere lächelte. »Dann sage ich dir jetzt auch, was dein Lohn ist.«

Er zeigte auf den hohen Baum. »Wie ich schon sagte, es stecken viele Geheimnisse darin – und ein großer Wert, der weit über den Wert seines Holzes hinausgeht.« Er ging direkt unter die weit ausladenden Äste, streckte sich und griff nach einem der Blätter, ohne es aber abzureißen. »Dein Lohn sind sieben gute Ratschläge. Wenn du irgendwann in deinem Leben in eine Lage kommst, wo du nicht mehr weiterweißt, oder wenn du auf eine wichtige Frage stößt, die du nicht beantworten kannst, oder wenn ein Problem dich umtreibt, für das du keine Lösung hast, dann komm hierher. Siehst du die Stelle im Stamm, dort, wo er hohl ist? Der Baum ist nicht krank, bei alten Bäumen ist das manchmal so, dass sie hohl werden. Erzähle dem Baum, was dich bedrückt. Sprich in das Loch. Dann pflücke ein Blatt und iss es. Kaue es gründlich. Manche Blätter sind süßlich, manche bitter. Aber egal, was für ein

Blatt du im Mund hast, du musst es aufessen. Du darfst es nicht ausspucken und ein anderes probieren. Dann leg dein Ohr an das Loch. Nimm dir Zeit, ruhig zuzuhören. Du wirst eine Antwort bekommen.«

»Wirklich? Egal, was für eine Frage ich habe?«

»Ganz sicher!«

»Und ich kann sieben Mal fragen?«

»Sieben Mal.«

Der Zwerg ging an den Rand des Abhangs und sah ins Tal hinunter. »Jetzt kann man sie schon deutlicher erkennen. Vorn etwa dreißig oder vierzig Bewaffnete, man sieht die eisernen Helme blitzen.«

Gernot trat neben ihn. »Ja, und sechs große Wagen, jeder von vier Pferden gezogen. Es können auch Maultiere sein.«

»Der Offizier reitet, die anderen sind zu Fuß.«

»Wie lange wird es dauern, bis sie hier oben sind?«

»Eine halbe Stunde mindestens. Wahrscheinlich länger.«

»Könnte ich nicht ... versteh mich recht, ich will nicht etwa prüfen, ob du die Wahrheit gesagt hast. Ich vertraue dir. Aber könnte ich nicht inzwischen schon mal einen Rat von dem Baum einholen?«

»Natürlich kannst du. Dann hast du in Zukunft eben nur noch sechs Antworten frei.« Der Zwerg setzte sich

auf einen Stein und blickte ins Tal hinunter. Er drehte sich auch nicht um, als Gernot zum Baum ging und sich an den Stamm lehnte.

Einige Augenblicke überlegte er, wie er in Worte fassen sollte, was ihn beschäftigte. Dann flüsterte er: »Ich möchte ... ich möchte gern ein Ritter werden. Aber ich weiß nicht, was ich tun soll.«

Er legte das Ohr an die Öffnung. Als keine Antwort kam, fiel ihm ein, dass er ja erst noch ein Blatt essen musste. Er griff nach einigen Blättern. Sie sahen alle ziemlich gleich aus. Kurz entschlossen riss er eines ab und steckte es zögernd in den Mund. Es schmeckte zunächst etwas bitter, aber je mehr er kaute, desto süßer wurde es. Als er es heruntergeschluckt hatte, blieb ein merkwürdig gemischter Nachgeschmack im Mund.

Nun legte er wieder sein Ohr an die Aushöhlung des Stammes. Zunächst hörte er gar nichts, dann ein leises Rauschen. Aber vielleicht kam das nur von ihm selbst, so wie es rauscht, wenn man das Ohr an eine Muschel hält? Er wollte sich schon enttäuscht abwenden und zu dem kleinen Mann gehen, der immer noch auf seinem Stein saß und anscheinend kein Interesse an ihm hatte. Da hörte er ganz leise seinen Namen.

»Gernot von Habichtstein. Ein Ritter willst du werden? Ein Lehnsmann des Königs also? Warum dienst du

ihm dann nicht? Niemand kann zwei Herren dienen. Du kannst nicht dem König dienen und gleichzeitig dem Geld, der eigenen Ehre, der eigenen Macht, überhaupt dir selbst. Wenn du aber dem König und seinem Sohn, dem Prinzen, dienst, dann wird er eines Tages sagen: ›Du guter und treuer Knecht, du bist in deinem kleinen Bereich treu gewesen, ich will dir noch viel mehr anvertrauen.‹ Wenn ein Knecht seinem Herrn in Treue dient, wird eines Tages der Herr sagen: ›Setz dich zu Tisch, heute bediene ich dich.‹ So macht es auch der König mit denen, die ganz für ihn da sind.«

Es war still. Eine Weile lauschte Gernot noch, aber mehr gab es wohl nicht zu sagen.

Gernot war sehr bewegt von dem, was er gehört hatte. Zwar war er etwas enttäuscht, dass der Rat nicht praktischer war. Er hätte gern genau gewusst, welchen Schritt er als Nächstes tun sollte. Aber so etwas schien die geheimnisvolle Stimme wohl nicht zu sagen, das musste er anscheinend selbst herausfinden. Aber die Richtung war ihm gewiesen worden. Er war froh. Obwohl ja die Worte auch Kritik enthalten hatten, war er froh. Sein Ziel war ihm nun klarer. Und er hatte Mut bekommen, darauf zuzugehen. Ein großes und sehr schönes Ziel.

Gernot ging zu dem Zwerg hinüber. »Ich habe eine Antwort bekommen.«

Der andere nickte nur. Dann murmelte er: »Es wird Zeit, dass ich verschwinde.«

»Bleib doch noch! Es dauert noch lange, bis sie den Berg heraufgekommen sind mit den schweren Wagen.«

»Nein, nein, ich verberge mich. Leb wohl, junger Mann! Ich bin sicher: Du wirst deine Sache gut machen.«

Der Zwerg lief zu dem Baum und – Gernot traute seinen Augen kaum – kletterte mit verblüffendem Geschick schnell hinauf. »Aber ...«, rief Gernot ihm nach, »warum kletterst du da hinauf? Wenn es mir nicht gelingt, sie zu überreden, dann fällen sie den Baum und du stürzt in die Tiefe!«

Aber der Zwerg gab keine Antwort, hörte ihn vielleicht gar nicht mehr. Jedenfalls war nichts mehr von ihm zu sehen.

Gernot setzte sich auf den Stein, auf dem sein geheimnisvoller neuer Freund bis eben gesessen hatte, und wartete. Sehr wohl war ihm nicht dabei.

Es dauerte noch einige Zeit, bis er an den Bewegungen und Zeichen der herannahenden Männer erkennen konnte, dass sie ihn gesehen hatten. Als sie schließlich auf dem Berg ankamen, stand Gernot auf und ging ihnen mit heftig klopfendem Herzen einige Schritte entgegen.

»Guten Tag, meine Herren!«

»Hm«, keuchte der Mann, der am weitesten vorn ging. Anscheinend hatte der Aufstieg ihn angestrengt. »Wer bist du denn?«

»Ich heiÙe Gernot. Was führt euch hierher?«

»Geht dich nichts an. Aber wenn du willst, sprich mit unserem Offizier. Der da drüben auf dem Pferd.«

Der Reiter war etwas zurückgeblieben, weil er die Wagen mit den Maultieren antreiben wollte. Er war aber anscheinend nicht auf den Gedanken gekommen, sein Pferd mit vor einen der Wagen zu spannen und selbst zu Fuß zu gehen.

Jetzt kam der Reiter heran.

»Sollen wir anfangen, Ritter Eberhard?«, fragte ein kräftiger Mann und nahm eine schwere Axt von einem der Wagen.

»Natürlich!«, rief der Reiter zurück. »Worauf wollt ihr denn noch warten?«

Einige Männer traten mit Äxten auf den Baum zu. »Halt!«, rief Gernot. »Das dürft ihr nicht!«

»Wer bist du denn?«, fragte der, den sie Ritter Eberhard genannt hatten, und stieg aus dem Sattel.

»Gernot ist mein Name. Gernot von Habichtstein. Und ich bitte Euch, den Baum nicht zu fällen.«

»Warum nicht?«

»Es ist ein geheimnisvoller, sehr wertvoller Baum ...«

»Eben. Darum wollen wir ihn ja auch haben. Los, Männer!«

»Halt!«, rief Gernot wieder. »Tut das nicht! Bitte! Ich ... ich gebe euch mein Pferd, Herr Ritter, wenn Ihr den Baum stehen lasst. Seht da, es ist ein wertvolles Tier!«

»Dein Pferd?«, lachte der Ritter höhnisch. Gernot erschrak wieder, weil er dachte, auch dieser Mann wisse, dass es ihm eigentlich nicht gehörte. Aber der Offizier meinte es anders. »Es ist jetzt nicht mehr dein Pferd. Es gehört jetzt uns. Der General hat geboten, dass wir alle Pferde mitbringen sollen, die wir finden. Also – dieses Pferd gehört nicht dir, sondern dem Gene ... dem Prinzen, für seine Armee. Und da es nicht dir gehört, kannst du es uns auch nicht als Gegenwert für den Baum anbieten.«

Gernot erschrak und überlegte verzweifelt, was er nun sagen könnte. Und ganz nebenbei ging ihm der Gedanke durch den Kopf: *Wäre ich rechtzeitig fortgeritten, hätte ich März jetzt noch.*

»Was wollt ihr denn mit dem Baum?«

»Nun«, lachte der Ritter, »er wird sich hervorragend als Mast eignen. Unsere Regierung baut eine Menge neuer Schiffe. Kriegsschiffe hauptsächlich. Es ist schwierig, das geeignete Holz dafür zu finden. Als ich diesen riesigen

Baum hier oben sah, dachte ich gleich: *Dafür lohnt sich der steile Anstieg. So lang und gerade gewachsen!*«

»Ihr seid extra unterwegs, um Holz zu suchen?«

»Ja, für Schiffe und Wagen und Kriegsgerät. Die Leute in den Werkstätten und Werften haben am liebsten Eichen. Aber es sind schon so viele Eichen gefällt worden, es gibt kaum noch welche. Kleine schon noch, aber keine großen, mächtigen Eichen. Wir sind verzweifelt auf der Suche nach ausgewachsenen Eichen. Aber wenn wir keine finden, tut so ein Baum es sicher auch. Auf, Leute, fangt endlich an!«

»Halt! Wartet noch!«, rief Gernot wieder. »Ich habe noch ein Angebot zu machen! Wenn ich Euch sechs große Eichen zeige, für jeden Eurer Wagen eine, dann braucht ihr doch diesen Baum nicht mehr, nicht wahr?«

»Sechs Eichen?«, staunte der Ritter. »Große, gerade gewachsene Eichen?«

»So große, dass mindestens zwei Mann nötig sind, den Stamm mit ausgestreckten Armen zu umfassen. Oder sogar drei.«

»Gibt es so was denn noch?«

»Ich habe sie vor wenigen Tagen noch in einem Wald gesehen, der groß und dicht ist und in den deshalb selten Menschen kommen. Aber ich weiß einen Weg, wie Ihr die Stämme mit Euren Maultieren herausziehen könnt.«

»Wo ist das?« Der Ritter war anscheinend ganz aufgeregt über diese gute Nachricht und packte Gernot am Kragen.

»Ich kann Euch hinführen. Allerdings tue ich das nur, wenn Ihr schwört, dass dieser Baum stehen bleibt.«

»Ja, ja, ich schwöre es. Sechs Eichen! Mann, dafür wird man mich zum Oberst befördern! Ladet das Werkzeug wieder auf, Männer! Wir ziehen weiter. In welche Richtung, Junge?«

»Da hinunter!« Gernot zeigte auf die Seite, wo er heraufgekommen war. »Es ist allerdings weit. Zwei Tagesreisen etwa.«

»Macht nichts! Du kannst so lange auf dem Pferd reiten. Aber wenn wir uns trennen, nehmen wir es mit. Los, Leute! Folgt diesem jungen Mann!«

3. KAPITEL

Die Maultiere mussten sich anstrengen mit den Wagen, auf denen die schweren Eichenstämme lagen. Wo es bergan ging, zogen die Arbeiter und die Soldaten an Stricken mit und schoben an den Speichen der Räder. Gernot musste ebenfalls helfen.

Sein Pferd März war auch mit vor einen Wagen gespannt, obwohl es als Reitpferd nicht besonders gut zum Ziehen geeignet war.

Vier Tage hatten sie gebraucht, um die Bäume zu fällen und aus dem Wald herauszuziehen. Es war eine mühsame Arbeit gewesen. Gernot tat es leid um die schönen Bäume und um die Wunde, die dem Wald geschlagen wurde. Aber andererseits war er stolz, dass er den Wunderbaum hatte retten können.

Natürlich hatte er nichts von der Burg, der Mühle auf der anderen Seite des Waldes und dem Bach erzählt.

Er hatte geahnt, dass sie ihn zum Dienst beim Abtransport verpflichten würden, wo jede Hand gebraucht wurde. So hatte er kurz überlegt, ob er in einem unbeobachteten Augenblick in den Wald flüchten sollte, wo sie ihn wahrscheinlich nicht gefunden hätten. Aber er fürchtete, damit den Ärger des Ritters Eberhard zu erregen, sodass

der vielleicht doch noch den Wunderbaum fällte. Der Ritter hatte ihm aber versprochen, er sei frei, wenn sie am großen Strom ankommen würden. Von da an könnten sie die Stämme flößen. Der rote Fluss war dafür nicht tief genug.

Da Ritter Eberhard so glücklich war mit den sechs dicken Eichen und darum auch mit Gernot freundlich umging, hatte der auch keinen Grund zu fürchten, er müsse mit der Truppe weiterziehen.

Als es einmal leicht bergab ging und die Maultiere allein mit ihrer Last fertig wurden, fragte Gernot den Ritter nach dem Weg zur nächsten Burg. Der gab ihm gern genau Auskunft.

* * *

Die Igelburg war schon von Weitem zu sehen: eine mächtige Anlage mit vielen Türmen auf der Spitze eines steilen Bergkegels. Gernot staunte. Da ging die Burg Habichtstein sicher hundertmal hinein!

Jetzt ging es noch einmal durch einen Wald, sodass die Burg seinem Blick entschwand. Als er nach längerer Wanderung aus dem Wald heraustrat, blieb er erschrocken stehen, so überwältigt war er von dem Anblick.

Aus dem steilen Berg wuchsen die Mauern aus riesigen Quadern fast senkrecht in die Höhe, hoch wie mehrere

Bäume übereinander. Eigentlich war die ganze Burg ein riesiger Turm. Die einzelnen Türme, die er aus der Ferne gesehen hatte, waren nur zusätzlich auf die Mauer aufgesetzt. Zur rechten Seite hin, wo der Berg nicht ganz so steil abfiel, war eine kleinere Burg zu erkennen, durch die man hindurchmusste, wenn man hinaufwollte.

Einige Zeit blieb Gernot stehen und ließ den Anblick der mächtigen Festung auf sich wirken. Allmählich bemerkte er immer mehr Einzelheiten. So schien es ihm, dass oben auf der Mauer gar kein Wehrgang war. Es sah so aus, als ob die Mauern sich nach innen zu neigten wie zu einem großen Gewölbe. Aber genau konnte er das von hier unten nicht erkennen. Eine weitere Merkwürdigkeit fiel ihm auf: Es waren keine Menschen zu sehen. Wo so viele Leute wohnten, musste doch auch viel Betrieb sein! Aber die Burg lag still da, als wäre sie völlig unbewohnt. Nur die zwei Fahnen ganz oben wiesen darauf hin, dass nicht alles ausgestorben war: An einem Mast wehte die Flagge des Generals und darunter die des Königshauses.

Als Gernot genug gestaunt hatte, ging er auf der Straße weiter, mit einem beklemmenden Gefühl im Bauch. Der Aufstieg zur Vorburg war steil, sodass er ins Schnaufen kam.

Endlich stand er vor dem großen, mit Eisen beschlagenen Tor. Gerade wollte er sich mit dem bronzenen Klop-

fer bemerkbar machen, da sah er, dass das nicht nötig war: Aus Schlitzen im Holz des Tores blickten ihn mehrere Augenpaare an.

»Guten Tag!«, sagte Gernot laut.

Statt eines Gegengrußes brummte jemand: »Was willst du?«

»Ich möchte ein Knappe werden. Hier gibt es doch sicher viele Ritter. Ich möchte einem dienen, von ihm lernen und dann selbst ein Ritter werden.«

»Warte! Ich hole jemanden.«

Nun dauerte es eine Weile. Gernot blieb zunächst stehen, ging dann auf und ab und setzte sich schließlich an den Straßenrand, weil er vom langen Wandern müde Beine hatte. Die ganze Zeit über wurde er beobachtet.

Endlich ging ein kleines Türchen im großen Tor auf, und ein Mann kam heraus. Er war groß und schlank und musste sich tief bücken, um sich nicht den Kopf zu stoßen. Nach dem abweisenden ersten Eindruck war Gernot überrascht, wie freundlich der Mann ihn begrüßte.

»Guten Tag, junger Mann! Habe ich richtig verstanden? Du willst als Knappe zu uns kommen?«

»Ja – wenn es möglich ist.«

»Aber natürlich ist das möglich! Da bist du sogar bei mir genau richtig. Ich bin Ritter Franz. Und wie heißt du?«

»Gernot von Habichtstein.«

»Schön, Gernot, dann komm herein! Wir müssen dich natürlich erst prüfen, das wirst du verstehen. Aber dann kannst du gerne in unsere Knappenschule gehen. Wir freuen uns über jeden, der uns hilft, unsere gute Regierung zu verteidigen.«

Mit etwas weichen Knien folgte Gernot dem Ritter. Von einer Knappenschule hatte er noch nie etwas gehört, und eigentlich wollte er auch nicht die Regierung verteidigen, sondern Ritter werden. Nun ja, vielleicht ging das eine ja nicht ohne das andere. Und wenn es ihm nicht gefiel, konnte er ja immer noch gehen.

Sie kamen in den Hof der Vorburg. Acht oder zehn Jungen in seinem Alter standen herum und begafften ihn. Ritter Franz führte ihn in einen großen Raum mit Tischen und Bänken. Dabei rief er einem der Jungen zu: »Theo, sag in der Küche Bescheid, wir haben einen Gast, der wahrscheinlich vom langen Wandern hungrig ist!« Dann deutete er auf einen Platz auf einer Bank: »Setz dich!«, und nahm ihm gegenüber Platz. »So, die Prüfung.«

Gernot nahm seine Armbrust vom Rücken und sah sich um. »Soll ich ... auf den Stuhl da hinten zielen? Ich kann ganz gut mit der Armbrust umgehen.«

»Nein, nein«, lachte der Ritter. »Leg das Ding nur weg, das brauchst du hier nicht! Bei der Prüfung geht es um deine richtige Einstellung.«

»Meine Einstellung?«

»Natürlich! Wie kannst du denn unsere gute Regierung verteidigen, wenn du nicht mit dem Herzen dabei bist! Das siehst du doch ein, oder?«

Gernot nickte.

»Also«, fragte der Ritter, »was weißt du über unsere Obrigkeit?«

»Über was?«

»Über die Herren, denen wir dienen.«

»Nicht sehr viel, ehrlich gesagt. Nur dass ... also eigentlich regiert der Prinz Manuel der Erste. Aber dann ist da noch der General, manche sagen auch Generalfeldmarschall. Äh – ja, der regiert wohl auch.«

»Jawohl! In großer Aufopferung stellt sich der General in den Dienst des Prinzen. Damit der Prinz sich nicht so viel Mühe machen muss mit den tausend Kleinigkeiten des täglichen Regierungsgeschäfts, opfert sich der General und nimmt in großer Treue und Umsicht diese Aufgabe wahr. Hast du das verstanden?«

Gernot nickte.

»Du kannst es noch nicht wissen, darum nehme ich es dir nicht übel, aber in Zukunft sagst du in so einem Fall:

›Jawohl, Herr Ritter!‹ Alles klar?«

»Jawohl, Herr Ritter!«

Eine kleine dicke Frau kam heran und stellte einen Tel-

ler mit Brot und Butter, Schinken und Käse vor ihn hin, dazu einen Krug mit Bier. Bier hatte es auf Habichtstein nicht gegeben, aber Gernot sagte nichts. »Danke!«, nickte er der Frau zu.

»Dank der großartigen Wirtschaftspolitik des Generals haben alle genug zu essen. Ihm musst du dankbar sein.«

Gernot hatte eigentlich andere Beobachtungen gemacht, aber er traute sich nicht zu widersprechen. Er guckte nur sein Gegenüber erstaunt an und schluckte.

»Äh – ach so ...«

»Wie heißt das?«

»Jawohl, Herr Ritter.«

»So, und nun beeil dich mit dem Essen! Und dann kommst du raus auf den Hof zum abendlichen Fahnenappell.« Ritter Franz stand auf und ging.

Gernot hätte gerne die guten Speisen in Ruhe genossen, aber er wollte nicht zu spät kommen und schlang alles eilig hinunter. Das Bier trank er nur zur Hälfte aus. Dann eilte er nach draußen.

»Du bist der Neue, stimmt's?«, sprach ihn einer der anderen Jungen an. »Ich bin Heinrich. Du sollst auf unser Zimmer kommen. Es wird dir gefallen.«

»Sag mal, seid ihr auch alle Knappen?«

»Selbstverständlich!«

»Aber habt ihr nicht jeder einen Ritter, dem ihr dient?«

»Das kommt später. Hier lernen wir erst die Grundlagen.«

»Grundlagen? Meinst du Reiten, Fechten und Bogenschießen?«

»Nein, nein! Hier werden wir erst ideologisch geschult.«

»Was ist das – idologisch?«

»Ideologisch!«, lachte Heinrich. »Also, wie man denken muss. Die innere Haltung und so. Verstehst du?«

»Äh – ich weiß nicht ...«

Heinrich zeigte auf den Fahnenmast in der Mitte des Hofes. »Wir müssen uns aufstellen.« Er zog Gernot am Ärmel. Sie stellten sich im Kreis um den Fahnenmast. »Tritt etwas vor!«, flüsterte Heinrich Gernot zu. »Und steh gerade!«

Ritter Franz rief mit lauter Stimme: »Ein Lied!« Die Knappen brüllten einen Gesang, den Gernot nicht kannte.

Dann, nach einigen Augenblicken des Schweigens, hielt der Ritter eine Rede: »Knappen! Wir blicken auf einen Tag zurück, der wieder unser Wissen und Können bereichert hat. Nicht nur satt zu essen hatten wir, wir waren auch sicher vor offenen Angriffen und vor den finsternen Machenschaften der niederträchtigen Feinde unserer großartigen, weisen und huldvollen Regierung. An diesem Abend seid ihr an Fähigkeiten und Einsichten reicher,

als ihr heute Morgen wart. Und wem habt ihr das zu verdanken?»

»Unserer guten Regierung!«, brüllten alle im Chor.

»Jawohl, unserer guten Regierung unter der Führung unseres großen Generals. Und wenn ihr nun an Kräften und Geschick, an Bildung, Klugheit und Reife zugenommen habt – wofür wollt ihr das einsetzen?»

»Für unsere gute Regierung!«, hallte es laut über den Hof.

»Recht so! Und nun noch etwas: Wir haben heute einen neuen Knappen in unseren Reihen. Er heißt Gernot und ist wie wir alle überzeugt, dass es keinen höheren Sinn geben kann, als sich voll und ganz in den Dienst unserer geliebten Regierung zu stellen. Also begrüßt ihn entsprechend!«

Die Jungen klatschten heftig und lachten Gernot an.

»Willkommen!«, rief Ritter Franz. »Willkommen, Gernot von Habichtstein, im Kreis von Freunden! Von Freunden, die wie du ihr junges Leben dem bedingungslosen Dienst unseres großen Generals geweiht haben.«

»Willkommen!«, riefen alle im Chor.

»Und als besonderer Willkommensgruß wird dir heute die Ehre zuteil, während unseres Gesangs die Fahne einholen zu dürfen. Wir singen: Du Geist, der uns erfüllt ...«

Die Jungen schmetterten das Lied, das Gernot natürlich auch nicht kannte. Heinrich schubste ihn und zeigte auf den Fahnenmast. Gernot ging hin, ohne zu wissen, wie man eine Fahne einholt. Aber er war ja nicht dumm, erkannte schnell, wie es gehen musste, löste eine Schlinge und zog zunächst an der falschen, dann aber an der richtigen Schnur. Langsam schwebte das Tuch herab. Es war unten, als das Lied beendet war. Zwei andere Jungen kamen, nahmen es ab und legten es feierlich zusammen. Gernot fand, dass er dabei überflüssig war, und stellte sich in den Kreis zurück.

Nun wurde die zusammengelegte Fahne herumgereicht. Jeder hielt sie mit der Linken, legte die Rechte darauf und rief laut: »Lob und Ehre unserem General!« Beim Ritter Franz fing es an, und als Gernot an die Reihe kam – er war der Siebte – blieb ihm nichts anderes übrig, als es genauso zu machen. »Lob und Ehre unserem General!«

Einer der Knappen brachte die Fahne fort, und der Ritter sagte: »So, nun könnt ihr euch noch einen gemütlichen Abend am Kamin machen. Geht nicht zu spät ins Bett, morgen geht es früh weiter!« Damit drehte er sich um und ging.

Alle anderen stürmten in einen kleinen Saal, in dem ein Kaminfeuer brannte. Decken und Kissen wurden im

Halbkreis um den Kamin gelegt, und die Jungen setzten sich darauf.

»Jetzt erzähl mal!«, forderte einer der Jungen Gernot auf. »Wir sind schon so lange hier drin. Wie ist es draußen? Sicher sieht man doch den Aufschwung durch die weise Führung des Generals.«

»Aufschwung? Äh – eigentlich nicht so ...«

»Was?« Alle schauten ihn an, teils enttäuscht, teils auch böse.

»Na ja ...«, beschwichtigte Gernot. »Das dauert eben so seine Zeit. Trotz der weisen Führung. Ich meine, also, wenn es aufwärtsgehen soll, müssen den Leuten doch zunächst mal Opfer abverlangt werden.«

»Eigentlich einleuchtend«, meinte Heinrich.

»Aber ich habe viele Menschen kennengelernt, die ihre ganze Kraft und Zeit und ihren Besitz in den Dienst des Generals und der großen Sache stellen.«

»Prima!«, »Jawohl!«, »Großartig!«, riefen alle durcheinander.

»Und du?«, fragte einer. »Hattest du Gelegenheit, dem General einen Dienst zu erweisen?«

»Ja, doch ...«

»Erzähle!«, »Du bist zu beneiden!«

»Also, ihr wisst sicher, dass der General eine starke Armee aufbaut, und auch eine Seemacht. Er lässt Wagen

und Kriegsgerät und Schiffe bauen. Dabei brauchen die Werkleute aber festes Eichenholz. Leider gibt es kaum noch Eichen in unserem Land. Kleine wohl, aber kaum große, ausgewachsene Eichen.«

»Das stimmt!«, warf ein schwächlicher Junge ein. »Und wisst ihr, wo die Eichen geblieben sind, die es früher gab? Nicht nur beim Schiffbau. Als sie die Pfauenburg mitten im Sumpf gebaut haben, da haben sie Tausende von Eichenpfählen in den Grund gerammt. Darauf steht die Burg jetzt. Ich weiß es von meinem Vater, der dabei war ...«

»Ja, schon gut! Erzähl weiter, Gernot!«

»Was sollte der General machen? Bei all seiner Weisheit und Erhabenheit kann er doch nicht das Wachstum der Eichen beschleunigen. So schickte er einen Trupp Soldaten und Arbeiter aus, das ganze Land abzusuchen. Ich traf sie und konnte ihnen helfen. Ich wusste, dass in einem großen, kaum von Menschen genutzten Wald sechs mächtige Eichen standen, hoch wie unser Fahnenmast draußen und mit einem Umfang wie der Tisch da. Wir haben vier Tage hart gearbeitet: die Bäume gefällt, Äste und Kronen entfernt und sie dann aus dem Wald gezerrt. Vierundzwanzig Maultiere mussten ziehen. Und dann habe ich noch geholfen, die kostbaren Stämme bis zum Strom zu bringen. Bald wird ein stolzes Kriegs-

schiff daraus werden und dem General zur Verfügung stehen.«

»Oh, toll!«, »Mensch, das wird den General sicher freuen!«, »Du bist zu beneiden, Gernot!«, »Da kannst du stolz sein!«

Gernot fühlte sich auch stolz. Dass er das alles nur gezwungenermaßen getan hatte, war vergessen. Er fühlte sich geschmeichelt, als nun Wein angeboten wurde und er sein Glas als Erster gefüllt bekam.

Es ist gar nicht so schlecht hier auf der Burg Igelstein, dachte er.

* * *

Zwei Wochen lang lernten die Knappen jeden Vormittag die Vorzüge der Regierung kennen. Sie wurden belehrt über Fragen der Wirtschaft und des Handels, über militärische und philosophische Dinge. Und dabei zeigte es sich, dass es keinen Bereich gab, in dem – angeblich – der General nicht das erfolgreichste Konzept, die originellste Idee, die beste Übersicht und die durchdachteste Strategie hatte. Da Gernot sich mit all diesen Dingen nicht gut auskannte, saugte er mit dem neuen Wissen auch zugleich die Überzeugung auf, dass dieses Land wohl in der Verantwortung des Generals am besten aufgehoben sei.

Gelegentlich fragte er Heinrich, ob sie denn nicht den Umgang mit den Waffen lernen sollten und all das andere, was man von einem Ritter erwartete. Aber Heinrich sagte immer nur: »Das kommt sicher noch. Warte, bis du deinen Ritter kennenlernst!«

Eines Tages sagte Ritter Franz: »Ab morgen wird jeden Tag einer von euch seinen Ritter kennenlernen. Wir fangen mit dem an, der am längsten hier ist. Ihr dürft in die Hauptburg hinaufgehen, und euer Ritter zeigt euch alles und lernt euch kennen. Ihr dürft ihn alles fragen, was ihr wissen wollt. Später werdet ihr dann auch länger mit euren Rittern zusammen sein, für Waffenübungen und dergleichen.«

Die ersten Knappen, die zurückkamen, wurden natürlich von den anderen mit Fragen bestürmt, aber man hatte ihnen geboten, nichts zu erzählen. So musste Gernot warten, bis er als Letzter an der Reihe war.

Ritter Franz führte ihn an ein eisernes Tor, das kleiner war als das Tor der Vorburg. Auf ein Zeichen des Ritters hin wurde es geöffnet. Gernot staunte, dass es nun nicht in einen Hof ging, sondern in einen dunklen Gang. Fackeln brannten an den Wänden und gaben nur spärliches Licht. Viele Hundert Schritte mussten sie gehen, aber nicht etwa nur geradeaus, sondern um viele Ecken, hinauf und hinunter, vorbei an Fallgittern, deren Spit-

zen über ihnen drohten, Schießscharten, durch die auf eventuelle Eindringlinge geschossen werden konnte, und schmalen, einziehbaren Brücken über tiefe Abgründe. Endlich traten sie in einen großen Saal, der aber keine Fenster hatte, sondern auch nur von Fackeln schwach erleuchtet war.

»Setz dich!«, ordnete Ritter Franz an und deutete auf eine Bank. Er ging zu einer Gruppe von Männern, die um einen Tisch saßen und Karten spielten. Kurz darauf kam er mit einem der Männer zurück.

»Das ist Gernot von Habichtstein«, stellte Ritter Franz ihn vor, »dein Knappe. Und dies, Gernot, ist dein Ritter, Konrad der Scheue. Begleite ihn heute, lerne von ihm und sei ihm gehorsam! Heute Abend bringt Ritter Konrad dich wieder zurück.«

Ritter Konrad war ein großer, massiger Mann, vielleicht fünfzig Jahre alt. Warum er den Beinamen »der Scheue« bekommen hatte, verstand Gernot bald. Sein neuer Herr redete nicht viel, sah ihn auch meistens nicht dabei an, und wenn er redete, sprach er so leise, dass Gernot es nur mit Mühe verstehen konnte und sich weit über den Tisch lehnen musste.

»Dies ist der Rittersaal«, erklärte Ritter Konrad und zeigte in die Runde. Dann ging er wortlos davon, und Gernot vermutete, dass er ihm folgen sollte, also tat er das. Sie

schritten durch verschiedene Gänge, Räume, Säle, Vorratslager und Werkstätten. Fast nirgends fiel Tageslicht herein, nur an wenigen Stellen ließen ein paar helle Schlitzlöcher in den dicken Wänden vermuten, dass sie sich hier an der Außenmauer befanden. In jedem neuen Raum sagte der Ritter ein Wort, etwa »Waffenlager«, »Zwischengang«, »Burgschmiede«, »Wasserzisterne« und so weiter. Einige der Worte verstand Gernot überhaupt nicht.

Nachdem sie sich fast müde gelaufen hatten und Gernot völlig die Orientierung verloren hatte, fanden sie sich plötzlich im Rittersaal wieder. Ritter Konrad ließ sich schwer auf eine Bank fallen und winkte einer Magd. Die brachte zwei Krüge mit Bier und knallte sie auf die ungehobelte Tischplatte.

»Trink!«

Gernot setzte sich und tat wie geheißen.

»Hast du noch Fragen?«

Allerdings hatte Gernot die. »Äh – wir waren ja jetzt nur innen in der Burg. Gar nicht oben auf der Mauer oder im Burghof ...«

»So was haben wir hier nicht. Unsere Burg ist rundherum zu. Damit keiner reinkann.«

»Aber ... aber so was habe ich noch nie gehört, dass eine Burg ... kommt ihr denn nicht mal ins Freie, ihr und die Pferde?«

»Pferde? Haben wir nicht. Brauchen wir auch nicht hier drin. Wir haben uns hier so sicher eingemauert, da brauchen wir gar nicht raus. Was sollten wir also mit Pferden? Die wären uns hier nur im Weg.«

»Aber ...« Gernot war so überrascht, dass er erst nachdenken musste, was er fragen sollte. »Macht ihr denn keine Turniere, wo die Ritter versuchen, sich gegenseitig vom Pferd zu stoßen?«

»Nein. Unnötige Spielerei, die außerdem noch gefährlich ist.«

»Das soll aber, habe ich gehört, der Übung dienen, damit ein Ritter im Ernstfall den Gegner aus dem Sattel werfen und dann im Schwertkampf besiegen kann.«

»Schwertkampf müssen wir auch nicht üben. Wer sollte denn hier hereinkommen und uns zum Kampf fordern?«

»Kommt ihr denn nicht mal raus?«

»Das wäre zu gefährlich.« Ritter Konrad trank einen letzten Schluck und stellte den Krug so heftig auf den Tisch, dass die Bretter bebten.

Gernot war so verwirrt, dass er gar nicht ans Trinken dachte. »Wenn ihr immer nur hier drin seid – was nützt ihr denn dann unserer ruhmreichen Regierung?«

»Oh – viel!« Die Augen des großen Mannes leuchteten, sodass Gernot den Eindruck hatte, zum ersten Mal sei

der Ritter von etwas begeistert. »Erstens bewahren wir hier all die klugen Ideen unseres Generals auf. Die Bibliothek habe ich dir gar nicht gezeigt, weil sie immer verschlossen ist, und nur einige haben den Schlüssel. Zweitens ist das hier sozusagen die Schatzkammer des Landes. Alle Goldreserven und die Kriegskasse des Generals sind hier in Sicherheit. Drittens wohnen hier die Treuesten der Treuen, die Träger der großen Idee unseres Generals, die dürfen nicht in Kämpfen in Gefahr gebracht werden. Viertens ist unsere Burg in ihrer beeindruckenden Stärke ein weithin leuchtendes Zeichen, das Irrende und Zweifler oder gar Aufrührer einschüchtert. Und fünftens ist unsere Burg, sollte es einmal zu einem Aufstand kommen, ein letzter, absolut sicherer Zufluchtsort für den General und seine Getreuen.«

Gernot musste schlucken. »Heißt das, dass ich hier gar nicht lernen kann, wie man mit Schwert und Lanze kämpft, wie man ein Pferd im Kampf lenkt – alles das, was ein Ritter können muss?«

»Wenn du bei uns Ritter werden willst, musst du das nicht können. Du musst aber die richtige Überzeugung haben. Verstehst du? Wir sind zur Verteidigung der Wahrheit hier.«

»Der Wahrheit?«

»Ja, und ich hoffe, du weißt, was die Wahrheit ist. Näm-

lich: Wir haben eine gute Regierung. Das Recht ist auf unserer Seite. Unser General ist der weiseste Mensch. Alle diese Wahrheiten eben. Na, wenn du noch nicht alles verstanden hast, wirst du es noch lernen.«

»Aber wenn nun ...«

»Da gibt es kein ›aber‹, Junge! An dieser Wahrheit kann es keinen Zweifel geben. Du wirst noch lernen, welche Sicherheit eine solche Überzeugung gibt. Es ist etwas Wunderbares, so sicher zu sein. Und wehe, du zerstörst uns mit deinem ›aber‹ diese Geborgenheit! Dann bist du nicht würdig ...«

»Das will ich doch gar nicht, Ritter Konrad! Mit dem ›aber‹ wollte ich etwas ganz anderes sagen.«

»So? Was denn?«

»Ich meine diese Burg. Wenn ihr gar nicht Mann gegen Mann kämpfen könnt, wie verteidigt ihr euch dann? Gut, es ist alles zu. Aber Feinde können heraufklettern, auf das Dach steigen und das Gewölbe aufreißen. Wenn ihr euch nur einigelt, könnt ihr sie gar nicht dabei stören.«

»Oh doch, das können wir wohl! Komm mit!« Der Ritter erhob sich, und Gernot folgte ihm.

Diesmal stiegen sie höher hinauf. In einem dunklen Gang machte sich Ritter Konrad an einem Rad zu schaffen. »Hilf mir mal!« Gernot drehte mit. Da öffnete sich langsam eine eiserne Klappe. Licht fiel herein. Die Klappe war

zwei Armlängen hoch und etwa zehn Schritte breit. An zwei Scharnieren, die oben angebracht waren, öffnete sie sich nach außen. Gernot konnte die steile, aber nicht ganz senkrechte Mauer hinuntersehen bis ins Tal tief unten.

Vor der Kante lag ein schwerer Baumstamm, fast so dick wie die Eichen, die sie gefällt hatten, aber nur acht Schritte lang, sodass er quer aus dem Spalt hinausgerollt werden konnte. Überall war der Stamm mit Eisen beschlagen, aus dem große Stachel herausragten, so lang wie Gernots Hand.

»Was ist das?«

»Rund um die Burg haben wir diese Waffe. Sollten Feinde heraufklettern wollen, stoßen wir das Ding über die Kante. Es rollt hinunter und zermalmt alles. Eine großartige Erfindung, nicht wahr? Wir nennen diese Stachelwalzen ›Argumente‹. Und dann – sieh hier! An den Enden sind drehbare Ketten befestigt. Daran können wir das Argument wieder hochziehen, wenn es sein Zerstörungswerk getan hat. So können wir es immer wieder verwenden und alle Gegner niederwalzen. So, und jetzt hilf mir, die Klappe wieder zu schließen!«

Als das geschehen war und sie wieder im Rittersaal saßen, gab es ein gutes Essen. Der Ritter langte so kräftig zu, dass zum Reden keine Gelegenheit war. Aber Gernot wusste sowieso nicht, was er noch fragen sollte.

Zwar schmeckte ihm das Essen vorzüglich, aber wohl fühlte er sich nicht. Das war ihm hier alles zu düster. Nun ja, vielleicht war es ja nötig, dass hier Männer bereit waren, die Sache des Generals zu verteidigen. Aber ob er, Gernot, das wollte? Er hatte sich eigentlich unter einem Leben als Ritter etwas anderes vorgestellt. Umso mehr musste er diese Männer hier bewundern. Oder nicht? Die große Sache des Generals war es doch wert, sich ganz dafür einzusetzen. Sagten jedenfalls alle. Oder war es nicht so?

* * *

Wenn schon kein Schwertfechten und Lanzenstechen geübt wurde, dann wollte Gernot wenigstens seine Fähigkeiten im Armbrustschießen nicht einrosten lassen. Er fragte Ritter Franz, ob er in der Mittagspause oder am Abend nach draußen gehen dürfe, weil der Hof der Vorburg zu klein war.

»Das geht nicht!«, antwortete der Lehrer. »Wer einmal zu uns gehört, darf uns nicht verlassen. Das wäre Verrat an der großen Sache, der wir alle dienen.«

»Aber ich will euch doch gar nicht verlassen!«, antwortete Gernot. »Ich finde es ja auch wichtig, meine bescheidenen Kräfte in den Dienst des großen Generals zu stellen.« Solche Worte kamen ihm inzwischen fast von allein von den Lippen, er brauchte gar nicht darüber nach-

zudenken. Alle redeten so, und da gewöhnt man sich das schnell an. Ob das alles stimmte mit der guten Regierung des genialen und gerechten Generals – darüber dachte er nicht nach. Am Ende wären ihm die anderen böse gewesen, wenn er zu einer Überzeugung gekommen wäre und die auch geäußert hätte, die von der vorherrschenden Meinung abwich. Wahrscheinlich stimmte es ja auch, wenn alle davon überzeugt waren.

»Draußen wärst du vielen Gefahren ausgesetzt. Nicht nur Gefahren für deinen Körper, auch für deinen Geist. Am Ende kämst du unter den Einfluss von Zweiflern und Aufrührern und Negativdenkern. Nein, nein, bleib nur hier! Außerdem – was willst du mit der Armbrust? Wenn du Ritter in der Igelburg wirst, brauchst du sie nicht.«

»Jawohl, Ritter Franz. Allerdings – es macht mir Spaß! Und ein Ritter sollte doch auch eine Waffe haben. Wer weiß – vielleicht komme ich doch mal in eine Lage, wo ich dem erhabenen General mit meiner Schießkunst dienen kann.«

»Na, meinetwegen schieß in deiner Freistunde vom Torhaus quer über den Hof bis zu dem Schuppen da hinten, wo das Kaminholz liegt. Das ist zwar nicht sehr weit, aber du kannst dir ja ein kleines Ziel suchen. Aber pass auf, dass nicht gerade jemand über den Hof geht, wenn du schießt!«

Das versprach Gernot. Am Abend stellte er beim Schuppen Hölzer auf, ging über den Hof und schoss sie der Reihe nach um. So übte er einige Zeit. Anfangs sah ihm Heinrich zu und bewunderte ihn für seine Treffsicherheit. Dann war er allein.

Schließlich war es so dunkel geworden, dass er kaum noch etwas erkennen konnte. Er musste aufhören. Er ging zum Schuppen, um seine Pfeile einzusammeln. Zweiundzwanzig mussten es sein. Nach längerem Suchen hatte er aber erst siebzehn gefunden. Die anderen fünf mussten wohl zwischen die Kaminholzstücke gefallen sein.

Gernot räumte die Stücke erst auf die eine, dann auf die andere Seite und fand dabei noch zwei Pfeile. Es war nun so dunkel, dass er seine Armbrustbolzen kaum von den kleinen Spänen zum Feuermachen unterscheiden konnte. Um besser sehen zu können, kroch er noch tiefer in den Schuppen.

Plötzlich – was war das? – bewegte es sich unter ihm. Er suchte Halt, aber da waren nur die Holzstücke, und die bewegten sich alle mit ihm. Ein polterndes Geräusch war zu hören, und dann sauste Gernot in die Tiefe.

»Au!«

Was war passiert? Einige Augenblicke brauchte er, um sich zu besinnen. Er musste mindestens vier bis fünf Schritte hinabgestürzt sein. Sein Hintern tat ihm weh

und der linke Ellenbogen. Da lag er, umgeben von Holzstücken, und in der rechten Hand hielt er noch immer die Armbrust. Das alles konnte er aber nur fühlen, denn es war um ihn her stockdunkel.

»Guten Abend!«, sagte da eine tiefe Stimme.

»Äh – wer ist – au! Wer ist da?«

»Warte, Freund, ich mache Licht.«

Jemand schlug mit Feuerstein einen Funken in trockenen Zunder, ein Flämmchen entstand, es wurde geblasen, und dann begann eine Fackel zu leuchten.

Als deren Licht den engen Raum rundum erhellte, erschrak Gernot. Vor ihm stand ein Zwerg.

»Du ... wer ... gehörs du zu den Rittern?«, fragte Gernot ganz verwirrt.

»Oh nein!«, lächelte der.

»Was machst du hier?«

»Wir graben.«

»Wir?«

»Ja, meine Freunde und ich. Willst du sie kennenlernen? Dann komm mit da durch den Gang. Da hinten ist mehr Platz.« Und schon begann der Zwerg mit einer Hand die Hölzer wegzuräumen, während die andere Hand die Fackel hochhielt.

Gernot stand mühsam auf, rieb sich die schmerzenden Stellen seines Körpers und stieg aus dem Gerümpel.

»Folge mir!«

Der Zwerg führte ihn durch einen engen und niedrigen Gang. Gernot musste auf den Knien rutschen und außerdem den Kopf tief halten. Er war froh, als er sich nach einiger Zeit aufrichten konnte. Sie waren in einem unterirdischen Raum angekommen, der ungefähr so groß war wie das Schlafzimmer, in dem er mit drei anderen Knapen wohnte.

Gernot staunte noch mehr.

Vor ihm standen sieben Zwerge. Der mit der Fackel und noch sechs andere. Sie waren in grobe und schmutzige Wollmäntel gekleidet und hatten Werkzeuge in den Händen: Spitzhacken und Schaufeln, Meißel und Hämmer. Aber im Moment arbeiteten sie nicht, standen nur still da und lächelten ihn an.

»Guten Abend«, sagte Gernot, als gelte es, alte Bekannte zu grüßen. Er wusste nicht, was er sonst sagen sollte.

»Guten Abend, Gernot!«, sprachen die sieben im Chor.

»Ihr kennt mich?«

Sie nickten eifrig, und der Zwerg mit der Fackel meinte: »Natürlich. Aber du kennst uns wahrscheinlich nicht. Darum ist es wohl ein Gebot der Höflichkeit, dass wir uns vorstellen.« Er nickte dem zu, der am weitesten links stand.

»Mein Name ist Was«, sagte der.

»Ich heiÙe Wer«, stellte sich der Nächste vor.

»Ich bin Wie.«

»Und ich Wo.«

Der fünfte hob die Hand: »Wann.«

Der sechste sagte: »Man nennt mich Warum.«

»Angenehm«, sagte Gernot.

»Ich bin Weshalb«, ergänzte der Fackelträger noch.
»Bin der Zwilling Bruder von Warum. Bin sozusagen die Hälfte von unserem Doppel. Darum das ›halb‹ in meinem Namen.« Er lachte dröhnend über seinen eigenen Witz, die anderen schmunzelten nur, vielleicht hatten sie den Scherz schon öfter gehört.

»Und – wenn ich mal fragen darf – was macht ihr hier?«

»Wie schon gesagt: Wir graben.«

»Wir untergraben die Burg«, ergänzte sein Zwilling Bruder.

Wann sagte: »Und die Überzeugung dieser Leute.«
»Die damliche Sicherheit«, fügte Wo hinzu, und Wie meinte: »Diese tragischen Irrtümer, in denen sie sich so wohl fühlen.«

»Verstehst du«, erklärte Wer, »wenn wir ihre Festung einreiÙen, erkennen sie vielleicht die Wahrheit.«

»Ah ... ja ... also ... welche Wahrheit?«, fragte Gernot.

»Es gibt nur eine!«, antwortete Was.

»Ach so.«

Wie meinte: »Sag nur, das wusstest du nicht!«

»Äh ...«

Weshalb ermahnte seine Kollegen: »Lasst ihn, er ist überrascht und ein bisschen durcheinander!« Und sein Bruder Warum sagte: »Wir freuen uns, dass wir mit dir schon einen ersten Erfolg haben. Du willst doch sicher hier heraus, oder nicht?«

»Ihr wollt Leute hier herausholen?«

»Es dauert eben alles seine Zeit. So eine Festung ist nicht im Sturm zu erobern.«

»Das stimmt. Ich habe mich selbst davon überzeugen können.«

»Siehst du«, nickte Was. »Darum graben wir uns von unten heran, unterhöhlen ihre Sicherheit, kratzen und schaben ...«

Wie sagte: »Wir fangen hier unten bei der Vorburg an. Da ist es leichter. Aber danach ist die große Burg dran. Wir graben, bis der Berg durchlöchert ist wie ein Schwamm, wir unterhöhlen die Mauern, bis sie zusammenkrachen. Ha, das wird ein Gepolter!« Er rieb sich die Hände, anscheinend voller Vorfreude auf das Ereignis.

»Wenn ich das richtig verstehe, seid ihr keine Leute des Generals?«

»Natürlich nicht!«, »Wo denkst du hin!«, »Niemals!«, riefen alle sieben durcheinander.

»Also handelt ihr im Auftrag des Königs?«

»Klar!«, »Selbstverständlich!«, »Und wie gern!«

Weshalb ergänzte: »Wir handeln im Dienst der Wahrheit.« »Und im Dienst der Gerechtigkeit!«, ergänzte Warum.

»Aber ... aber ...« Gernot wusste nicht weiter.

»Frag nur!«, forderte Wann ihn auf. »Wir sind Spezialisten für Fragen.«

Gernot stotterte: »Aber das ist verboten!«

»Was?«, fragte Was. »Das Fragen? Fragen kann gar nicht verboten sein. Wer Fragen verbietet, hat etwas zu verheimlichen.«

»Und ist meistens im Unrecht«, ergänzte Wo.

»Ich meine, es ist hier verboten, für den König zu sein. Nicht so direkt, der Prinz gilt ja als ... na ja, aber der General ist der eigentliche Herr.«

»Mit welchem Recht?«, fragte Wer.

Gernot musste überlegen. »Vielleicht weil er so ... so genial ist, so weise, so gut ...«

»Ist er das wirklich?«, warf Wie leise ein.

»Woher weißt du das?«, fragte Warum.

»Äh ...«, murmelte Gernot, »das ... das weiß doch jeder.«

Weshalb legte ihm die Hand auf die Schulter. »Und woher weiß das jeder? Jeder hier meint es zu wissen, weil die anderen meinen, es zu wissen. Aber sie irren alle.

Meinst du, die Wahrheit wäre immer das, was die Mehrheit denkt?«

»Nein, das ist wohl nicht so. Aber woher soll man denn sonst wissen, was richtig ist?«

»Eine gute Frage!«, stellte Was fest.

»Frag nur weiter!«, forderte Wer ihn auf. Und Wo ergänzte: »Aber nicht hier. Denn hier ist Fragen ja verboten.«

* * *

Eine Weile war es still. Nur die Fackel machte hin und wieder ein zischendes Geräusch. Schließlich meinte Ger-
not: »Ich weiß eine Stelle, wo ich fragen könnte.«

»Na, prima!«, freute sich Wie. »Dann geh hin und frag!«

»Aber ich kann hier nicht raus.«

Alle lachten leise, und Wo meinte: »Nichts leichter als das! Wir sind ja hier hereingekommen. Also kommt man auch wieder raus. Frag nur Wie, der zeigt dir den Weg!«

»Jetzt gleich?«

»Warum nicht?«, antwortete Warum mit einer Gegenfrage.

»Meine Sachen sind noch in meinem Zimmer.«

»Die hole ich. Kein Problem!«, versprach Wie. »Keiner wird mich sehen. Beschreibe mir nur, wo dein Zimmer ist.«

Gernot beschrieb es ihm. Zunächst zögernd, aber je länger er sprach, desto freier wurde er von allen Bedenken. Die Zwerge hatten recht: Fragen durfte niemand verbieten. Fragen durfte man auch sich selbst nicht verbieten. Wie konnte er je sicher sein, die Wahrheit gefunden zu haben, wenn er nicht fragen konnte?

In kürzester Zeit hatte er seinen Besitz in Händen, dazu sogar alle zweiundzwanzig Armbrustpfeile. Sechs der Zwerge nahmen ihre Arbeit wieder auf. Sie trieben einen Tunnel in Richtung Knappenhaus. Als Gernot sich verabschiedete, lächelten sie freundlich, und dann führte Wo ihn durch Gänge und unterirdische Treppen hinunter. Endlich bog er das Gezweig eines großen Busches auseinander, und sie traten ins Freie. Über ihnen leuchtete der halbe Mond.

Wo reichte ihm die Hand, die, wie Gernot fühlte, dreckig und kräftig war. »Leb wohl, junger Freund!«, sagte er. »Ich wünsche dir Erfolg bei deiner Suche nach dem richtigen Weg!«

4. KAPITEL

»Zwerg!«

Keine Antwort kam. Gernot sah sich um und versuchte, auch in die Krone des großen Baums zu blicken, falls der kleine Mann dort oben sitzen sollte. Aber das Laub versperrte ihm die Sicht.

»Zwerg! Hallo! Entschuldige, dass ich dich so rufe! Ich habe damals vergessen, nach deinem Namen zu fragen.«

Es blieb still. *Nun gut, dachte Gernot, ich brauche ihn ja nicht, um meinen zweiten Rat abzuholen. Damals hat er ja auch nur unbeteiligt danebengesessen, nachdem er mir erklärt hatte, was ich machen sollte.*

Er sollte sich Zeit nehmen, das wusste er noch. Sorgfältig überlegte er, wie er seine Frage formulieren sollte. Beim Überlegen kam er auch ein wenig zur Ruhe nach all den Aufregungen der letzten Tage. Er lehnte mit dem Rücken am Stamm und genoss die Stille, in der nur das Rauschen der Blätter über ihm zu hören war, da hier oben immer ein leichter Wind wehte.

Was ist die Wahrheit?, wollte er fragen.

Er stand auf und sprach in den hohlen Baum hinein: »Was ist die Wahrheit?« Dann fiel ihm ein, dass er die Frage doch näher erklären müsste. »Ich habe immer

geglaubt, dass der Prinz der rechtmäßige Herrscher ist und der General sein Feind. Aber ich finde kaum jemanden, der das so sieht. Die meisten halten zum General. Wie soll ich wissen, wer recht hat? Wie soll ich den richtigen Weg finden? Wie soll ich ein guter Ritter werden?«

Gernot war sich nicht sicher, ob er sein Problem richtig geschildert hatte, aber er wollte nicht zu viele Worte machen. Zu viele Worte würden vielleicht seine wichtigste Frage zuschütten. So pflückte er eines der Blätter, zögerte kurz und steckte es dann in den Mund.

Der Geschmack war anders als beim ersten Mal: erst etwas fad und dann säuerlich. Aber er kaute tapfer und schluckte es hinunter. Nun legte er das Ohr an das Loch im Stamm und lauschte.

Nach einigen Augenblicken hörte er wieder die leise Stimme: »Gernot von Habichtstein! Die Wahrheit suchst du? Dabei weißt du doch längst, was die Wahrheit ist. Der König ist der rechtmäßige Herrscher – und der Prinz, sein Sohn. Er ist der richtige Weg, er ist die absolute Wahrheit, er ist das eigentliche Leben. Warum bist du darüber in Zweifel geraten? Weil du dich dem Einfluss seiner Feinde ausgesetzt hast. Wohl dem, der nicht sitzt, wo die Spötter und die Zweifler oder gar die Feinde des Königs sitzen, sondern der Freude hat an des Königs Gesetz, der darüber

nachdenkt und sich damit beschäftigt Tag und Nacht. Der ist wie ein Baum, der nicht vertrocknen kann, weil er neben einem Bach steht. Du willst wissen, ob das Wort des Königs Wahrheit ist? Tu es, dann wirst du erleben, ob es stimmt!«

Die Botschaft war beendet.

Gernot versuchte sich einzuprägen, was er gehört hatte, damit er weiter darüber nachdenken konnte. Aber er spürte auch, dass der eigentliche Wert dieser Botschaft gar nicht das war, was er davon verstand. Es ging darum, was sie in ihm bewirkte. Er bekam wieder einen klaren Blick und neuen Mut.

Noch einmal sah er sich nach dem Zwerg um. Er sah ihn aber nirgends und rief auch nicht nach ihm. Mit beschwingten Schritten ging er den Berg hinunter.

* * *

Gernot hatte noch nie so viele Menschen zusammen gesehen. Über die Straßen der Stadt fuhren Händler mit hoch beladenen Wagen und Kutschen mit vornehm gekleideten Herrschaften, von edlen Pferden gezogen. Aber die meisten gingen zu Fuß. Einige eilten geschäftig die Straße entlang, andere schlenderten gemächlich. Bettler saßen am Straßenrand, kräftige Männer trugen schwere Lasten zum Markt. Vieh wurde vorbeigetrieben,

ein Trupp Bewaffneter strebte dem Rand der Stadt zu, eine Frau saß in einem Kasten mit Dach darüber, der von vier Männern an langen Stangen getragen wurde, drei Ritter sprengten auf ihren Pferden so schnell durch die Menge, dass alle eilig zur Seite sprangen. Manche Leute waren sehr kostbar angezogen mit pelzbesetzten Mänteln oder Hosen mit verschiedenfarbigen Hosenbeinen. Andere hatten nur dreckige Lumpen an, die meisten waren mit schlichten Kitteln aus ungefärbter Wolle bekleidet.

Interessiert sah Gernot dem bunten Treiben auf den Straßen und dem Markt zu, wo Bauern aus der Umgebung ihre Stände aufgebaut hatten und Gemüse, Obst, Eier oder Hühner verkauften. Auch Stände mit Töpferware und mit geschmiedeten Gegenständen gab es. An anderen Ständen boten Leute ihre Dienste an: Einer gab vor, faule Zähne fast schmerzfrei ziehen zu können, ein anderer empfahl sich als Briefschreiber für alle, die selbst nicht lesen und schreiben konnten, ein Dritter bot an, Kleider zu flicken, ein Vierter, Schuhe zu reparieren, und ein Fünfter wollte Geld verleihen gegen irgendwelche Wertgegenstände als Pfand.

Trommelwirbel näherte sich. Um eine Ecke kam hinter dem Trommler ein Mann in schwarzem Mantel mit goldenen Verzierungen, der eine große Schriftrolle öffnete

und, als es etwas stiller geworden war, daraus mit lauter Stimme vorlas.

»Im Namen unserer guten Regierung, des Prinzen und seines Beauftragten, des Generals, dem unsere höchste Verehrung gilt, ergeht folgende Anordnung: Jede Familie, deren Sohn in diesem Jahr sechzehn Jahre alt wird, hat sich im Rathaus zu melden, damit der General – ihm sei Lob für seine Weisheit und Gerechtigkeit – eine Übersicht über die Wehrfähigkeit unseres Landes bekommt. Ferner wird angeordnet, dass die Steuer auf alle verkaufte Ware von morgen an auf drei Zehntel erhöht wird ...«

Die Leute, die um Gernot herumstanden, murmelten unwillig und so laut, dass Gernot den Rest nicht verstehen konnte. Aber nicht so laut, dass der Vorleser es hätte hören können.

Gernot betrat eine kleine Möbelwerkstatt am Rand der Straße und fragte den Mann, der gerade mit einem Hobel arbeitete: »Verzeihe, wenn ich dich störe, Meister! Kannst du mir sagen, wo ich Meister Lothar, den Wagner, finde?«

Der Mann sah von seiner Arbeit auf. »Ja und nein«, antwortete er. »Wenn du zu seiner Werkstatt willst, kann ich dir den Weg beschreiben. Aber er selbst ist nicht da. Wo er ist, weiß ich nicht.«

»Das kann man mir sicher in seiner Werkstatt sagen, ich werde dort fragen.«

»Gut!«, nickte der Schreiner und beschrieb ihm den Weg.

Es war schon später Nachmittag, als Gernot dort ankam. Am Rand der Stadt lag ein großes Gelände, auf dem viele Männer im Freien arbeiteten. Es gab keinen Raum, der groß genug war, die vielen Geräte aufzunehmen, die gerade gefertigt wurden. Was das für Geräte waren, wusste Gernot nicht, er hatte so etwas noch nie gesehen. Auf Fahrgestellen teils mit zwei, teils mit vier Rädern waren Balken befestigt, die schräg nach oben ragten. Vorn war ein gekrümmtes Holz. Es sah wie eine riesige Armbrust aus, und so etwas war es wohl auch. Bei anderen Geräten hielten zwei senkrechte Ständer eine Achse, auf der ein langer Balken drehbar gelagert war. Ob das eine Schleuder für schwere Steine werden sollte?

Ein älterer Mann kam auf Gernot zu. »Was willst du hier? Das Gelände ist verboten für Leute, die hier nichts zu suchen haben!«

»Ich möchte zu Meister Lothar.«

»Er ist nicht da.«

»Das hörte ich schon. Wo kann ich ihn denn erreichen?«

»Weiß nicht«, brummte der Mann und wandte sich ab.

Gernot ging neben ihm her. »Wohnt er denn hier?«

»Nein, er wohnt in der Stadtmitte.«

»Kannst du mir den Weg beschreiben?«

»Lass mich in Ruhe! Wir haben nichts mehr mit ihm zu tun.«

»Nichts mit ihm zu tun?«, fragte Gernot überrascht. »Aber er ist doch der Meister hier! Oder bin ich da falsch unterrichtet? Und die Werkstatt gehört ihm doch auch.«

»Nein, tut sie nicht!«, knurrte der Mann. »Sie gehört dem General. Und Meister bin jetzt ich!«

Er blieb stehen und rief einem Handwerker zu: »Jörg! Noch nicht zusammensetzen! Ich will das erst kontrollieren!«

Gernot nutzte die Gelegenheit, wo der Meister still stand, und trat dichter vor ihn hin. »Was ist passiert? Warum ist Meister Lothar nicht mehr hier?«

»Er hat die neue Zeit verschlafen, wenn du es genau wissen willst. Er wollte keine Kriegswaffen bauen, nur Mühlen, Wagen und sogar Orgeln und andere Musikinstrumente. Was soll man in Zeiten, wo Krieg droht, mit Orgeln anfangen? Er weigerte sich beharrlich, große Schleudern, Rammböcke und ähnliche Maschinen zu bauen. Da musste er gehen. Der General hat die Werkstatt beschlagnahmt und mich als Meister eingesetzt. Und wir machen hervorragende Geräte! Lothar kann froh sein, dass er nicht in den Kerker musste!«

»Wo wohnt er denn jetzt, der Meister Lothar?«

»Was willst du von ihm? Es ist nicht gut, sich mit jemandem sehen zu lassen, der ganz oben in Ungnade gefallen ist.«

»Es geht um die Reparatur einer Mühle, weit weg von hier auf dem Land.«

»Na ja, eine Mühle – dagegen ist wahrscheinlich nichts zu sagen. Aber genau weiß ich auch nicht, wo er wohnt. Irgendwo an der Straße, die vom Markt zum Schloss führt. Da hatte er früher auch seine Werkstatt, bis sie zu klein wurde. So, und nun verschwinde!«

Gernot machte sich wieder auf den Weg, brauchte eine gute Stunde und musste noch mehrmals fragen, bis er endlich das Haus gefunden hatte. Er klopfte. Nachdem er das Klopfen zweimal wiederholt hatte, öffnete ihm ein älterer Mann im Arbeitskittel.

»Guten Abend. Spreche ich mit Meister Lothar?«

»Ja. Und mit wem spreche ich?«

»Ich bin Gernot von Habichtstein. Ich komme von weit her, vom roten Fluss.«

»Roter Fluss – das kommt mir bekannt vor. Kann sein, dass ich da schon mal war.«

»Warst du, Meister. Du hast da eine Mühle gebaut. In der Nähe, tief in dem großen Wald hinter der Mühle, liegt die Burg Habichtstein.«

»Ach ja, ich erinnere mich. War ein freundlicher, geschickter und fleißiger Mann, der Müller. Wie geht es ihm?«

»Schlecht. Soldaten des Generals sind durch unsere Gegend gezogen und haben die Ernte des letzten Jahres mitgenommen. Und dann haben sie das Mahlwerk der Mühle völlig zerstört.«

»Sprich nicht so laut von so was, Junge! Besonders, wenn man noch den Zorn in deiner Stimme hört. Das kann dich den Kopf kosten! Komm rein!«

Nachdem Gernot in den Flur getreten war, verriegelte Meister Lothar die Haustür doppelt. »Hast du schon zu Abend gegessen?«

»Nein, Meister.«

»Gut, dann iss mit uns! Erna!«

Aus einem Raum hinter einer Tür hörte man ein »Ja?«.

Der Meister öffnete die Tür. »Ach hier bist du! Erna, wir haben noch einen Gast zum Abendessen. Bringt dich das in große Schwierigkeiten?«

»Nein, ist schon gut!«

»Komm mit in die Werkstatt!«, forderte der Meister seinen Besucher auf. Sie verließen das Haus durch eine Hintertür, überquerten einen Hof, auf dem Bretter und Balken lagen, und betraten die alte Werkstatt. Meister Lothar zeigte auf einen Dreibeinschemel. »Bitte setz dich!« Er selbst nahm auf der Hobelbank Platz.

»Wenn du mich bitten willst, Gernot von Habichtstein, die Mühle zu reparieren, so werde ich dich wohl enttäuschen müssen.«

»Warum? Ich weiß, dass du die große Werkstatt nicht mehr hast, man hat es mir dort erzählt. Du wirst also keinen Gesellen hinschicken können. Aber du selbst ...«

Lothar schüttelte den Kopf. »Wenn es so ist, wie du erzählt hast, dann hat die Mühle erst im nächsten Jahr wieder etwas zu mahlen. Der Müller würde mir meinen Lohn erst über Jahre hinweg in kleinen Raten geben können. Das kann ich mir aber nicht leisten. Versteh mich recht, das sieht aus, als sei ich schrecklich geldgierig. Aber nachdem man mir fast alles genommen hat, muss ich mich um Arbeit bemühen, die sofort bezahlt wird. Ich habe keine Rücklagen.«

»Das verstehe ich«, nickte Gernot. »Aber einen Vorschuss kann ich dir geben. Viel habe ich auch nicht, aber ...« Er öffnete seinen breiten Gürtel, der die Hose hielt, und holte aus einem Versteck an der Innenseite zwei Goldstücke heraus. »Ich habe etwas von unserem Familienbesitz mitgenommen. Ich gebe es gern für den Müller, der schon viel für uns getan hat. Und es ist auch zu unserem eigenen Nutzen, denn unsere Burg braucht die Mühle.«

Der Meister nickte. »Zwei große Goldstücke, das ist schon ein stattlicher Vorschuss. Erzähl mir von dir, Gernot!«

Sie kamen ins Plaudern. Der freundliche Meister wirkte vertrauenerweckend auf Gernot, und er berichtete von zu Hause, von der Burg Habichtstein und, als Meister Lothar fragte, wie es weitergehen solle, auch von seinem Wunsch, ein Ritter zu werden. Er erzählte auch von seinem Aufenthalt auf der Burg Igelstein. Nur von dem Wunderbaum sagte er nichts – er fürchtete, der andere würde ihm nicht glauben.

»Ja, ja, es sind schwierige Zeiten«, nickte Meister Lothar. Und dann erzählte er ausführlich, wie ihn der General und seine Leute immer mehr unter Druck gesetzt hatten, Kriegsmaschinen zu bauen, wie er sich geweigert hatte und wie man ihm die Werkstatt samt allen Gesellen einfach weggenommen hatte.

Die Meisterin rief zum Abendessen. Das Mahl war einfach, aber Gernot hatte Hunger.

»Wenn du willst, kannst du hier übernachten, Gernot«, sagte die Meisterin, die noch freundlicher war als ihr Mann und ungefähr doppelt so dick. »Wir haben oben noch ein Bett.«

»Vielen Dank!«, erwiderte Gernot. »Das Angebot, mich zu beherbergen, nehme ich gerne an. Aber ein Bett

brauche ich nicht. Wenn ihr erlaubt, kehre ich mir in der Werkstatt ein paar Hobelspäne zusammen und mache mir darauf ein Nachtlager.«

So wurde es beschlossen. Meister Lothar kam noch mit in die Werkstatt, und beim Schein einer Kerze unterhielten sie sich noch lange.

»Warum wolltest du keine Schleudern und Schussapparate bauen?«, fragte Gernot.

»Nun, sie waren für den General bestimmt. Was der damit will, ist klar: Er will Krieg führen gegen den König. Wozu sollte er das alles sonst brauchen? Aber ich stehe immer noch auf der Seite des Königs und des Prinzen.«

»Ich auch.«

»Das habe ich in unseren Gesprächen inzwischen gemerkt. Auch an deinem Bericht von den kleinen Männern unter der Burg Igelstein. Du dachtest vielleicht, ich glaube dir nicht. Aber gerade das hat mein Vertrauen zu dir gestärkt.«

»Ich würde gern mehr für den Prinzen tun – gegen den General. Aber ich weiß nicht, was.«

Meister Lothar nickte und kratzte sich an seinem Backenbart. »Wir müssen Geduld haben, Gernot. Der Zeitpunkt wird kommen, wo wir etwas tun können.«

»Wir beide? Du, ein alter Handwerker, und ich, der ich noch nicht mal ein Knappe bin, geschweige denn ein Ritter?«

»Wir sind nicht allein, mein junger Freund.«

»Nicht allein?«

»Du versprichst mir, für dich zu behalten, was ich dir sage?«

»Ich verspreche es!«

»Wir nennen uns Prinzenfreunde. Einige Männer und Frauen, die sich manchmal heimlich treffen und überlegen, was sie tun können, um den Prinzen aus seiner Gefangenschaft zu befreien. Und ihm zu seinem Recht zu verhelfen.«

»Oh!« Gernot bekam rote Wangen vor Aufregung. »Eine Art Geheimbund? Da würde ich gerne mitmachen!«

Meister Lothar lächelte. »Du bist noch ziemlich jung. Es geht hier nicht um eine Spielerei, Gernot, sondern um eine todernste Angelegenheit. Das solltest du dir klar machen. Aber ich will damit nicht sagen, dass du nicht aufgenommen werden könntest. Nur kann ich das nicht allein bestimmen. Ich muss erst die anderen fragen. Ohne ihre Zustimmung darf ich dir auch nicht mehr von unserem Bund erzählen. Wir schweben alle in Gefahr. Sobald einer, der zum General hält, von unseren Zusammenkünften erfährt, ist es aus mit uns.«

Gernot sagte zwar: »Das verstehe ich«, aber er machte doch ein enttäushtes Gesicht.

»Es geschieht auch zurzeit nicht viel. Wie ich schon sagte: Wir müssen Geduld haben und auf den richtigen Zeitpunkt warten. Das kann noch lange dauern. Bis dahin bist du vielleicht schon ein Ritter.«

»Aber ihr habt schon Pläne?«

»Nun ja, Pläne eigentlich nicht. Wir halten nur Verbindung untereinander und ...«

»Und? Sprich weiter!«

»Und mit ihm.«

»Mit wem? Dem Prinzen? Ihr habt Verbindung mit dem Prinzen?« Gernot war aufgesprungen. »Wie geht das, wenn er doch ...?«

»Nicht so laut, Gernot! Ich kann es dir nicht sagen. Noch nicht. Bitte versteh das!«

Gernot nickte, wenn auch traurig. »Ist schon gut! Wenn ich dem Prinzen und seiner Sache damit diene, dass ich etwas nicht weiß, soll es mir auch recht sein.«

Meister Lothar legte ihm die Hand auf die Schulter. »Die Haltung gefällt mir, mein Freund. Aber ich kann dir erzählen ... Doch, ich bin sicher, damit keinen Vertrauensbruch zu begehen. Ich erzähle dir, wie es angefangen hat mit der Gefangenschaft des Prinzen Manuel und unserem Geheimbund. Damit bringe ich niemanden in Gefahr.«

»Oh ja, erzähl!«

Meister Lothar lächelte und begann: »Du weißt sicher, dass der Prinz vor Jahren hierhergebracht wurde, als er noch ein kleines Kind war. Seine Tante, eine entfernte Verwandte des Königs, war für seine Erziehung zuständig, und wichtige Männer sollten die Regierungsgeschäfte führen, solange der Prinz dafür noch zu klein war. Die Tante und Manuels Lehrer waren streng. Vielleicht hatte sie auch anfangs nur Angst, ihm könnte etwas zustoßen. Jedenfalls erlaubte sie nicht, dass er das Schloss verließ. Er wohnte in dem hohen Turm, den man schon von Weitem sieht. Manuel war aber ein sehr wissbegieriges und kluges Kind. Er wollte mehr lernen, als die Lehrer ihm beibrachten. Auch anderes, als sie für wichtig hielten. Er wollte sich auch nicht nur Wissen aus Büchern aneignen, sondern die Menschen kennenlernen, über die er später einmal regieren sollte. Er bat sehr, dass er auch in die Stadt gehen dürfe, aber sie erlaubten es ihm nicht. Ich vermute, auch wenn ich es nicht beweisen kann, dass damals schon der Generalfeldmarschall bei diesem Verbot eine entscheidende Rolle gespielt hat. Er wird wohl schon geplant haben, alles unter seine Kontrolle zu bringen.

Als der Prinz etwas größer geworden war, setzte er sich über das Verbot seiner Erzieher hinweg. Er stieg nachts

aus seiner Turmwohnung – das war damals noch möglich – und ließ sich an einem Seil an der Außenmauer hinab. Ich kann mich noch gut erinnern, wie es eines Nachts klopfte und ein Junge vor der Tür stand. Er sagte, er sei der Prinz Manuel, und ich sei doch ein Wagner, ob ich ihm nicht einiges über die Arbeit mit Holz beibringen könnte. Es müsse aber nachts sein, weil er vor Morgenrauen wieder in die Burg zurückmüsse. Und beim Arbeiten würde er mich auch gern über die Menschen im Land ausfragen, ihre Sorgen und Probleme und ihre Freuden. Er habe den Verdacht, seine Lehrer sagten ihm nicht alles.

Ich war sehr überrascht, aber ich nahm ihn mit in die Werkstatt. Noch erstaunter war ich über sein Geschick beim Arbeiten und über seine klugen Fragen.

Er hat mich dann noch oft besucht. Und er bat mich auch, ihn mit anderen Leuten in Verbindung zu bringen, denen ich vertraute, dass sie das Geheimnis wahren. Er war dann oft beim Schmied, beim Apotheker, bei einem der Bauern draußen vor der Stadt, bei einem Gärtner und bei einigen anderen. Diese Leute, ergänzt durch einige Familienangehörige und Freunde, bilden heute den Geheimbund der Prinzenfreunde.«

»Aber heute kommt der Prinz nicht mehr heraus?«, fragte Gernot.

»Nein. Mehr und mehr riss der General alle Macht

an sich. Die Tante des Prinzen war gestorben, da fiel es ihm noch leichter. Eines Nachts entdeckte eine Wache den jungen Prinzen, wie er sich am Seil die Außenmauer hinunterließ. Er machte dem General Meldung. Der gebot dem Prinzen streng, er dürfe nicht nur das Schloss nicht verlassen, sondern müsse von nun an auch ständig in dem hohen Turm bleiben, in dem er wohnte. Wachen wurden rund um den Turm aufgestellt, die Tag und Nacht aufpassen sollten.

Dies alles haben wir erst allmählich erfahren. Zunächst wunderten wir uns nur, dass Prinz Manuel nicht mehr kam. Da aber in jenen Wochen und Monaten das Machtstreben des Generals immer deutlicher wurde, konnten wir uns die Zusammenhänge denken, bestätigt durch manche Gerüchte.

Einige Zeit später – der General saß nun fest im Sattel – fürchtete er wohl, der Prinz würde durch seine Klugheit und seinen Ideenreichtum doch irgendwann herauskommen. Er könnte vielleicht einen Weg finden, die Wachen zu überlisten oder zu überreden. Also ließ er ein Haus abreißen, das direkt bei dem Turm stand. Ich weiß das alles von einem Baumeister, der auch zu den Prinzenfreunden gehört. Der Turm stand nun völlig frei. Nun ließ der General eine doppelt mannshohe Mauer ringsherum bauen, etwa mit fünfzehn Schritt Abstand vom

Turm. In den Graben, der auf diese Weise entstanden war, ließ er Löwen bringen. Acht Tiere waren es damals, wie viele es heute sind, weiß ich nicht. So war es dem Prinzen unmöglich, sich an einem Seil vom Turm herunterzulassen – er wäre in der Löwengrube angekommen. Die Wachen standen natürlich weiterhin da, außen vor der Mauer. An einer Stelle kann man zu der Mauer hochsteigen und mit einem einziehbaren hölzernen Steg zu dem hoch gelegenen Türchen kommen, dem einzigen Zugang zum Turm. Auf diesem Weg wird der Prinz auch von Getreuen des Generals versorgt.

Und er wird gut versorgt. Es fehlt ihm dort an nichts, nur an der Freiheit. Der General bemüht sich offenbar, den Prinzen gesund zu erhalten, er ist ja so eine Art Geisel, ein Pfand gegenüber dem König. Er hofft, der König wird ihn gewähren lassen, weil dieser fürchtet, der General würde seinen Sohn töten, wenn er das Land angreift. Das ist wohl auch der Grund für diese aufwendige Maßnahme, sonst hätte der General den Prinzen vielleicht einfach in den Kerker gesteckt oder gar schon umgebracht.«

»Das ist ja schrecklich! Und niederträchtig! Dass der Prinz in Wirklichkeit nichts zu sagen hat und der General alle Macht besitzt, das erzählt man sich manchmal hinter vorgehaltener Hand. Aber es sind nur Gerüchte, niemand weiß etwas Genaues.«

»Du weißt es nun«, sagte Meister Lothar.

»Ja, bis auf das Geheimnis, wie ihr Verbindung ...«

»Geh jetzt schlafen, Gernot! Und vergiss nicht, dass du mir versprochen hast, über all das Stillschweigen zu bewahren!«

»Ich werde es nicht vergessen, Meister!«

Meister Lothar nickte und legte ihm die Hand auf die Schulter. »Ich vertraue dir, mein junger Freund. Vielleicht wirst du einmal der erste Ritter in unserem Bund. Aber das wird noch einige Zeit dauern. Ich will in den nächsten Tagen aufbrechen zum roten Fluss, um die Mühle deines Bekannten zu reparieren. Dank deinem Geld geht das jetzt. Es wird einige Monate dauern. Du kannst während der Zeit gern hier wohnen. Meine Frau ist auch damit einverstanden. Was hast du denn vor?«

»Ich weiß es noch nicht.«

»Wenn du Rat oder Hilfe von einem der Prinzenfreunde brauchst, sag es meiner Frau!«

»Ich danke dir.«

»Schlaf gut!« Meister Lothar ging hinaus und schloss die Tür. Es war schon fast Mitternacht.

* * *

Gernot stand vor dem großen Tor, allerdings im Abstand von etwa zwanzig Schritten. Näher traute er sich nicht

hin, weil einer der beiden Bewaffneten, die rechts und links standen, ihn schon misstrauisch musterte.

Er wusste, dass es hinter dem Tor noch eine Zugbrücke und ein weiteres Tor gab. Auch hatte er sich durch Spaziergänge rund um die große Anlage auf dem Burgberg und durch Erklärungen von Meister Lothar ein ungefähres Bild gemacht.

Auf dem hinteren, höchsten Teil des Burghügels stand die alte Burg mit dem hohen Turm, in dem Prinz Manuel gefangen war. Später war auf dem größeren vorderen Teil das neuere Schloss gebaut worden, aber auch dieses war burgähnlich zur Verteidigung eingerichtet.

Da stand Gernot nun und überlegte, was er tun sollte. Seit Meister Lothar abgereist war, hatte er außer dem Schloss, das er freilich nur von außen sehen konnte, auch die Stadt erkundet. Er kannte sich jetzt schon ein wenig aus. Er hatte vor der einen oder anderen Werkstatt in der Nähe des Schlosses gestanden und sich gefragt, ob der Besitzer wohl zu den Prinzenfreunden gehörte. Und er hatte gegrübelt – was sollte er tun?

Zunächst einmal musste er ein Ritter werden. Vielleicht nahmen sie ihn ja hier im Schloss als Knappen auf? Aber andererseits fürchtete er sich, so ständig in der Nähe des Generals zu sein, von dem er nun wusste, dass er wirklich böse war.

Gernot hatte auch überlegt, ob er sich bei dem Wunderbaum den dritten Rat holen sollte. Aber erstens war der weit weg, und zweitens hatte er festgestellt, dass die Ratsschläge dort ihm nie ganz genau sagten, was er tun sollte, mehr allgemeiner Art waren. Er musste sich wohl selbst entscheiden.

Das Tor öffnete sich. Ein Trupp von fünf Rittern kam heraus. Die Männer waren mit blanken Rüstungen geschützt, trugen Schwert, Schild und Lanze und saßen auf starken, großen Streitrössern. Die Lanzen steckten unten am Sattel in einer Lasche und waren oben mit bunten Wimpeln geschmückt.

Mit großen Augen schaute Gernot ihnen entgegen. So ein Ritter wäre er auch gern! Es musste ein herrliches Gefühl sein, so prachtvoll auf einem stolzen Pferd dahinzureiten und von allen bewundert und vielleicht auch ein bisschen gefürchtet zu werden.

Laut klapperten die Hufeisen der Pferde auf dem Pflaster. Gerade als die fünf Männer an Gernot vorbeireiten wollten, gab es einige Verwirrung, weil einer der Ritter sein Pferd zügelte.

»Gernot von Habichtstein!«, tönte es aus dem Helm des Ritters.

Die anderen Pferde standen nun auch still, tänzelten nur ein wenig.

Gernot war verblüfft. Wer kannte ihn hier?

Da hob der Ritter seinen Helm vom Kopf, und Gernot erkannte ihn. Es war Ritter Eberhard, dem er damals die sechs Eichen gezeigt hatte als Gegenleistung für sein Versprechen, den Wunderbaum stehen zu lassen.

»Ritter Eberhard!«

»Ich freue mich, dich zu sehen, Junge! Weißt du, woher ich gerade komme?«

»Äh – aus dem Schloss.«

»Natürlich aus dem Schloss!«, lachte der Ritter. »Aber was habe ich da gemacht? Ich sage es dir: Es war ein festlicher Empfang beim General! Ritter, die sich besonders verdient gemacht haben für unsere große Sache, wurden ausgezeichnet. Siehst du diesen Wimpel da oben? Er ist ein besonderes Ehrenzeichen, das der General vergibt. Mit einer Urkunde und einem Handschlag persönlich von unserem obersten Herrn. Und nun rate mal, wofür ich die Auszeichnung bekommen habe!«

»Für ... für die Eichen?«

»Richtig! Für meine besonderen Verdienste bei der Beschaffung von kriegsnotwendigen Rohstoffen. Und das habe ich dir zu verdanken!«

»Freut mich für dich, Ritter Eberhard!« Gernots Freude hielt sich zwar in Grenzen, aber was sollte er sonst sagen in dieser Situation!

»Meine Freunde hier haben auch solche Auszeichnungen bekommen, allerdings für andere Verdienste.«

»Aha.« Eine bessere Antwort fiel Gernot nicht ein.

»Was machst du hier? Du hast dich damals nach der Igelburg erkundigt, und ich dachte, du wolltest dort Knappe werden.«

»Wollte ich auch, aber ... es hat nicht geklappt. Es war ... das ist eine längere Geschichte.«

»Schon gut. Ich bin nicht neugierig.«

Da lenkte einer der anderen Ritter sein Pferd heran. »Habe ich das richtig verstanden?«, fragte er. »Du willst ein Knappe werden?«

»Ja, Herr.«

»Du bist Sohn eines Ritters?«

»Ja, Herr. Mein Name ist Gernot von Habichtstein.«

»Ich suche einen Knappen«, sagte der Ritter und nahm seinen Helm ab. Ein hellhäutiges Gesicht mit einem rötlichen Bart kam zum Vorschein. Der Mann war noch jung, wohl nur wenig über dreißig Jahre alt. »Ich bin Ritter Moritz vom Nesselberg. Möchtest du mein Knappe werden?«

»Äh ...«

»Ich weiß, so schnell kann man nicht so eine wichtige Entscheidung treffen. Vielleicht willst du mich erst ein wenig kennenlernen. Und ich dich natürlich auch. Komm

doch heute Abend ins Gasthaus zum weißen Hirschen. Da feiern wir fünf unsere Ehrung bei einem guten Essen und noch besserem Wein. Du bist mein Gast. Wir reden ein wenig miteinander, und dann entscheiden wir, ob du mit mir auf die Pfauenburg kommst. Einverstanden?«

Gernot nickte nur, und die fünf Ritter trabten auf ihren edlen Rössern davon.

5. KAPITEL

»Noch über diese Höhe«, sagte Ritter Moritz, »dann sehen wir die Pfauenburg unten in dem weiten Tal liegen.«

Sie ritten nebeneinanderher. Der Ritter hatte in der Stadt bei einem Pferdeverleiher ein Pferd gemietet, damit sein neuer Knappe nicht zu Fuß gehen musste und die Reise dadurch zu lange dauerte. Das Pferd sollte in den nächsten Tagen, wenn jemand von der Burg in die Stadt musste, wieder mitgenommen und zurückgegeben werden.

»Du reitest schon ganz gut!«, stellte Ritter Moritz fest. »Ich habe gesehen, es ist ein etwas bockiges Tier. Aber du scheinst gut mit ihm zurechtzukommen.«

»Ein wenig Übung habe ich schon, aber nicht viel.«

»Na, das kommt noch.«

Nachdem sie eine Weile hintereinanderreiten mussten, weil der Weg zwischen Bäumen und Büschen eng wurde, trieb Gernot sein Pferd wieder neben das des Ritters. »Ich habe gehört, die Pfauenburg soll mitten im Sumpf auf vielen Eichenpfählen stehen.«

»Das stimmt. Aber das siehst du nicht. Die Burg sieht aus, als stünde sie auf festem Boden. Stell dir also nicht vor, sie würde von den Stämmen hochgehalten wie ein

Baumhaus. Die Eichen bilden nur das Fundament, damit nicht alles im Sumpf versinkt.«

»Fault das Holz nicht?«

»Kluge Frage! Nein, Junge, es fault nicht, weil es ganz unter Wasser ist und keine Luft drankommt.«

»Es war sicher viel Arbeit und sehr teuer, die Burg zu bauen.«

»Das stimmt. Aber es hat sich gelohnt. Sie liegt jetzt mitten im Sumpf, der jedes Frühjahr nach der Schneeschmelze neu überschwemmt wird, und manchmal noch zwischendurch. Nach allen Seiten mindestens sechs- bis achthundert Schritte vom festen Land entfernt. Da kommt kein Feind hin! Nur einen schmalen Steg gibt es, auf dem noch nicht mal ein Wagen fahren kann. Alle Lasten, die zur Burg gebracht werden sollen, müssen auf Esel umgeladen werden. Der Steg ist auch auf Pfählen errichtet. Wir müssen hintereinanderreiten. Ich hoffe, dass dein Pferd nicht scheut. Wenn du unsicher bist, steigst du besser ab und führst es am Zügel.«

Jetzt ritten sie über eine letzte Anhöhe, und da sah Gernot die Burg. Ein breites, flaches Tal lag vor ihnen, durch das sich ein Flüsschen in vielen Windungen schlängelte. An verschiedenen Stellen teilte es sich in viele kleine Wasserläufe, die irgendwann wieder zusammentrafen. Die Fläche auf dem Grund des Tals,

zwischen den silbrigen Wasserläufen, wirkte graugrün und an manchen Stellen bräunlich – je nachdem, welche Pflanzen dort wuchsen.

In der Mitte des Tals lag mächtig und ungewöhnlich groß die Pfauenburg. Die Mauern waren nicht besonders hoch, etwa so wie ein vierstöckiges Haus. Es gab nur einen sehr hohen schlanken Turm, der wohl zur Beobachtung der Umgebung diente, dafür aber vier niedrige, dicke Türme, die die Ecken der rechteckigen Anlage sicherten. Oben auf den Türmen waren schwere Schleudern zu erkennen, ähnlich denen, die Gernot in Meister Lothars ehemaliger Werkstatt gesehen hatte.

In dem Rechteck der Mauern standen mehrere große Häuser. Die Giebel gingen in vielen Stufen, auf denen Steinfiguren standen, nach oben, die Fenster und Simse waren reich verziert, über den Eingängen prangten farbig bemalte Wappen.

Die beiden Reiter kamen an den Rand des Sumpfgebietes und ritten dort entlang bis zu der Stelle, wo der schmale Steg von der Burg her das Ufer erreichte. Es gab hier keinen Wachposten. Unbehelligt ritt der junge Ritter voran. Gernots Pferd war es anscheinend bei dem schmalen Steg noch unheimlicher als seinem Reiter. Also stieg Gernot ab und führte das Tier unter gutem Zureden langsam hinüber.

Als sie sich dem Tor näherten, öffnete es sich sogleich. Man hatte sie wohl kommen sehen und Ritter Moritz erkannt. Der nickte der Wache einen Gruß zu. Sie kamen durch einen kleinen Zwinger zu einem zweiten Tor.

Drinne stieg Ritter Moritz vom Pferd.

»Wo ist der Stall?«, fragte Gernot und griff nach den Zügeln von Ritter Moritz' Pferd. Als Knappe war es ja seine Pflicht, für die Pferde zu sorgen.

Aber dazu kam er nicht. Zwei Männer, ein alter und ein sehr junger, kamen angelaufen, verbeugten sich, und der Alte grüßte: »Willkommen, Herr Ritter! Willkommen, unbekannter Gast!« Dann brachten sie die Reittiere fort.

»Soll ich mit den beiden gehen, Ritter Moritz?«, fragte Gernot.

»Nein, nein«, lachte der, »die Pferde brauchst du nicht zu versorgen. Das machen sie.«

»Aber später ... Das ist doch meine Aufgabe als Knappe.«

»Hier nicht, junger Freund! Wie ich dir schon im Gasthaus zum weißen Hirschen sagte: Bei uns auf der Pfauenburg werden die Knappen wie Ritter behandelt und die Ritter wie Fürsten. Du hast wohl gedacht, ich übertreibe, wie? Ich habe es dir gleich angesehen, dass du mir nicht richtig glauben wolltest.«

»Äh ... ehrlich gesagt, ich konnte mir nicht vorstellen ...«

»Na, du wirst es erleben.«

Sie waren inzwischen ein Stück die Straße entlanggegangen, die vom Tor mitten durch die Anlage zur hinteren Mauer führte, wo der einzelne hohe Turm stand. Die Straße war mit geschliffenen, dunkelgrauen Granitplatten belegt. Am Rand waren in weißem Kalkstein Wappen eingelassen. Es sah ungeheuer kostbar aus, und Gernot wagte kaum aufzutreten.

Rechts und links der Straße standen die großen Häuser, die er schon von Weitem gesehen hatte, die aber aus der Nähe noch größer und prächtiger wirkten. Gernot bekam vor Staunen den Mund nicht mehr zu.

»Dieses ist das Haus, in dem wir wohnen«, sagte Ritter Moritz und zeigte nach rechts. »Ich habe da ein schönes Zimmer, und davor ist das Gemach des Knappen, da schläfst du. Aber wir sehen es uns später an. Da kaum jemand auf der Straße ist, nehme ich an, dass gerade gegessen wird. Also gehen wir am besten gleich zum Speisesaal, um nichts zu verpassen.«

Er betrat ein großes Gebäude durch ein Tor, das so hoch und breit war, dass man fast mit einem Pferdewagen hätte hineinfahren können. Drinnen wandte er sich nach links und ging durch eine kleine Tür. Dabei sagte er zu Gernot:

»Wir wollen uns erst den Reisedust abwaschen, ehe wir uns an die Tafel setzen.«

Was nun folgte, hätte Gernot sich in seinen kühnsten Träumen nicht ausdenken können. Zwei Diener stürzten sich auf sie, nahmen ihnen die Umhänge und dem Ritter die Rüstung ab, stellten Schüsseln mit warmem Wasser vor sie hin und trockneten sie ab, als sie sich Gesicht und Arme gewaschen hatten. Dann holten sie aus einem Schrank, auf dem das Wappen von Ritter Moritz aufgemalt war, zwei Umhänge. Einen aus blau gefärbter Seide hängten sie dem Ritter um, und einen aus Wolle in der gleichen Farbe bekam Gernot.

Ritter und Knappe verließen das Gemach, kamen zurück in die Eingangshalle und schritten auf eine Doppeltür zu. Sie war mit bronzenen Adlern verziert. Diener rissen die Türflügel auf und ließen die Ankömmlinge eintreten.

Gernot stockte der Atem.

Vor ihm lag ein riesiger Saal. Lange Tische standen darin, an denen lauter reich gekleidete Personen saßen, zumeist Männer, aber auch einige Frauen. Ein ständiges Murmeln von den vielen Gesprächen und das Klappern von Geschirr füllte den Raum, wurde aber übertönt von fröhlicher Musik. Auf einer Empore an der Seite saß eine kleine Kapelle und spielte.

Der Fußboden des Saals bestand aus Parkett, verschiedenfarbige Hölzer bildeten ein Muster. Die Wände zwischen den hohen Fenstern waren mit bunten Teppichen behangen, die Bilder aus der Natur zeigten. Die Decke war durch Balken in Kassetten unterteilt, kleine Vierecke, die mit Jagdszenen bemalt waren. Die Balken selbst waren braun mit vergoldeten Kanten. Zwei riesen-große Leuchter aus Bronze mit Hunderten von Kerzen, die allerdings jetzt nicht brannten, hingen von der Decke.

»Schön, nicht wahr?«, lächelte Ritter Moritz. »Ich sagte doch, es wird dir gefallen. Aber nun komm! Mein Platz ist dort drüben. Du kannst hier am Tisch der Knappen sitzen.« Er führte ihn zu einer Gruppe von fünf Tischen, jeder mit vier Plätzen. Nicht alle Plätze waren besetzt. »Setz dich und iss! Wenn die Tafel aufgehoben wird, melde dich wieder bei mir!«

Gernot setzte sich neben einen langen, schwarzhaarigen Knappen in etwa seinem Alter, der einen grün-gelben Umhang trug. »Darf ich mich hier hinsetzen?«, fragte er schüchtern.

»Warum nicht? Es ist ja frei!«, sagte der andere. »Bist du neu?«

»Ja. Eben erst angekommen. Mit meinem neuen Herrn, Ritter Moritz vom Nesselberg. Ich heiße Gernot von Habichtstein.«

»Ich bin Friedemann. Willkommen auf der Pfauenburg!«

»Danke!«

Eine Frau stellte einen Teller mit heißer Suppe vor Gernot hin. Die roch köstlich. Ein Blick auf die Teller der anderen mit Fleisch und Gemüse belehrte ihn, dass dies wohl nur eine Vorspeise war. Wie im Traum aß er die fünf Gänge, die nun folgten, und konnte den wunderbaren Geschmack der Speisen kaum genießen, weil dies alles hier so überwältigend war.

»Schmeckt es?«, fragte ihn sein Nachbar. »Ich finde, ein wenig mehr Gewürz hätte der Entenbrust nicht geschadet.«

»Ich ... ich weiß nicht. Ich habe noch nie so eine Mahlzeit gegessen. Ich kenne mich nicht so aus.«

Friedemann lachte. »Daran wirst du dich gewöhnen. Es ist alles reichlich da.«

»Ich habe noch nie von einer Burg gehört, die so prächtig ist. Und wo es so gute Sachen gibt. Und wo sogar die Knappen bedient werden. Eigentlich müssen wir doch den Rittern dienen.«

»Nun ja, dazu wirst du auch noch Gelegenheit haben. Aber wir werden hier eben als zukünftige Ritter gesehen und entsprechend behandelt.«

»Und wer sind die Leute, die uns bedienen? Die hier

kochen und servieren, die die Pferde versorgen und alles das machen, was wir eigentlich machen müssten?»

»Sklaven.«

»Sklaven?«

»Ja. Wenn die Ritter ausziehen und gegen Aufständische kämpfen, bringen sie immer Gefangene mit. Und natürlich Beute.«

»Beute?«

»Natürlich! Wovon sollte denn sonst alles das hier bezahlt werden?« Er machte eine weit ausladende Bewegung mit dem Arm. »Hauptsächlich den Westbezirk unseres Landes beherrschen wir von der Pfauenburg aus. Aber es gibt auch Eroberungszüge in andere Länder, manchmal auch mit Schiffen. In den letzten Jahren ist das aber weniger vorgekommen. Es haben sich schon so viele Schätze hier angesammelt, dass wir kaum noch wissen, wohin damit. Die Lagerhäuser sind zu klein. Und das Burggelände auf den Eichenpfählen ist nicht groß genug, um neue Lagerhäuser zu bauen.«

Gernot wusste nicht, was er darauf sagen sollte. Das alles musste er erst einmal verdauen. Versonnen schob er sich die Nachspeise in den Mund, eine süße Frucht, die er noch nie gesehen, geschweige denn gegessen hatte, mit einer säuerlichen Soße übergossen.

»Gewöhne dich daran, dass du hier kaum etwas zu

arbeiten hast!«, sagte Friedemann. »Das machen alles die Sklaven. Es gibt nur wenig, was man den Sklaven nicht überlassen kann. Zum Beispiel, die Sklaven zu beaufsichtigen! Hahaha!« Er lachte laut.

Gernot fand das gar nicht lustig. »Heißt das, ich müsste auch diesen Leuten ... äh ... Anweisungen geben?«

»Selbstverständlich! Und sie bestrafen, wenn sie nicht spüren! Aber so ein bisschen die Peitsche schwingen wird dir ja nicht schwerfallen, wenn du sonst nichts arbeiten musst.«

»Hast du das auch schon mal ...?«

»Natürlich! Mein Ritter ist zum Beispiel auch für die Musiker da oben zuständig. Vorgestern hat einer mit der Laute falsch gespielt. Er bekam zwei Tage Haft in der Dunkelzelle im Turm. Als Strafe. Ohne Essen.«

»Weil er falsch gespielt hat?«, fragte Gernot, die Augen weit aufgerissen.

»Na ja, es stellte sich dann heraus, dass eine Saite gerissen war. Genau genommen war es nicht seine Schuld. Aber was soll's! Eine kleine Strafe kann denen nicht schaden.«

»Muss ich dann auch die Sklaven bestrafen?«

»Ich weiß nicht, wofür dein Ritter zuständig ist. Du wirst es schon noch erfahren. Jedenfalls brauchen sie uns Knappen normalerweise nicht für Arbeiten, sondern

damit es neue Ritter gibt, wenn sie alt werden und nicht mehr kämpfen können. Schließlich will jeder gern ein bequemes Leben haben bis ins hohe Alter.«

Die Musik setzte schlagartig aus, anscheinend auf den Wink eines Mannes, der vorn im Saal auf einem erhöhten Podest stand. Der rief nun laut: »Ritter! Männer der Pfauenburg! Hebt zum Abschluss unseres Mahls mit mir das Glas auf unseren Herrn, den Prinzen Manuel, und auf seinen Kanzler, den umsichtigen und weisen Generalfeldmarschall! Ein Hoch auf unsere Regierung!«

»Hoch!«, riefen alle, stießen mit ihren Gläsern an und tranken.

»Wer ist das da vorn?«, fragte Gernot leise, als er mit Friedemann anstieß.

»Der Großmeister. Der Herr dieser Burg.«

Der ergriff jetzt noch einmal das Wort. »Wir begrüßen unter uns wieder unseren jungen Ritter Moritz, der soeben aus dem Schloss des Prinzen zurückgekehrt ist, wo er eine Ehrung des Generals entgegengenommen hat. Er hat sie verdient mit seinem vorbildlichen Einsatz bei der Planung der Verteidigungsanlagen an der Küste, die das Anlegen fremder Schiffe verhindern oder wenigstens erschweren sollen.«

Alle klatschten. Ritter Moritz erhob sich und nickte lächelnd nach allen Seiten.

Der Großmeister fuhr fort: »Ich erinnere an unser Fest heute Abend und freue mich über möglichst vollständiges Erscheinen. Damit ist die Tafel aufgehoben.«

Gernot suchte seinen Ritter. Er musste noch eine Weile warten, denn der sprach noch mit einigen anderen, erzählte von seiner Reise und nahm Glückwünsche entgegen.

Dann verließen sie gemeinsam die Halle und traten auf die Straße, nachdem sie ihre blauen Mäntel abgegeben hatten. Draußen war nun mehr Betrieb als bei ihrer Ankunft. Ritter Moritz führte Gernot in eine Nebengasse und von dort in einen Raum hinter einem Säulengang. Dort saß ein Schneider mit untergeschlagenen Beinen auf seinem Tisch. Er sprang sofort herunter und verbeugte sich, als der Ritter mit seinem Begleiter den Raum betrat.

»Dies ist mein neuer Knappe«, sagte Ritter Moritz ohne Gruß. »Er kommt nachher zu dir. Ich will, dass du Maß nimmst und ihm etwas Anständiges schneiderst – Hosen, ein Wams, oder besser zwei, eine Mütze – was man eben so braucht.«

»Selbstverständlich, Herr. Wird schnellstens erledigt.«

Sie verließen den Schneider und gingen zu dem Haus, in dem Ritter Moritz seine Wohnung hatte. Eine breite Treppe mit kunstvoll geschmiedetem Geländer führte ins erste und zweite Obergeschoss hinauf. Sie kamen auf einen Gang, von dem aus es zu beiden Seiten in die Woh-

nungen der Ritter ging. Dazwischen gab es Nischen mit Fenstern, durch die genügend Licht hereinfl. Nischen und Gang waren mit Wandteppichen und einigen Figuren aus Bronze und Marmor geschmückt.

Gernots Zimmer war wesentlich größer als das, in dem er auf der Burg Igelstein mit drei anderen Knappen gewohnt hatte. Es war der Durchgang zum Zimmer des Ritters, das fast so groß war wie der gesamte Rittersaal auf Habichtstein. Die Wände waren in beiden Zimmern mit dunklem Holz bis zur Brusthöhe verkleidet, darüber waren im Knappenzimmer die Wände weiß, im Ritterzimmer bemalt mit Kampfszenen.

»So, Gernot«, sagte sein Ritter. »Hier bist du also nun zu Hause.«

»Das ist viel schöner, als ich erwartet habe! Und was sind nun meine Pflichten, Ritter Moritz?«

»Pflichten? Das ist so ein hässliches Wort! Gut, das eine oder andere muss leider erledigt werden, aber darüber reden wir später. Vielleicht morgen oder übermorgen. Wenn du beim Schneider gewesen bist, kannst du tun, was du willst. Dich auf der Mauer in die Sonne legen oder dir von den Dienern im Gebäude gegenüber ein Bad bereiten lassen. Nur vergiss nicht, dass wir heute Abend ein Fest haben. Ich nehme dich mit. Beginn ist bei Sonnenuntergang.«

Gernot lag auf seinem Bett und stöhnte. Sein Kopf brummte.

Es war ein lautes und übermütig lustiges Fest gewesen gestern Abend. Und anscheinend war er nun zum ersten Mal in seinem Leben betrunken gewesen. Anders konnte er es sich nicht erklären, dass er irgendwann eingeschlafen war.

Dann mussten ihn wohl Diener hierhergebracht und ins Bett gelegt haben. Er konnte sich nämlich nicht erinnern, in sein Zimmer gegangen zu sein. Außerdem lagen seine Kleider so ordentlich auf dem Stuhl, wie er sie nie ablegte.

Aber es war ein wunderbares Fest gewesen. In dem großen Speisesaal waren die Tische an den Rand geräumt worden, sodass in der Mitte eine freie Fläche entstand. Dort waren Musiker und Gaukler aufgetreten, um die Ritter zu unterhalten. Getanzt wurde auch. Drei junge Damen hatten sich gedrängt, mit Gernot zu tanzen, obwohl er gar nicht wusste, was er da machen musste. Aber es hatte trotzdem viel Spaß gemacht. Vor allem wurde gegessen und getrunken. Doch, es war lustig gewesen! Nur – dass er so viel getrunken hatte, dass er einfach eingeschlafen war!

Gernot wollte aufstehen, aber sobald er den Kopf hob, drehte sich alles. So blieb er liegen. Nebenan hörte er Ritter Moritz schnarchen, also konnte er sicher auch noch etwas ruhen. Kurz nach diesem Entschluss war er wieder eingeschlafen.

Heftiges Klopfen an der Tür weckte ihn. Er sprang auf, hielt sich kurz den Kopf – es ging schon etwas besser – und öffnete die Tür. Ein anderer Knappe stand draußen.

»Ich muss Ritter Moritz sprechen. Ich soll ihm etwas vom Großmeister ausrichten.«

Gernot nickte, was den Kopfschmerz wieder belebte. Es tröstete ihn ein wenig, dass der andere auch ziemlich mitgenommen aussah: grünlich im Gesicht, die Augen halb geschlossen, und er musste sich am Türrahmen abstützen.

Es dauerte eine Weile, bis Gernot seinen Ritter geweckt hatte und bis der bereit war zu hören, was ihm der Großmeister ausrichten ließ: »Heute Morgen hat man an der Außenmauer in der Nähe des Nordwestturms einen Riss entdeckt. Auch ein Lagerhaus direkt hinter der Mauer hat mehrere Risse, und das Dach ist beschädigt. Man hat dem Großmeister Meldung gemacht, und der bittet Euch, Ritter Moritz, mal danach zu sehen, weil Ihr am meisten vom Bauen versteht.«

»Ja, es ist gut, ich komme gleich. Äh – nachher.«

Es dauerte auch wirklich eine halbe Stunde, bis Ritter Moritz und sein Knappe angezogen waren und so weit erfrischt, dass sie sich auf den Weg machen konnten.

Der Riss in dem Haus sah wirklich bedenklich aus, der in der Außenmauer wirkte nicht besonders bedrohlich. Schließlich war die Verteidigungsmauer unten sehr dick.

Ritter Moritz besah sich alles, ließ sich sogar an einem Seil über die Zinnen außen hinunter, um den Spalt auch von dort begutachten zu können, und urteilte: »Im Moment besteht wohl keine Einsturzgefahr. Aber schickt jemanden zu dem Baumeister. Er soll kommen und sagen, was zu unternehmen ist. Es dauert sicher einige Tage, bis er hier sein kann. Bis dahin müssen wir uns nicht beunruhigen. Das Haus sollte allerdings niemand betreten. Aber da es nur als Lager dient, ist das ja nicht schwierig.«

Ritter Moritz ging mit seinem Knappen zurück. »Du machst so ein betrübtes Gesicht!«, sagte er. »Ich wollte dir eigentlich unsere Schätze zeigen. Aber wenn du müde bist oder keine Lust hast ...«

»Oh doch, Ritter Moritz, zeig sie mir! Ich habe nur Kopfweg. Wahrscheinlich vom Trinken gestern Abend.«

»Bist wohl nichts gewöhnt, wie? Aber kein Problem! Komm mit! Gleich hier.«

Sie betraten einen Laden, der wohl eine Art Apotheke war. Krüge, Flaschen und Dosen standen in großer Zahl auf Regalen an den Wänden, Glaskolben und Mörser auf einem Tisch. Ein alter, bärtiger Mann verbeugte sich.

»Mein Knappe hat wohl einen Kater vom Wein. Vielleicht nur, weil er ihn nicht gewöhnt ist. Kannst du ihm mit einem Mittel helfen?«

»Ich denke, ja, Herr. Gerade vor wenigen Tagen habe ich einige getrocknete Pflanzen hereinbekommen, die mir lange gefehlt haben. Ich bitte um drei Minuten Geduld.«

Er sah anscheinend schlecht, denn er musste mit dem Gesicht ganz nah an die Dosen herangehen, um deren Beschriftung zu lesen. Dann zerstampfte er Blätter in einem Mörser, Körner in einem anderen, gab eine gelbliche Flüssigkeit aus einer Flasche hinzu und weitere Zutaten, mischte alles durch Umrühren in einem Krug mit breitem Hals, streute mit den Fingern noch etwas hinein, das wie blaues Salz aussah, schüttelte alles, bis sich die Kristalle aufgelöst hatten, und reichte es Gernot. »Bitte schön, mein Herr. Trinkt es in einem Zug aus!«

Das tat Gernot. Es schmeckte abscheulich, aber nach einer Minute schon spürte er Linderung. Und als sein Ritter mit ihm zum Schatzhaus ging, war der Kopfschmerz schon fast verschwunden.

Ritter Moritz ließ sich von einem anderen Ritter, der neben dem Schatzhaus wohnte und es anscheinend verwaltete, einen Schlüssel und eine Lampe geben. Dann öffnete er das schwere, eisenbeschlagene Tor und trat ein. Gernot folgte.

Das Haus war eine einzige große Halle, die nur mit Balken in einzelne Bereiche unterteilt war. Sie war voll bis unters Dach. In Regalen und übereinandergestapelt lagen unzählige Wertgegenstände. Da waren Kunstwerke, wunderbare Statuen aus Stein, Bronze oder Holz, zum Teil bemalt oder vergoldet. Geschirr aus hauchdünnem Porzellan, aus Gold und aus Silber. Vasen und Kannen aus buntem Glas und aus Alabaster, dem Stoff der Tropfsteine, dünnwandig herausgeschliffen. Wertvolle Teppiche aus Wolle und aus Seide mit herrlichen Mustern lagen in hohen Stapeln in einer Ecke. Pelze von allen Tierarten, die Gernot kannte, und auch von solchen, von denen er noch nie gehört hatte, nahmen eine Kammer ein, braune, schwarze, gelbe und auf alle denkbaren Arten gefleckte und gestreifte Pelze, teils unbearbeitet, teils zu Mänteln vernäht.

Eine etwas kleinere Kammer barg Kisten, in denen, als Ritter Moritz den Deckel hob, im Schein der Lampe viele Hundert edle Steine funkelten. Wertvoller Schmuck füllte ganze Truhen: Ketten, Ringe, Broschen und Anhänger.

Diamanten, die roten Rubine, die grünen Smaragde, dazu helle und schwarze Perlen schmückten auch viele andere Gegenstände aus Gold: Becher, Kerzenständer, Zierwaffen. Echte Waffen aber hatten ihr eigenes Lager: Schilde, Schwerter, Lanzen, Bogen, Streitäxte.

Weiter hinten standen Möbel: Sessel und Sitzkissen mit Samt oder Seide überzogen. Schränke und Tische aus edlen Hölzern mit Intarsien, eingelegten Kunstwerken aus andersfarbigem Holz oder aus Perlmutter. Große Ballen von Seide und Wollstoffen waren an einer Wand gestapelt, fehlerlos gewebt in herrlichen Farben. Säcke mit kostbaren Gewürzen standen da und verbreiteten ihren Duft. Sie mussten von weit her gebracht worden sein, weil die Pflanzen hier nicht wuchsen. Schätze über Schätze ...

Gernot stand der Mund offen. Er hätte sich gar nicht vorstellen können, dass es auf der ganzen Welt überhaupt solchen Reichtum gab. Und nun war so viel in einem einzigen Raum versammelt!

»Da staunst du, nicht wahr?«, lachte sein Herr.

»Das ist ... das ist ja unglaublich! Wo kommt das alles her?«

»Beute«, sagte Moritz nur und strebte dem Ausgang zu. »Komm, wir gehen noch beim Schneider vorbei und sehen, ob deine neue Kleidung fertig ist. Ich hoffe, er hat die Nacht durchgearbeitet.«

Gernot konnte seinen Blick nicht von den Schätzen lösen. Aber als der Ritter mit der Lampe ging, wurde es in der fensterlosen Halle dunkel. Schnell eilte auch Gernot zur Tür.

»Das alles gehört nun auch dir«, sagte Ritter Moritz.
»Nicht allein natürlich, aber du bist Miteigentümer.«

Ich bin reich!, ging es Gernot durch den Kopf. *Unglaublich reich! Was für ein guter Entschluss, hierherzukommen! Hier will ich sicher nie wieder weg!*

Und seltsam: Diese Schätze nahmen seine Gedanken so gefangen, dass er gar nicht darüber nachdachte, wem man sie weggenommen hatte. Als später auf dem Weg zum Schneider doch mal kurz die Frage auftauchte, ob sie auf all das überhaupt ein Recht hätten, war der Gedanke so störend für seine augenblickliche Hochstimmung, dass Gernot ihn schnell beiseitedrängte.

* * *

Gernot hatte sich auf Burg Pfauenstein eingelebt. Drei Wochen war er jetzt hier. Er trug nun einen schicken Anzug, der aus einer engen Hose, einem Seidenhemd mit weiten Ärmeln und einer pelzbesetzten Weste bestand, dazu saß ihm eine bunte Mütze schräg auf dem Kopf. Zwei weitere Bekleidungen waren in Arbeit. An den Füßen trug er lederne Stiefel mit weiten Stulpen. Für die

Waffenübungen hatte er einen Brustpanzer, der zu seiner Größe passte, und einen Helm. Beides war aus Stahl mit eingelegten Mustern aus Gold, und ein Sklave putzte die Teile jeden dritten Tag auf Hochglanz.

Ja, die Waffenübungen! Das war das einzige wirklich Anstrengende. Ein Lehrer brachte ihm und anderen Knappen die Grundlagen der Fechtkunst bei. Gernot hatte sich früher gelegentlich mit dem Schwert seines Vaters versucht, aber das war viel zu schwer gewesen, als dass er es mit einer Hand schnell hätte bewegen können. Inzwischen war er größer und stärker geworden, und das Schwert, das er benutzte, war leichter. Trotzdem waren die Übungen anstrengend.

Es blieb nicht bei den Grundlagen. Wenn der Unterricht in der Gruppe beendet war, nahm Ritter Moritz ihn beiseite und übte mit ihm weiter. Meist endeten die Gefechte damit, dass Gernot das Schwert aus der Hand geschlagen wurde. Es flog in hohem Bogen davon, und Ritter Moritz lachte aus vollem Hals.

Aber Gernot wollte sich nicht beklagen. Schließlich war er ja gekommen, um all das zu lernen und ein Ritter zu werden. Und immerhin konnte er bald feststellen, dass sein Können Fortschritte machte und er auch stärker wurde. Dafür wollte er die Mühen gern auf sich nehmen. Zumal er sich ja sonst um nichts zu kümmern brauchte.

Es war so bequem, sich alles von den Sklaven machen zu lassen. Er gewöhnte sich schnell daran. Und allmählich setzte sich die Überzeugung in ihm fest, dass er mehr wert war als die Untertanen. Er war reich, er trug ein prächtiges Gewand, er war stark und gut gerüstet, er war Mitglied einer starken und stolzen Gemeinschaft der Edlen. Hatte er nicht Grund, stolz zu sein?

Einmal in der Woche veranstalteten der Fechtlehrer und andere Ritter, auch Moritz, einen Wettkampf der Knappen. Im ersten Durchgang mussten alle gegeneinander fechten, mit stumpfen Schwertern. Dann gab es Speerwurf, es ging um Weite und Zielgenauigkeit. Im dritten Wettkampf wurde geritten, galoppiert und gesprungen auf wechselnden Pferden. Und zuletzt wurde mit Bogen und Armbrust geschossen.

Im Fechten und Speerwerfen endete Gernot weit abgeschlagen, im Reiten war er besser, und im Armbrustschießen gewann er drei Mal.

Die Ritter hatten wertvolle Schätze ausgebreitet. Wer gewann, konnte sich etwas aussuchen. Beim ersten Sieg wählte Gernot einen Dolch in einer verzierten Leder Scheide. Der Griff war vergoldet, und in den Knauf war ein großer Edelstein eingearbeitet.

Nach dem zweiten Wettkampf trug Gernot ein wertvolles Schachspiel nach Hause. Die schwarzen Figuren

waren aus Ebenholz geschnitzt, die weißen aus Elfenbein. Der Rand des Spielbretts bestand aus Silber, darin waren im Wechsel helle und dunkle Perlen gefasst. Gernot sah sich die sehr fein und kunstvoll geschnitzten Figuren jeden Abend vor dem Einschlafen an. Einmal spielte auch Ritter Moritz gegen ihn und gewann. Das war aber nicht wichtig. Was Gernot Freude machte, war weniger das Spielen, vielmehr der Umgang mit etwas Schönerem, Wertvollem, das nun ihm gehörte.

Sein dritter Sieg wurde mit einer goldenen Wasseruhr belohnt. Sie zeigte zwölf Stunden an. Alle paar Minuten fiel ein Tropfen in ein Glas. Daran, wie hoch das Glas gefüllt war, konnte man die Uhrzeit ablesen. Abends und morgens füllte er das durchgelaufene Wasser wieder in das obere Gefäß, damit er wieder einen halben Tag messen konnte. In der goldenen Fassung konnte man auch ablesen, wann zu welcher Jahreszeit die Sonne auf- und unterging. Manchmal saß er lange davor und beobachtete die Tropfen und wunderte sich, wie langsam die Zeit verging. Dabei tauchte auch manchmal der Gedanke auf, ob er die Zeit, die er hatte, wohl sinnvoll nutzte.

Wenn Gernot seine schönen Dinge betrachtete, wurde das Verlangen immer stärker, noch mehr davon zu besitzen.

Nach einer Übungsstunde wollte er seine ermüdeten

Muskeln in einem warmen Bad entspannen. »Mach mir ein warmes Bad!«, befahl er dem Sklaven, der im Badehaus dafür zuständig war.

Der Sklave druckste etwas herum. »Äh ... das ist schwierig, Herr ...«

»Warum?«

»Es hat lange nicht geregnet, und die Zisternen sind leer. Wir müssten das Badewasser mit Eimern vom festen Land holen.«

»Dann tu das doch!«, antwortete Gernot streng. »Und beeil dich gefälligst!«

»Wie Ihr wünscht, Herr!«

»Und rufe mich, wenn das Bad fertig ist!« Gernot ging zurück in sein Zimmer. Ein Gefühl der Macht und des Stolzes erfüllte ihn.

Während er wartete, wanderten seine Gedanken wieder zu dem hübschen rothaarigen Mädchen, das er manchmal auf der Straße sah. Es gehörte allerdings zu den Sklaven. Aber das war ja ein Vorteil, oder nicht? Er konnte doch den Sklaven befehlen, und sie mussten gehorchen. Also durfte sie ihn eigentlich nicht zurückweisen. Mal sehen, was daraus würde.

Heute Abend sollte wieder im großen Saal ein Fest stattfinden. Gernot freute sich darauf. Gut essen und reichlich trinken, Spaß haben bei Gesprächen mit Gleich-

gesinnten und bei lustigen Vorführungen – das gefiel ihm nur zu gut. Der Wein würde alles noch leichter machen. Sorge machte ihm nur der Kater, den er wahrscheinlich morgen haben würde.

Da kam ihm ein Gedanke. Er ging zu dem alten Apotheker. »Du hast mir neulich so einen Trunk gegeben. Gegen Kopfschmerzen nach dem Gelage.«

»Ja, Herr, ein wunderbares Mittel.«

»Heute ist wieder so ein Fest. Gib mir noch mal so einen Krug, dann kann ich gleich morgen früh davon trinken.«

»Gern, Herr. Allerdings ...«

»Allerdings?«

»Die Wirkung des Tranks, den ich Euch mischen kann, wird nicht ganz so gut sein. Mir fehlt eine wichtige Zutat. Aber auch die anderen Stoffe helfen natürlich.« Er machte sich gleich an die Arbeit.

»Und du hast gar nichts mehr von diesem besonderen Mittel?«

Der Alte schüttete aus einer Dose ein paar Krümel auf seine Hand. »Einen kleinen Rest habe ich da. Zu wenig, aber ich tue ihn hinein. Ihr müsst wissen, Herr, das Mittel ist sehr selten und darum auch mit viel Geld nicht zu kaufen.«

»Wie heißt es denn?«, fragte Gernot, nicht aus Interesse, sondern nur um die Unterhaltung fortzusetzen.

»Es ist die Novemberbeere, wenn sie den ersten Frost abbekommen hat. So ...« Er stellte den Krug auf den Tisch. »Bitte, der Herr! Ich hoffe, auch dieses Mittel mit einem winzigen Rest der Novemberbeere wird Euch helfen.«

Gernot zuckte zusammen. Sein Gesicht wurde bleich, und er starrte den Alten wortlos an.

»Was ist, Herr? Ist Euch jetzt schon übel? Kann ich helfen?«

Gernot nahm den Krug und rannte hinaus. Seine Schuld stand wieder vor ihm. Das Stichwort »Novemberbeere« erinnerte ihn an alles, was er verkehrt gemacht hatte.

Er rannte über die Straße auf seine Wohnung zu.

Vor dem Badehaus rief der Sklave: »Herr, Euer Bad ist gerichtet!«

»Ich bade nicht!«, gab Gernot mürrisch zur Antwort und verschwand im Haus.

* * *

Es wollte keine richtig gelöste Stimmung aufkommen, als Gernot beim Fest saß. Alle um ihn herum lachten, plauderten und sangen sogar, aber er stierte nur traurig vor sich auf den Tisch. Er hatte noch keinen Tropfen Wein getrunken, obwohl sie ihm alle zuredeten. Das Mittel gegen den Kopfschmerz hatte er weggeschüttet. Es erinnerte ihn zu sehr an seine Schuld. Aber das nützte

nichts. Nicht nur seine Schuld mit der Kräuterfrau und seinem Großvater stand ihm vor Augen, auch vieles andere. Vielleicht war das der Fluch auf seiner Familie, dass er diese Last nicht loswurde?

Allmählich wurde es stiller im Saal. Rechts und links von ihm und gegenüber ließen die Ritter und Knappen ihre Köpfe auf den Tisch sinken und schiefen ein. Am Nachbartisch fiel einer im Schlaf vom Stuhl, wachte nur kurz auf und schief dann auf dem Fußboden weiter. Auf der anderen Seite des Saales sangen noch einige, schief und laut. Aber der Gesang wurde immer leiser und hörte schließlich ganz auf. Einige Paare, Ritter mit ihren Damen, hatten vorhin noch getanzt. Jetzt setzten sie sich erschöpft auf die Tanzfläche, weil sie nicht mehr fähig waren, zu ihren Plätzen zu gehen, sanken um und waren im Nu eingeschlafen. Einige Diener, die Wein nachschenken wollten, mussten über die Schläfer steigen. Als sie niemanden fanden, der noch trinken wollte oder überhaupt konnte, verließen sie mit ihren Krügen den Saal.

Gernot schreckte auf. Er hatte dieses allgemeine Einschlafen zwar beobachtet, aber es war ihm nicht richtig zum Bewusstsein gekommen, weil er so sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt war. Als aber jetzt ein Mann hereinkam und sich suchend umsah, wurde ihm

das Verrückte an dieser Situation klar: ein Saal voller schlafender Ritter, ein paar Frauen und Knappen in den merkwürdigsten Lagen und Stellungen, teils laut schnarrend – und er allein war wach!

Der Diener an der Tür nickte nach hinten. Da – Gernot erschrak noch mehr – trat ein Zwerg herein. Er sah sich um und lächelte. Der Diener beugte sich zu ihm hinunter, flüsterte etwas und zeigte dann auf einen der Schlafenden, nicht weit von Gernot entfernt.

Der Zwerg nickte und kam heran. Leise zwar, aber ohne besondere Vorsicht, ging er zwischen den Schläfern hindurch, stieg teilweise über sie hinweg und trat zu dem Mann, der ihm gezeigt worden war. Er suchte in seinen Taschen und zog einen großen Schlüssel heraus. Dann ging er wieder zurück. Als er bei Gernot vorbeikam, sahen sie sich in die Augen. Gernot las darin nicht den kleinsten Schrecken, dass da noch einer wach war und ihn beobachtete. Der Zwerg lächelte nur schelmisch. Ja, es kam Gernot so vor, als ob er grüßend nickte, aber dann mit seinem Kopf zur Tür hindeutete, als wollte er Gernot auffordern, ihm zu folgen.

Langsam stand Gernot auf, zwängte sich aus seiner Bank und ging zum Eingang. Im Vorraum war niemand. Umso mehr Betrieb herrschte auf der Straße. Viele Sklaven – Männer, Frauen und sogar einige Kinder – rann-

ten zum Schatzhaus, sehr schnell, aber leise, fast lautlos. Einige Zwerge standen am Rand der Straße und erteilten leise flüsternd oder nur durch Winken Anweisungen.

Plötzlich blieb einer der Sklaven stehen und deutete auf ihn, Gernot. Andere sahen ihn nun auch und erschrakten offensichtlich. Einer machte den Zwerg, der in der Nähe stand, auf ihn aufmerksam. Der blickte aber nur lächelnd herüber und winkte ab. Da setzten sich alle wieder in Bewegung.

Gernot trat zu dem Zwerg hin. Als er ihn von Nahem betrachtete, war ihm, als habe er ihn schon einmal gesehen. Sah er vielleicht einem der Zwerge aus der Igelburg ähnlich? Aber vielleicht ähnelten sich Zwerge ja immer etwas.

»Was ist da los? Was geht hier vor?«, fragte der Knappe den kleinen Mann.

»Gewicht!«, lächelte der. »Wir brauchen Gewicht.«

»Gewicht?«

Der Zwerg deutete nur auf die Straße vor dem Schatzhaus. Da kamen Sklaven heraus und trugen lauter schwere Dinge: Statuen aus Bronze, Säulenkapitelle aus Sandstein, Schilde und Schwerter, Säcke mit Gewürzen, Tuchballen. Große Dinge mussten sie mit mehreren Personen tragen. Zwei Esel wurden vorbeigeführt, denen man dicke Packen von schweren Teppichen aufgeladen hatte.

Gernot konnte sich das nicht erklären. »Was machen die da? Wollen die das stehlen?«

»Stehlen?« Der Zwerg lachte leise. »Unsinn! Was sollten wir denn mit dem Plunder!«

»Aber ... aber ... wozu ...?«

»Das Gewicht! Sagte ich doch eben. Sieh doch, sie bringen nur alles, was schwer ist.«

»Aber ...«

»Komm mit!«, forderte der kleine Mann ihn auf. »Aber nimm das hier gleich mit!« Eine Frau hatte einen geschnitzten Sessel aus rotbraunem Holz abgestellt, weil er ihr zu schwer war. »Oder fasst zusammen an!«

Es ist verrückt, dachte Gernot. Wahrscheinlich bin ich doch eingeschlafen und träume. Träume den blöden Traum, ich trüge mit einer unbekanntem Frau mitten in der Nacht einen schweren, mit Elfenbein verzierten Sessel eine Straße entlang, ohne zu wissen, wohin und warum, inmitten einer Menge Leute, die auch alle schwere Dinge schleppen. Aber je länger der Gang dauerte, desto klarer wurde ihm: Das war kein Traum. Es geschah alles wirklich – leise und im Dunkeln bei wenig Mondschein, aber wirklich!

Aus einer Seitengasse wurden nun die Pferde der Ritter herangeführt. Auch sie waren beladen. Aus einer anderen Gasse rollten Männer unter Leitung eines Zwerges Weinfässer heran. Damit das Geräusch gedämpft wurde, legten

Frauen Decken vor den Fässern auf die Straße, nahmen sie wieder auf, wenn die Fässer darübergerollt waren, und breiteten sie davor wieder aus.

Nun kam der Zug ins Stocken. Sie waren jetzt dicht bei der Stelle, wo vor drei Wochen, am Tag nach dem letzten Fest, der Riss in der Mauer entdeckt worden war.

Ein kräftiger Mann stand auf einer großen Kiste, und auf seinen Schultern saß ein Zwerg, so wie ein Kind auf den Schultern seines Vaters reitet. Der Zwerg gab Anordnungen. Er sprach leise, aber da es sehr still war, konnte ihn jeder gut verstehen.

Nach seinen Anordnungen wurde alles aufgestapelt, was herbeigebracht worden war: Unten Steine und Balken aus den Werkstätten von Maurern, Bildhauern und Zimmerleuten. Daneben stabile Kisten und Fässer. Darauf wurde nun alles gelegt, geschichtet, gestapelt, was schwer war.

»Noch nicht genug«, murmelte der Zwerg, der wieder neben Gernot stand.

»Bitte, erklär mir endlich, was ihr hier macht!«, bat der Knappe.

»Du siehst es doch. Wir wollen die Burg an dieser Stelle absenken. Die Eichenpfähle noch tiefer in den Grund senken. Dieser Punkt eignet sich gut dafür, weil da der dicke Turm steht, der auch schon schwer ist. Übrigens haben

wir schon am Tag, als niemand es bemerkte, den Turm mit allerlei schweren Dingen gefüllt.«

»Aber warum das alles? Das ist doch gefährlich!«

»Soll es ja auch sein. Gefährlich für die Burg. Natürlich ist es mühsam. Einfacher wäre es, wenn wir die Eichenpfähle absägen könnten. Aber leider kommen wir nicht dran. Noch nicht mal untergraben kann man so eine Burg im Sumpf. So bleibt uns nur, viel Gewicht an einer Stelle zusammenzubringen. Und das klappt ja auch. Beim letzten Mal hat es schon einen Riss in der Außenmauer gegeben.«

Gerade wurden mit einer Art Kran vom Turm aus Möbel oben auf den künstlichen Berg gehoben. Der überragte längst die Außenmauer und das Dach des Lagerhauses, das schon beschädigt war.

»Es sinkt!«, rief ein Zwerg leise. Er stand an der Seite und hatte offenbar die Aufgabe, von einem Punkt außerhalb des Gefahrenbereichs zu einem gegenüberliegenden Punkt zu schauen. »Ganz deutlich, es beginnt zu sinken!«

»Die Pferde!«, befahl der Zwerg auf den Schultern. Man führte die Pferde heran, dicht an den Stapel. Auf jedem saßen zwei oder drei Personen.

Dann kletterten junge Männer auf den künstlichen Berg, um ihn durch ihr eigenes Gewicht noch schwerer zu machen.

»Siehst du«, hörte Gernot seinen Begleiter sagen, »alles, was sie geraubt haben, wird ihnen nun zum Verhängnis. Von goldenen Schätzen bis hin zu den armen Menschen, die sie als ihr Eigentum ansehen. Schuld ist eine Last, mein Freund! Dieses bequeme Leben auf Kosten anderer, die Gier nach immer mehr, all das drückt hinunter in den Sumpf.«

»Ihr wollt damit die Burg zerstören?«

»In gewisser Weise zerstören die Herren der Burg sich selbst. Aber du hast recht: Ja, wir wollen dieses Bollwerk des Bösen vernichten. Ob wir die Burg ganz zerstören können, weiß ich nicht. Aber wenigstens können wir sie teilweise angreifbar machen.«

»Der Boden ist etwa eine Elle abgesunken!«, rief der Beobachter. »Und er sinkt weiter. Alle, die obendrauf stehen, sollten sich in Sicherheit bringen!« Die Männer kletterten schnell herunter.

Plötzlich war ein Knirschen zu hören, dann ein berrstendes Geräusch. Menschen und Tiere wurden unruhig. Dann sahen sie es: Die Außenmauer neigte sich immer weiter zum Sumpf hin. Einige Augenblicke blieb sie so, dann brach sie nach außen auf einer Länge von vierzig oder fünfzig Schritt – und platschte in den Sumpf.

»Hurra!«, riefen einige, aber andere zischten und legten den Finger auf den Mund. Da wurde es ganz still.

Gernot fragte: »Werden die Ritter davon nicht wach geworden sein?«

»Es steht eine Wache beim Saal. Aber es ist unwahrscheinlich, dass jemand wach wird.«

»Weil sie so viel Wein getrunken haben?«

»Das auch, ja. Aber wir haben noch ein wenig nachgeholfen.«

»Wie denn?«

»Ein altes Mittel. Der braune Schattenröhring. Ein Pilz ausgepresst und den Saft in eine Weinflasche gegeben – die wachen vor morgen Vormittag nicht auf!«

Gernot musste sich an einer Mauer festhalten. »Habt ihr ... habt ihr vor drei Wochen auch allen von diesem Pilz gegeben?«

»Selbstverständlich.«

»Mir auch?«

»Wenn du Wein getrunken hast ...«

Jemand rief: »Wasser! Die unteren Lagen werden feucht!«

»Gut!«, sagte der Zwerg, der das Kommando hatte. »Dann war's das für heute. Ihr könnt alles wieder abbauen. Legt alles genau so hin, wie es war! Achtet darauf, dass die Teppiche nicht nass werden. Niemand soll morgen eine Veränderung sehen. Sie werden lange brauchen, bis sie merken, dass ihr Beutegut sie in den

Sumpf zieht. Dass ihre Schuld ihnen zum Verhängnis wird.«

Gernot merkte, wie der kleine Mann neben ihm ihn anstieß. »Willst du helfen? Wir können jede Hand gebrauchen.«

»Ja. Ja, ich helfe mit. Aber sag mir: Warum vertraust du mir? Ich gehöre doch zu den anderen und könnte euch verraten.«

»Das wirst du nicht tun. Wer seine Schuld erkennt, wer nicht wegsieht, sondern ihr ins Auge blickt, der möchte doch rauskommen aus dem Fluch des Bösen. Nun gut, vielleicht nicht jeder, aber du doch! Habe ich nicht recht?«

Sie trugen gemeinsam einen Balken fort, und die Arbeit ersparte Gernot eine Antwort. Der Balken hatte unten gelegen und war schon etwas nass geworden von dem Schlamm, der über die umgesunkene Mauer hinweg auf die Straße quoll. Der Zwerg ging vorn und Gernot hinten, sodass sie sich nicht unterhalten konnten, wenn sie nicht zu laut reden wollten.

Auf dem Rückweg fragte dann Gernot: »Ihr Zwerge handelt im Auftrag des Königs, ist das richtig?«

»Zwerge? Was ist das?«

»Na, ihr! Oder nennt ihr euch Boten? ›Zwerge‹ ist doch das Wort für so kleine Leute. Ihr seid doch kleiner als wir anderen.«

»Was die sichtbare Körpergröße angeht, ja.«

»Hat euch der König geschickt?«

Der kleine Mann lachte. »Es stimmt, wir sind in seinem Auftrag hier.«

»Ich habe sieben von euch bei der Igelburg kennengelernt.«

»Wir sind auch sieben. Aber die meiste Arbeit haben diese armen Leute getan, die hier gefangen sind, die von den Rittern behandelt werden, als seien sie nichts wert. Dabei sind es auch Menschen, die zum großen Reich unseres Königs gehören. Wir geben nur die Anregung und leiten diesen Kampf.«

Alle Gegenstände waren nun beseitigt, die hier nicht hingehörten. Dafür breitete sich schwarzer, übel riechender Schlamm auf dem schönen Pflaster aus. Zwei der Zwerge gingen über das Gelände und prüften genau, ob nicht etwas zurückgeblieben war, das den Rittern morgen verraten könnte, was dieses Unglück verursacht hatte.

Gernots Begleiter sagte: »So, dann gehe ich mal nachsehen, ob unsere Freunde als treue Diener auch ihre schlafenden Herren ordentlich in ihre Betten bringen. Das ist ein kleiner Trick, verstehst du? Sie schämen sich morgen, dass sie beim Trinken eingeschlafen sind. Und wofür man sich schämt, darüber redet man nicht. Die Vorgänge in dieser Nacht werden also kaum untersucht werden – und

damit auch nicht die Ursache, weshalb die Mauer eingestürzt ist. Es ist bequemer anzunehmen, dass der Baumeister sich vertan hat, als er die Festigkeit des Fundaments berechnete.«

»Ich gehe mit und bringe Ritter Moritz ins Bett.«

»Gut, und dann muss ich dem Wächter vom Schatzhaus wieder den Schlüssel in die Tasche stecken.«

»Du«, sagte Gernot und blieb stehen. Der andere wandte sich ihm zu. »Ihr geht doch sicher noch bei Dunkelheit aufs feste Land zurück?«

»Ja ... Willst du mitkommen?«

»Das wollte ich gerade fragen. Weißt du, mir ist in dieser Nacht klar geworden ... ich weiß nicht, wie ich es sagen soll ...«

»Ist auch nicht nötig. Ich verstehe schon. Natürlich kannst du mitkommen. Aber wir gehen nicht weit, weil wir bei nächster Gelegenheit weitermachen wollen mit der Zerstörung der Burg. Wenn du fortwillst, musst du allein weitergehen.«

»Ich bin ja bisher auch allein gegangen.«

»Dann bring deinen Ritter ins Bett, jemand wird dir helfen, ihn zu tragen. Pack dann deine Sachen und komm zum Tor!«

Es dauerte nicht lange, da schnarchte Ritter Moritz vom Nesselberg laut in seinem Bett. Gernot sah ihn an

und dachte: *Schade um ihn!* Er hatte sich schon ein wenig mit ihm angefreundet. Nun würde Moritz wohl im Sumpf seiner eigenen Schuld untergehen wie die ganze Burg. Gern hätte Gernot ihn mitgenommen. Aber wie man sein Leben führt, das ist wohl etwas, was jeder selbst entscheiden muss.

Gernot raffte alles zusammen, was er mit hergebracht hatte.

Wenige Minuten später kam er zum Tor. Noch war keiner der Zwerge da, aber allmählich trafen sie der Reihe nach ein. Der Letzte kam, als es eben im Osten grau zu werden begann – der Tag würde bald anbrechen.

»Beeilt euch!«, rief einer der Männer und lief voran über den Steg. Alle folgten, Gernot in der Mitte. Es schien allen selbstverständlich, dass dieser Knappe dabei war. Niemand wunderte sich, niemand fragte.

Als sie den Wald erreicht hatten, hielten sie an und setzten sich auf den weichen, mit Tannennadeln bedeckten Boden. Auch Gernot nahm seinen Platz in dem Kreis ein.

»So«, sagte einer, »das wäre geschafft.«

Alle nickten und atmeten tief. Anscheinend waren sie ziemlich erschöpft.

»Wir freuen uns, Gernot, dass du das Böse durchschaut hast. Geh nun deinen Weg anders weiter! Du

nimmst es uns sicher nicht übel, wenn wir dir diesen Rat erteilen.«

»Im Gegenteil!«, antwortete der einzige große Mensch in der Runde, der zwar noch nicht ganz ausgewachsen war, aber doch den größten der Zwerge um Haupteslänge überragte. »Ich bin euch sehr dankbar. Ihr habt mir die Augen geöffnet. Eine Bitte habe ich noch: Sagt mir eure Namen! Im Eifer der nächtlichen Arbeit war ja keine Gelegenheit, sich vorzustellen.«

»Gern!«, sagte der, der eben gesprochen und die ganze Aktion von der Schulter des großen Mannes herunter geleitet hatte. »Ich heiße Richter.«

»Ich bin Gleichrichter«, stellte sich der vor, der das Absinken des Bodens kontrolliert hatte.

»Mich nennt man Scharfrichter.«

»Ich heiße Abrichter.«

Der Zwerg, der ihn begleitet und ihm alles erklärt hatte, lächelte ihn an. »Mein Name ist Anrichter.«

Ein sechster sagte: »Ausrichter bin ich. Und ich habe dir etwas mitgebracht. Es zeigt zwar, wie ernst du es meinst, weil du den Dolch, das Schachspiel und die Wasseruhr nicht mitgenommen hast. Aber da sie sowieso untergehen würden, kannst du vielleicht etwas Gutes damit anfangen. Ich sah sie liegen und habe sie mitgebracht.« Er warf Gernot einen Beutel zu.

»Und nun geh!«, sagte der siebte. »Mein Name ist Auf-
richter. Und ich gebe dir in der Vollmacht des Königs sei-
nen Gruß mit auf den Weg.«

Gernot war sehr bewegt von diesen Worten. Er konnte
und wollte nichts weiter sagen, stand nur auf, raffte seine
Sachen zusammen, nickte den sieben Zwergen zu und
ging davon. Als er sich noch einmal umdrehte, winkten
sie ihm zum Abschied nach.

6. KAPITEL

Es regnete in Strömen.

Das Wetter passte zu der Stimmung, in der sich Gernot befand. Er hatte nun einen zweiten Versuch hinter sich, ein Ritter zu werden, und der war genauso fehlgeschlagen wie der erste. Schlimmer noch: Er hatte jetzt ein anderes Bild von sich selbst. Kein besonders gutes.

Sein großes Ziel, für den König und seinen Sohn da zu sein, war ihm aus dem Blick geraten, weil er auf einmal andere Ziele ins Auge gefasst hatte. Reich wollte er sein, Ansehen genießen, und das ohne Rücksicht auf andere Menschen. Er schämte sich.

Als Gernot unter dem Baum angekommen war, sah er sich zwar nach dem Zwerg um, aber es war nicht verwunderlich, dass er ihn nicht sah. Der strömende Regen verdeckte seinen Blick. Gernot rief auch nicht nach dem Zwerg. Es war ihm lieber, dass niemand in der Nähe war. Am Ende hätte der Zwerg ihn nach seinen Erlebnissen gefragt und er, Gernot, hätte erzählen müssen.

Hier neben dem Stamm kam kaum Regen durch das Blätterdach, aber Gernot war sowieso schon bis auf die Haut durchnässt. Um gegen das Rauschen anzukommen, sprach er laut in die Höhlung des Stammes.

»Ich weiß nicht weiter. Ich muss doch ein Ritter werden, um dem König zu dienen. Aber ich fürchte, der Weg, den ich eingeschlagen habe, war der falsche. Oder doch nicht? Habe ich's nur falsch angepackt? Bin ich jetzt untauglich als Diener des Prinzen? Ich komme mir so vor. Ich ...«

Gernot wollte noch mehr sagen. Er fand, er müsste sein Problem besser erklären, aber er wusste nicht, wie. So pflückte er eines der vom Regen nassen Blätter und kaute es.

Es dauerte nicht lange, da kam die Antwort. »Die vom Geist des Königs erfüllt sind, die sind seine Leute. Wenn sein Geist in ihnen ist, tun sie auch seinen Willen. Dass du nicht stehlen und nicht anderen Leid zufügen darfst, weißt du doch längst, Gernot von Habichtstein. Meide das Böse in jeder Gestalt. Es geht vielen so wie dir: Sie wollen Gutes tun, aber sie bringen es nicht fertig. Das Gute, das sie tun wollen, tun sie nicht, aber das Böse, das sie eigentlich nicht wollen, das tun sie. Darum ändere dich nicht nur, indem du versuchst, dir das Böse abzugewöhnen. Ändere dich durch völlige Erneuerung von Denken und Fühlen, Wollen und Sein. Vermeide das Böse nicht nur, sondern hasse es, hänge dem Guten an! Sei nicht träge in dem, was du tun sollst!«

Eine Weile blieb Gernot noch vor dem hohlen Baum sit-

zen. Aber er hörte die Stimme nicht mehr, nur noch das Rauschen des Regens. Aber was hätte er auch noch erwarten können? Es war ja alles klar! Fast zu klar, fand er. Also stand er auf, um sich auf den Weg zu machen. Aber wohin?

Plötzlich stand der Zwerg vor ihm.

»Ich grüße dich, junger Freund. Du musst einen Rat dringend nötig gehabt haben, dass du bei diesem Wetter hier heraufgekommen bist.«

»Guten Tag, Zwerg«, sagte Gernot nur.

»Du bist ja völlig durchnässt in deinem schönen weißen Seidenhemd und der kostbaren pelzbesetzten Weste! Komm mit unter mein Dach und an mein Feuer, damit du wieder trocken wirst!«

Er wandte sich um, ohne eine Antwort abzuwarten und ohne sich zu vergewissern, ob Gernot ihm folgte. Aber das tat der. Einerseits wäre er zwar lieber allein geblieben, andererseits freute er sich auf ein warmes und trockenes Plätzchen.

Sie gingen ein Stück den Berg hinab. Gernot musste aufpassen, dass er auf dem nassen Boden nicht ausrutschte. In einem dichten Waldstück bog der kleine Mann die Zweige eines Gebüschs auseinander. Der Eingang zu einer Höhle wurde sichtbar. Gernot musste sich bücken, um dem Zwerg zu folgen. Zunächst war es offen-

bar eine Naturhöhle, die das Wasser in langen Zeiträumen ausgewaschen hatte, dann aber kamen sie an eine Tür. Der Zwerg öffnete und ließ Gernot eintreten.

Sie waren in einer kleinen, aber gemütlichen Kammer. Die Wände waren aus Brettern, ein Tisch und eine Bank standen an der einen Seite, und an der anderen brannte in einem Kamin ein Feuer. Der Rauch zog zwar nach oben ab, aber wie er ins Freie gelangte, konnte man nicht sehen.

»Ich kann dir leider keine Kleider von mir geben«, lächelte der Gastgeber. »Sie würden dir nicht passen. Aber schlag diese Decke um dich. Und gib mir deine Kleider, damit ich sie zum Trocknen aufhängen kann!«

Bald saßen beide in Decken gehüllt auf dem niedrigen Bänkchen am Tisch. Alle Kleider hingen vor dem Kamin. Gernot trank dankbar von dem heißen Hagebuttentee.

»Ich habe meinen dritten Rat geholt«, sagte Gernot nach einer langen Zeit des Schweigens.

»Gut. Wir brauchen nicht darüber zu sprechen, wenn du nicht willst.«

»Ich dachte, du wolltest wissen, was ich gefragt habe. Weil du vorhin sagtest, ich müsste wohl einen Rat dringend nötig gehabt haben.«

»Weil du bei diesem Wetter kamst, ja. Aber ich bin nicht neugierig.«

Trotzdem fühlte Gernot jetzt den Drang, weiterzureden. Er war lange niemandem begegnet, der ihm so verständnisvoll zuhörte. »Beim vorigen Mal war ich so unsicher, was die Wahrheit ist, weil sie mir auf der Igelburg etwas Falsches eingeredet hatten. Der Rat hat mir geholfen, die Wahrheit klarer zu sehen, die Wahrheit des Königs und seines Sohnes. Ich sollte seinen Willen tun, dann würde ich die Wahrheit erkennen. Das war ein Teil des Rates.«

»Und?«

»Das Gegenteil habe ich getan. Meinen Willen habe ich getan, nicht seinen. Die Verlockungen waren so groß. Es ist mir auf einmal alles in den Schoß gefallen: Reichtum, Ehre, Macht über andere. Das hat mich richtig ... benebelt. Und je mehr ich hatte, desto mehr wollte ich haben.«

»So kannst du nicht dem König und seinem Sohn dienen.«

»Inzwischen weiß ich das. Der Rat des Wunderbaumes hat es mir bestätigt und ganz klargemacht. Er hat gesagt ...«

»Du musst es mir nicht erzählen, wenn du nicht willst.«

»Jedenfalls will ich jetzt nicht mehr so ... so oberflächlich sein. Ich will dem König mit ganzem Ernst dienen.«

»Tu das!«

»Allerdings ...«

»Ja?«

»Der Rat ist wieder mehr allgemein. Was genau ich tun soll, wurde mir nicht gesagt.«

»Hm. Dann wirst du wohl nachdenken müssen.«

Eine Weile sagte niemand etwas. Der Zwerg goss Gernot noch einen Becher Hagebuttentee ein und süßte ihn mit einem halben Löffel Honig.

»Als du zum ersten Mal hier warst, hattest du ein Pferd. Haben die Leute des Generals es dir weggenommen?«

Gernot nickte gedankenverloren.

»Ich muss jetzt mal weg, vielleicht für eine knappe Stunde«, sagte der kleine Mann. »Du kannst dich, wenn du möchtest, da vor den Kamin schlafen legen. Ich verhalte mich leise, wenn ich zurückkomme, damit ich dich nicht aufwecke.« Damit stand er auf und ging hinaus.

Gernot rückte näher ans Feuer und trank seinen Becher leer.

Plötzlich kam ihm ein Gedanke. Hatte sein Gastgeber absichtlich nach dem Pferd gefragt, als Antwort auf die Überlegung, was er nun tun sollte? Bestimmt! Vom Ernst des Dienstes für den König war die Rede gewesen, und wie man seinen Willen erfüllen könne. Und da hatte der Zwerg von dem Pferd gesprochen. Er schien ja schon beim ersten Treffen gewusst zu haben, dass das Pferd gestohlen

war. Nun wollte er Gernot wohl auf diese Schuld hinweisen. Er musste die Sache in Ordnung bringen! Sicher, der kleine Mann hatte nicht gesagt: ›Entschuldige dich, bezahle das Pferd!‹ Aber er hatte es angedeutet. Er wollte sicher, dass Gernot von selbst daraufkam.

Ja, ich werde zu dem Pferdehändler gehen, dachte Gernot. Gleich morgen. Wie könnte ich ernsthaft für den König da sein, wenn ich mich feige davor drücke! Er kann doch keinen Pferdedieb gebrauchen!

Gernot lächelte. Er war zufrieden, dass er nun seinen nächsten Schritt kannte. Er legte noch etwas Holz ins Feuer, rollte sich in die Decke und war schnell eingeschlafen.

Er wachte davon auf, dass die Tür quietschte. Zunächst dachte er, noch halb schlafend, sein Gastgeber sei zurückgekommen. Als er aber die Augen aufschlug und sich umsah, stellte er fest, dass der nicht da war. Auf dem Boden lag eine andere Decke, auf dem Tisch stand ein Frühstück. Also war der Zwerg anscheinend zurückgekommen, als Gernot schlief, hatte auch geschlafen und war nun wieder gegangen.

Schnell stand Gernot auf, schlüpfte in seine Kleider, die wieder trocken waren, und eilte hinaus. Er wollte sich bei dem freundlichen kleinen Mann bedanken. Es war noch dunkel. Als er den Hang hinaufkam – es regnete nun nicht

mehr und der Boden war zwar noch feucht, aber nicht mehr so glitschig –, da sah er gerade noch beim schwachen Sternenlicht, wie der Zwerg den Baum hinaufkletterte.

Was mochte er da oben machen?

Ich sollte nicht so neugierig sein, dachte Gernot. Wenn er mir nicht sagen wollte, was er tut, darf ich ihm nicht nachspionieren.

Gernot ging zurück in die Höhle und aß mit Genuss das Frühstück, das offenbar für ihn bereitstand: Brot, Käse und Milch. Wo mochte er das herhaben?

Als er fertig gegessen hatte, beschloss er, zu gehen. Er war schon zu lange Gast des freundlichen Mannes gewesen. Nur hätte er sich noch gern bedankt.

Da kam ihm ein Gedanke: Er wollte dem Zwerg die Wasseruhr schenken! Da konnte der immer genau sehen, wann er seine Aufgabe zu erfüllen hatte, von der Gernot nicht wusste, was es war. In diesem kleinen, aber gemütlichen Stübchen wäre die Wasseruhr auch ein schönes Schmuckstück.

Gernot stellte das Ding aus Gold und Glas auf den Tisch, füllte aus dem Krug Wasser in das obere Gefäß, und freute sich, dass er eine Freude bereiten konnte. Dann packte er seine Sachen zusammen und ging hinaus in den frischen Morgen.

»Der Pferdezüchter?« Die alte Frau zeigte zu einem einsamen Gehöft, von dem man nur die Dächer sehen konnte, weil es hinter einem Hügel lag. »Es gibt im Nachbarort noch einen, aber hier gibt es nur den. Vielleicht sollte ich sagen: Es gab ihn. Den Mann und seine Familie gibt es noch, aber er züchtet keine Pferde mehr.«

»Warum nicht?«, fragte Gernot.

»Weil sie ihm alle Pferde weggenommen haben. Jetzt hat er nur noch drei oder vier Fohlen. Damit konnten die Soldaten des Generals nichts anfangen, darum haben sie sie ihm gelassen. Aber wenn die groß genug sind, werden die Soldaten wahrscheinlich wiederkommen und auch sie holen.«

»Ich danke für die Auskunft.«

»Junger Mann, du siehst vornehm aus in deinem Seidenhemd. Du wirst doch nicht bei den hohen Herrschaften weitererzählen, was ich über die Soldaten des Generals gesagt habe?«

»Beruhige dich, ich verrate nichts! Außerdem – was hast du schon gesagt? Nur die Wahrheit, die sowieso jeder kennt!«

»Das will nichts heißen, junger Mann! Es gibt Zeiten, da tut man gut daran, gar nichts zu sagen, erst recht nicht die Wahrheit, auch wenn sie jeder sowieso kennt.«

»Vielleicht wird es bald bessere Zeiten geben.«

Gernot ging quer über eine Wiese auf das Gehöft zu. Als er näher kam, sah er tatsächlich drei braune Fohlen grasen. Zwei Kinder spielten an einem Bach. Als sie Gernot bemerkten, blickten sie auf und verfolgten ihn mit den Augen.

Gernot klopfte an die Tür des Wohnhauses. Nach einer Weile öffnete eine Frau die Tür einen Spaltbreit und fragte: »Was ist?« Sie blickte ängstlich und sah gleich an Gernot vorbei, ob ihre Kinder noch in der Nähe waren. Die kamen jetzt neugierig heran.

»Ich suche einen Pferdezüchter, von dem ich aber den Namen nicht weiß. Er muss aber hier in der Gegend wohnen. Kann ich deinen Mann sprechen? Wenn ich ihn sehe, weiß ich, ob er es ist, den ich suche.«

»Mein Mann ist nicht da.«

Gernot sah ihr an, dass sie lieber verschwiegen hätte, dass kein Mann da war, um sie und die Kinder zu schützen.

»Kommt er bald wieder? Hab keine Angst! Wenn ich auf ihn warte, dann nicht hier. Ich gehe wieder und komme heute Abend zurück. Oder morgen.«

»Er wird mehrere Wochen fort sein. Er will versuchen, irgendwo im Land Pferde zu bekommen.«

»Hm. So lange möchte ich nicht warten.«

Die Kinder waren inzwischen herangekommen. Ihre Mutter öffnete die Tür weit. »Kommt rein, Kinder!«

Gernot fragte: »Hat dein Mann einmal seine wertvollsten Pferde zu dem großen Wald gebracht, auf der anderen Seite vom roten Fluss? Hat er sie dort auf einer Lichtung grasen lassen, um sie vor den Soldaten des Generals in Sicherheit zu bringen?«

Die Frau sah ihn ängstlich an, antwortete aber nicht. Vielleicht war dieser Fremde ja ein Helfer des Generals?

»Und ist ihm das wertvollste Tier gestohlen worden? Ein rotbrauner Hengst?«

Jetzt nickte die Frau.

»Dann bin ich hier richtig. Ich habe das Pferd gestohlen.«

Erschreckt riss sie die Augen auf.

»Ich habe erkannt, dass das nicht richtig war, und wollte mich bei deinem Mann entschuldigen. Leider kann ich ihm das Pferd nicht zurückbringen, weil es mir auch von den Männern des Generals weggenommen wurde.«

»Nun, wenn der Hengst noch bei den anderen gewesen wäre, hätten wir ihn jetzt auch nicht mehr. Mein Mann konnte die Pferde ja nicht immer auf der Lichtung lassen. Als er sie zum Verkauf anbot, wurde das von irgendjemand gleich den Soldaten des Generals gemeldet. Sie haben ihm alle Tiere abgenommen.«

»Das tut mir leid.«

»Du siehst also – durch dich haben sie den Hengst nur auf einem anderen Weg bekommen.«

»Bestelle deinem Mann meine Entschuldigung. Und ich möchte euch etwas geben, was vielleicht noch wertvoller ist als der Hengst. Allerdings hat es für euch nur Nutzen, wenn ihr es verkauft, und das dürfte nicht leicht sein. Ihr werdet nicht so leicht einen Käufer finden, der den angemessenen Preis bezahlen kann.« Gernot kramte in seinem Sack.

Jetzt traute sich die Frau, ihn einzuladen. »Komm herein!« Sie gingen in die Küche, gefolgt von den Kindern, und setzten sich an den Küchentisch. Gernot holte das Schachspiel aus seinem Sack und baute es auf.

»Oh – das ist wunderschön!«, staunte die Frau. »Was ist das? Was macht man damit?«

»Ein Schachspiel. Zwei Personen können gegeneinander spielen und sehen, wer schlauer ist.«

Das kleine Mädchen sagte: »Da sind zwei Rappen und zwei Schimmel.«

»Richtig, zwei weiße und zwei schwarze Springer. Und das sind Läufer, und dies Türme. Und in der Mitte König und Königin. Soll ich euch erklären, wie man damit spielt?«

»Oh ja!«

Eine halbe Stunde später saßen die Kinder mit ihrer Mutter Gernot gegenüber und überlegten zu dritt, wie sie ihren König retten könnten.

»Macht euch nichts draus!«, lachte Gernot. »Man braucht viel Zeit, um das Spiel richtig zu lernen. Aber vertieft euch nicht zu tief hinein. Ihr werdet das Spiel für viel Geld verkaufen können. Es ist sehr kostbar, allein schon das Material. Und dann seht, wie kunstvoll es geschnitzt ist! Wenn ihr einen Käufer findet, könnt ihr wahrscheinlich zwei oder drei gute Zuchtpferde dafür kaufen.«

»Mein Mann kennt durch den Handel mit edlen Pferden einige sehr reiche Leute. Die kaufen das Spiel vielleicht.«

»Oooch ...«, maulten die Kinder.

Die Mutter tröstete: »Euer Papa kann euch ja ein solches Spiel selbst machen. Es braucht ja nicht ganz so schön zu sein. Ich danke dir jedenfalls, junger Mann!«

»Ich gehe jetzt. Vergiss bitte nicht, deinem Mann auszurichten, dass es mir leidtut, was ich getan habe!«

»Ich werde es ausrichten. Aber du hast es mehr als wettgemacht. Im Übrigen solltest du noch nicht gehen. Du kannst doch noch mit uns zu Mittag essen. Kostbare Speisen gibt es zwar nicht, aber man wird satt.«

»Ja, danke, das nehme ich gern an.«

* * *

Je weiter Gernot den roten Fluss hinaufkam, desto aufgeregter wurde er. Hier näherte er sich seiner Heimat. Aber zur Burg Habichtstein wollte er nicht. Er hatte sich vorgenommen, erst als Ritter wieder nach Hause zu kommen, wenn es irgend möglich war. Dann würde er nicht mehr der Junge sein, den Knecht und Mägde erziehen mussten, sondern eindeutig der Herr.

Jetzt war sein Ziel nur die Mühle. Er wollte Meister Lothar treffen, und wo er nun sowieso in der Nähe war, ließ sich das gut machen.

Was er von Meister Lothar wollte, wusste er selbst nicht genau. Aber es zog ihn zu ihm hin. Und vielleicht konnte der ihm ja auch einen Rat geben, was er nun tun sollte, um seinem Ziel näher zu kommen.

Der Müller entdeckte ihn schon von Weitem. Gernot sah, dass er ins Haus hineinrief, wie seine Frau herauskam und wie der Müller zu ihm hindeutete. Wenige Minuten später war Gernot so nah, dass sie sich mit Rufen verständigen konnten. »Ich grüße euch!«

»Wir grüßen dich auch, junger Herr! Schön, dass du wieder da bist!«

»Nicht lange. Und ich will auch nicht zur Burg.«

»Nicht?«

Nun war Gernot nahe herangekommen, und sie reichten sich die Hand.

»Ich möchte zu Meister Lothar. Er ist doch sicher noch hier?«

»Ja, er arbeitet drinnen am Mahlwerk. Aber komm erst in die Küche und erfrische dich!«

Die Müllerin stellte Brot auf den Tisch, dazu Radieschen und Salz und frisches Wasser aus dem Bach. Der Müller rief Meister Lothar herein, und der begrüßte Gernot herzlich.

Eine Weile, während Gernot aß, saßen alle Erwachsenen plaudernd am Tisch, und die Kinder standen daneben. Allmählich merkten die Müllersleute, dass die beiden anderen mehr verband als eine kurze Bekanntschaft. Sie verließen die Küche und nahmen die Kinder mit.

Nun erzählte Gernot seine Erlebnisse. Auch von dem Wunderbaum berichtete er, den er damals dem Meister noch verschwiegen hatte. Meister Lothar sagte nicht viel dazu, nur hier und da fragte er kurz oder nickte zustimmend.

»Kannst du mir einen Rat geben, was ich nun tun soll, Meister?«

»Hm«, brummte Lothar nur und kratzte sich einen Rest von hart gewordenem Holzleim von den Fingern. Dann schüttelte er den Kopf. »Das musst du selbst wissen, Gernot. Und wenn du es nicht weißt, dann warte, bis du es weißt.«

Gernot nickte. »Während ich warte, könnte ich dir doch ein wenig helfen. Oder fürchtest du, dass ich dir nur im Weg herumstehe? Ich bin zwar kein gelernter Handwerker. Aber ich glaube, ich bin nicht ganz ungeschickt. Für Handlangerdienste reicht es allemal.«

»Gut, so können wir es machen. Aber frage erst, ob der Müller damit einverstanden ist. Schließlich muss er dich dann mit durchfüttern. Ach, ich vergaß – du bist ja sein Lehnsherr.«

Gernot kam eine Idee. »Ich habe von der Pfauenburg einen Dolch mitgebracht. Sieh hier!« Er wühlte in seinem Sack und zog die Waffe hervor.

»Oh – ein sehr wertvolles Stück!«

»Vielleicht kannst du ihn verkaufen, wenn du wieder in der Stadt bist. Wäre das ein angemessener Lohn für dich? Bisher hast du ja von mir nur eine Anzahlung bekommen.«

»Das ist auf jeden Fall genug! Da kann ich dir sogar deine Anzahlung wieder zurückgeben.«

Vier Tage half nun Gernot dem Meister bei der Reparatur der Mühle. Es machte ihm Spaß, und er lernte manches. Der Müller war sehr froh, als er hörte, dass die Dienste des Meisters schon bezahlt seien. Es hätte ihm doch Schwierigkeiten gemacht, den Lohn in den nächsten Jahren abzustottern. Er dankte Gernot immer wieder und bemühte sich, seine zwei Gäste ordentlich zu versorgen.

Auch nutzte er jede Gelegenheit, bei der Reparatur zu helfen. Nicht nur, damit es schneller ging und die Mühle bald wieder mahlen konnte, sondern auch um sie besser kennenzulernen, damit er im Notfall später kleinere Reparaturen selbst ausführen konnte.

Eines Morgens waren die drei hinter dem Haus beschäftigt. Gernot und der Müller schnitzten aus Buchenholz daumendicke Zapfen, und Meister Lothar bohrte Löcher in ein großes Rad und schlug die Zapfen hinein.

Da rief ihnen eines der Kinder zu: »Ein Ritter kommt! Ein richtiger Ritter auf einem Pferd!«

Sie ließen ihre Arbeit liegen und gingen vor das Haus. Eben traf der Ritter ein. »Einen guten Tag wünsche ich!«, rief er.

»Den wünschen wir dir auch«, antwortete der Müller. »Was führt dich zu uns? Können wir dir einen Becher Wasser anbieten? Du siehst erschöpft aus, und dein Pferd noch mehr.«

»Ich danke dir, das nehme ich gerne an. Ist einer von euch Meister Lothar, der Wagner?«

»Das bin ich«, sagte der.

Der Ritter stieg ab. »Das freut mich. Ich habe einen weiten Weg hinter mir, um dich zu suchen. Aber zunächst etwas anderes: Habt ihr etwas Hafer für mein Pferd? Ich bezahle ihn gut.«

Der Müller nahm die Zügel des Pferdes. »Leider nicht. Aber wenn du bezahlen kannst – ich weiß, wer in einem der Dörfer Hafer verkauft. Ich kann mit meinem Esel einen Sack voll holen.«

»Tu das!«, sagte der Ritter und zog ein Silberstück aus der Tasche. »Nimm das und behalte den Rest!«

Alle waren erstaunt, dass der Ritter so großzügig bezahlte. Das war man nicht mehr gewohnt. Ritter nahmen sich einfach, was sie brauchten.

Meister Lothar, Gernot und der Ritter setzten sich auf die Bank vor dem Haus, auf die ein großer Kastanienbaum angenehmen Schatten warf, und tranken von dem Wasser, das ihnen die Müllerin hinstellte. Dem Ritter trug sie auch Brot und Gänseschmalz auf.

»Ich heiße Wolfhard von Buchenhag«, begann der Ritter. »Ich lebe auf der Burg Biberstein. Früher hatten wir eine eigene Burg, aber die ist einem großen Brand zum Opfer gefallen. Es stehen nur noch die steinernen Mauern. Wie es zu dem Brand kam, ist ungeklärt. Es gibt Vermutungen, dass ein Brandstifter ... nun, das gehört nicht hierher. Ich nahm das Angebot an, auf die Biberburg zu ziehen und dort dem Prinzen zu dienen.«

»Dem Prinzen oder dem General?«, fragte Gernot, aber als Meister Lothar ihm einen warnenden Blick zuwarf, bereute er schnell, so direkt gefragt zu haben.

»Ich sehe, ihr kennt das Gerücht auch, der General sei der eigentliche Herr im Land. Nun, es mag sein. Ich weiß es nicht. Aber ich kann sagen, dass wir, sollten wir uns für einen von beiden entscheiden müssen, dem Prinzen Manuel dienen würden. Wie auch immer – zunächst müssen wir unsere Burg in Ordnung halten, um verteidigungsfähig zu sein. Und hier liegt das Problem.«

Er biss herzhaft in sein Schmalzbrot, kaute genussvoll und leckte dann mit weit herausgestreckter Zunge den Rest Gänseschmalz ab, der in seinem schwarzen Schnurrbart hängen geblieben war.

»Unsere Burg steht auf einer kleinen Insel in einem See. Der See liegt ziemlich hoch und wird von einem kleinen Bach gespeist, der aus den Bergen herunterkommt. ›Wurde‹ sollte ich besser sagen, denn der Bach führt kein Wasser mehr. Warum das so ist, wissen wir nicht. Die Folge war zunächst, dass auch kein Wasser aus dem See abfloss. Das wäre ja noch nicht weiter schlimm, wenn der Wasserspiegel immer gleich hoch bliebe. Aber er sinkt. Ob durch Verdunsten des Wassers, oder ob es irgendwo versickert, wissen wir auch nicht. Jedenfalls wird es immer weniger. Wenn sich nicht bald etwas ändert, kann man zu Fuß zur Biberburg gehen. Und dann ist sie wohl kaum noch zu verteidigen. Die Mauern sind nicht sehr stark, weil man sich beim Bau damals auf den Schutz durch das

Wasser verlassen hat. Immerhin stehen sie noch, während bei der Pfauenburg ein großes Mauerstück eingefallen sein soll, wie uns berichtet wurde. Und selbst die mächtigen Mauern der Igelburg sollen an einigen Stellen Risse bekommen haben und bröckeln.«

»Das stimmt!«, nickte Gernot. »Äh – ich habe das auch gehört.«

»Ach ja?«, wunderte sich der Ritter.

Meister Lothar fragte: »Was hat das aber mit mir zu tun, Ritter Wolfhard? Ich bin kein Festungsbaumeister, sondern verstehe mich auf die Mechanik in Holz und Eisen.«

»Ich weiß. Lasst mich weiter berichten. Die Erbauer der Biberburg haben schon vor langer Zeit einen tiefen Brunnenschacht gegraben, damit man im Belagerungsfall nicht das Wasser aus dem See trinken muss. In großer Tiefe sind sie auf einen unterirdischen Wasserlauf gestoßen. Nun hatten wir den Plan, Wasser von unten heraufzupumpen, um unsere Burg zu retten. Einige Ritter – ich war dabei – wurden ins Herzogsschloss geschickt mit der Bitte, man möge uns Fachleute schicken, die solch eine Pumpanlage bauen können. Der General versprach uns zu helfen. Es sei ja in seinem Interesse, meinte er, die Verteidigungsfähigkeit der Burg zu erhalten. Beziehungsweise im Interesse des Prinzen, der sich ent-

schuldigen ließe wegen wichtiger Termine, der aber ihn, den General, beauftragt habe, sich um alles zu kümmern, was mit Krieg und Verteidigung zu tun habe.«

Er sah die beiden an. »Ihr seht, ich habe Grund zu glauben, dass der Prinz nicht Herr im eigenen Hause ist. Aber bewiesen ist es damit noch längst nicht.«

»Erzähl weiter!«, sagte Meister Lothar nur. »Kam jemand, um eine Pumpe zu bauen? Es muss wohl eine große Anlage sein, wenn sie so viel Wasser heraufheben soll, dass der Wasserspiegel des Sees wieder steigt.«

»Ja, eine große und, soweit ich es verstehe, auch eine sinnvolle Anlage. Sie besteht aus einem großen Rad – oder besser gesagt, einer übergroßen Tonne. Sie nennen es Laufrad oder Tretrad. Es dreht sich auf einer Achse, wenn Männer in der Tonne sind und immer die runde Wand hochgehen. Durch ihr eigenes Gewicht drehen sie das Rad. Die Achse treibt ein Seil an, das viele Eimer Wasser heraufhebt. Oben läuft es über eine Rolle, dabei werden die Eimer ausgeleert und sinken mit der Öffnung nach unten wieder in den Schacht. Das Wasser fließt durch einen Kanal in den See.«

»Gut!«, nickte Meister Lothar. »So ähnlich hätte ich es wahrscheinlich auch gemacht.«

»Die Handwerker reisten wieder ab. Allmählich zeigten sich aber einige Schwachstellen an dem Pumpwerk. Zum

Beispiel wurden die Lager, in denen die Achse liegt, ganz heiß. Und auch das Hebelwerk, das die Schöpfeimer ausleert, war sehr störanfällig. Wir ließen noch mal einen der Leute kommen, aber der wusste keine Lösung. Er sagte aber, früher habe seine Werkstatt einem Meister Lothar gehört. Der hätte sicher Rat gewusst. Der sei aber nicht mehr da. Daraufhin schickte unser Großmeister mich los, um nach diesem Meister Lothar zu suchen. In der Stadt fand ich dein Haus, und deine Frau sagte mir, du wärst mit dem Bau einer Mühle am roten Fluss beschäftigt. Also kam ich her. Meine Bitte ist also: Komm mit mir und bring unsere Pumpe in Ordnung! Du wirst gut bezahlt.«

Meister Lothar schwieg eine Weile und meinte dann: »Ich arbeite nicht gern an den Schussapparaten und Wurfgeräten, das hast du sicher gehört. Aber gegen eine Pumpe ist wohl nichts einzuwenden. Allerdings, dass es dem Schutz einer Burg dient ...« Er schwieg.

»Ich weiß, dass du dich mit den Leuten des Generals überworfen hast. Man hat es mir erzählt. Aber vielleicht hilft es dir bei deiner Entscheidung, wenn ich dir zusichere, dass wir in der Biberburg treu zu Prinz Manuel stehen. Unser Großmeister hat neulich in einem Brief den Prinzen persönlich eingeladen, unsere Burg zu besuchen. Der Anlass ist ein Fest zum Jahrestag der Gründung der Burg vor hundert Jahren. Aber offen gestanden

hat er das Fest nur angesetzt, um einen Grund zu haben für die Einladung des Prinzen. Er möchte gerne endlich herausbekommen, ob das Gerücht stimmt, der Prinz sei Gefangener auf seinem eigenen Schloss.«

»Habt ihr schon eine Antwort bekommen?«

»Bis zu meiner Abreise noch nicht.«

»Ich bin sicher, dass man einen Vertreter schicken wird.«

Ritter Wolfhard nickte. »Möglich. Dann wissen wir wenigstens Bescheid. Was wir dann tun werden, weiß ich allerdings nicht.«

»Wir sind noch nicht ganz fertig mit der Mühle«, sagte Meister Lothar, »und ich lasse nicht gern eine Arbeit unvollendet. Aber wenn du dich noch zwei oder drei Tage gedulden kannst, will ich den Auftrag gern annehmen.«

»Das freut mich!« Der Ritter reichte ihm die Hand, und Meister Lothar schlug ein. »Wenn es dir recht ist, bleibe ich so lange hier und reise dann mit dir zusammen. Gibt es in einem der Dörfer ein Gasthaus, in dem ich Quartier nehmen kann?«

»Ein richtiges Gasthaus wohl nicht, aber wir werden schon ein Bett für dich finden.«

Gernot mischte sich ein. »Erlaube mir eine Frage, Ritter Wolfhard!«

»Bitte, junger Mann!«

»Hast du einen Knappen?«

»Ja, noch habe ich einen. Aber in wenigen Wochen hat er seinen Dienst und seine Ausbildung abgeschlossen.«

»Würdest du mich als Knappen in deinen Dienst nehmen?«

Ritter Wolfhard blickte erstaunt. »Ich dachte, du seist der Handlanger oder Geselle von Meister Lothar.«

»Nein, ich helfe ihm nur ein wenig. Aber ich möchte gern ein Ritter werden. Mein Name ist Gernot von Habichtstein. Unsere Burg liegt hier in der Nähe. Sie ist nur klein, und es lebt zurzeit kein Ritter dort. Ich bin der Einzige, der ...«

»Die Burg steht noch? Ich dachte, alle Burgen außer den vier großen sind zerstört!«

»Man hat sie nicht gefunden. Sie liegt sehr versteckt.«

»Ach! Tröstlich, dass es noch etwas gibt, was sich dem Zugriff des Generals entzieht. Aber um auf deine Frage zu antworten, Gernot: Ich denke, es spricht nichts dagegen, dass du mein Knappe wirst. Reise doch mit uns zur Biberburg, dann lernen wir uns ein wenig kennen und können uns dann entscheiden.«

»Einverstanden.«

Meister Lothar sagte: »Aber nun wollen wir wieder an unsere Arbeit gehen!«

»Kann ich etwas helfen?«, fragte der Ritter, stand auf und legte seine Waffen und den Brustpanzer ab. »Umso schneller werdet ihr fertig.«

»Ich weiß nicht, was ich dir zumuten kann, Ritter Wolfhard ...«

»Ich mache alles, was du mir sagst – wenn es nicht zu viel Kenntnis und Übung erfordert.«

* * *

»Noch da hinauf, dann können wir die Turmspitze sehen.«

Die drei Männer – wenn man denn Gernot zu den Männern rechnen will – gingen zu Fuß. Ritter Wolfhard führte das Pferd am Zügel, dem sie alles Reisegepäck und auch Waffen und Rüstung aufgeladen hatten.

»Ihr habt gemerkt, dass es bergauf ging. Der See liegt hoch, in dem die Burg auf einer Insel erbaut wurde. Damit man über die Hügel, die den See umgeben, hinwegsehen kann, steht in der Mitte der Burg ein besonders hoher Turm. Der Beobachter kann von oben bei gutem Wetter weite Teile der Ostküste unseres Landes überblicken. Das ist auch ein Grund für die Lage dieser Burg. Der andere ist, dass am See vorbei die einzige Straße von der Küste und den Häfen über die Berge zur Hauptstadt führt. Ihr seht, dass die Burg zur Verteidigung unseres Landes wichtig

ist. Zurzeit ist sie allerdings verwundbar. Das schützende Wasser rundum versickert immer mehr.«

Eine Fahne und dann eine Turmspitze tauchten vor ihnen auf. Je höher sie stiegen, desto mehr war von dem Turm zu sehen. Als sie oben auf dem Hügel ankamen, sahen sie die ganze Burganlage vor sich in einer Senke liegen. Sie war groß, wenn auch nicht so groß wie die Igelburg und die Pfauenburg, schätzte Gernot. Die Insel war nur wenig größer als die Burg, die darauf stand – gewesen, musste man wohl sagen. Denn nun war die Insel durch das Absinken des Wasserspiegels gewachsen. Deutlich ließ sich an dem Grasbewuchs erkennen, was früher Land gewesen war – etwa zwanzig bis dreißig Schritte vor der Mauer. Dagegen war das neue Land, das früher unter Wasser gelegen hatte, an der schmutzig braunen Farbe zu erkennen.

Ein Steg führte vom Ufer zur Insel, ähnlich wie bei der Pfauenburg, nur nicht auf Pfählen, sondern aufgeschüttet aus Steinen und Erde. Den Aufgang zu diesem Damm bewachte ein dicker Turm, der aber nun seinen Sinn verloren hatte, da man auch zwischen ihm und der Insel trockenen Fußes auf den Damm gelangen konnte. Nur noch etwa sechzig oder achtzig Schritt führte er durch Wasser.

Am Ufer des Sees lag ein Dorf. Das Gelände drumherum bot Platz für Äcker und Wiesen. Einige Bauern arbeiteten dort, die freundlich grüßten, als die drei vorbeikamen.

Sie gingen über den Damm. Das Tor öffnete sich – man hatte sie kommen sehen –, und nachdem sie durch einen Zwinger und ein mächtiges Torhaus gegangen waren, lag der große Burghof vor ihnen. Hier herrschte geschäftiges Treiben: Knechte und Mägde trugen Dinge über den Platz, ein Junge trieb Gänse in einen Stall, in einer Ecke spielten kleine Kinder, und in einer anderen Ecke übten sich Männer im Fechten.

Meister Lothar und Gernot fiel sofort das große Trettrad ins Auge. An der Seite, an der tiefsten Stelle des etwas schräg abfallenden Hofes stand die große, hölzerne Anlage.

»Darf ich schon mal einen Blick darauf werfen?«, fragte der Meister.

»Wenn es nur kurz sein soll – gern!«, antwortete Ritter Wolfhard. »Aber dann will ich euch dem Großmeister vorstellen.«

Sie besichtigten das Pumpwerk, das zurzeit stillstand, von allen Seiten.

»Einiges fällt mir schon ein, was ich verbessern könnte«, brummte Meister Lothar. »Zum Beispiel sollte das Trettrad nicht mit dem ganzen Gewicht auf der Achse liegen. Wir könnten es von unten mit Rollen stützen. Aber das muss ich dann noch genauer untersuchen.«

»Folgt mir bitte!«

Ritter Wolfhard winkte einem Knecht und übergab ihm sein Pferd. Sie kamen durch ein Tor, das mit aus Stein gemeißelten Wappen geschmückt war, und betraten eine große Halle. An beiden Enden des langen Raums brannte ein Kamin. Gernot fiel sofort auf, dass dieser Raum sehr viel bescheidener war als der auf der Pfauenburg, allerdings wohnlicher als der Rittersaal auf der Igelburg, weil er große Fenster hatte, durch die genug Licht hereinfiel.

In der Nähe des einen Kamins saßen vier Männer und berieten sich, über eine Zeichnung gebeugt, die auf dem Tisch lag.

»Ah – Ritter Wolfhard!«, rief einer der Männer, als er die drei kommen sah. Er war ein wohlgenährter Mann mit freundlichem, rundem Gesicht, das durch einen grauen Vollbart nach unten verlängert wurde. »Willkommen! Warst du erfolgreich?«

»Ja, Großmeister«, antwortete der Ritter. »Ich stelle euch hier Meister Lothar vor, der einen guten Ruf genießt als Kenner aller mechanischen Werke in Holz und Metall. Er hofft, unser Problem mit dem Pumpwerk lösen zu können. Und dies ist Gernot von Habichtstein, er möchte mein Knappe werden.«

»Seid willkommen, ihr Männer!«, grüßte der Großmeister. Er nickte ihnen zu, sodass sein Vollbart auf- und abwippte. »Lasst euch zu essen und zu trinken geben.

Und nun entschuldigt uns, wir haben wichtige Dinge zu besprechen.«

Ritter Wolfhard führte seine beiden Reisegefährten zum anderen Ende des Saales, wo sie sich an einen Tisch setzten und sofort einen Krug Bier vorgesetzt bekamen und einige Minuten später auch einen Teller mit heißem Brei.

* * *

»Das war schon fast gut!«, rief Ritter Wolfhard von Buchenhag. »Gleich noch einmal! Und lehne dich mit der rechten Seite etwas vor!«

Gernot wendete das Pferd, das man ihm für die Übungen ausgeliehen hatte, und trabte zurück. Es galt, mit der Lanze im schnellen Vorbeiritt einen kleinen, mit Stroh gefüllten Sack zu treffen, der an einem Seil von einem Dachbalken herunterhing.

Er stieß dem Pferd die Fersen in die Seite, und das Pferd galoppierte los. Die Lanze traf den Sack und bohrte sich hinein. Dadurch wurde die Spitze nach oben gezogen, und Gernot wurde die Lanze aus der Hand gerissen.

Ritter Wolfhard lachte. »Na ja, getroffen hast du ganz gut. Aber du musst deine Waffe fester halten. Wäre peinlich, wenn du in der Schlacht ...«

»Hallo!«

Meister Lothar stand da.

Gernot wendete sein Pferd und fragte: »Ist es so weit?«

»Ja. Das Pumpwerk ist fertig. Ich erkläre es jetzt allen, die wissen wollen, wie es funktioniert. Wollt ihr auch dabei sein?«

»Selbstverständlich!«, sagten Gernot und sein Ritter wie aus einem Mund.

Das Pferd wurde behelfsmäßig irgendwo angebunden, und die beiden folgten dem Meister über den Hof. Bei der Anlage standen schon andere, Ritter und Knechte, und eben kam auch der Großmeister dazu.

Meister Lothar stieg in das Tretrad und bewegte es. Es drehte sich offenbar leicht und auch leise, ohne das Ächzen und Quietschen, das sonst zu hören gewesen war.

»Aber es pumpt nicht!«, rief einer der Knechte.

»Richtig!«, lächelte Meister Lothar. »Ich zeige euch zunächst, was jetzt am Tretrad anders ist. Es wird hier unten gestützt durch Rollen, die sich mitdrehen. Und nun ...«

Er hob eines der zwei großen Räder auf, die auf dem Boden lagen, schob es auf die vierkantige Achse, die vom Tretrad gedreht wurde, und befestigte es, indem er einen Keil in ein Loch in der Achse schlug. Dann steckte er das zweite, etwas kleinere Rad auf die Spindel des Hebewerks, sodass die Zapfen außen auf den beiden Rädern ineinandergriffen.

»Darf ich bitten, dass drei Mann ins Tretrad steigen?«

Zwei Knechte und ein Knappe taten das und gingen los. Die ledernen Eimer kamen am Seil aus dem Brunenschacht herauf, zunächst noch leer. Nach einer Weile kamen sie voll herauf und gossen das Wasser in die Rinne.

»Das geht ja schneller als vorher!«, staunte einer der Ritter.

»Ja, aber dafür müssen sich die drei mehr anstrengen«, erklärte der Meister. »Drei Mann müssen treten, oder zwei kräftige, die sich zusätzlich Lasten aufladen, um ihr Gewicht zu erhöhen. Wenn aber nur ein Einziger treten will ... Haltet mal an!«

Die drei kletterten aus der drehbaren Tonne, und Meister Lothar löste mit einem leichten Schlag die Keile, die die Zapfenräder hielten. Die nahm er ab und vertauschte sie. Seine Zuschauer staunten, dass das kleine Rad auch auf die Achse des Tretrads passte und das größere auf die Achse der Winde.

»Und nun einer!«

Ein Knecht betätigte das Tretwerk. Es war gut zu bewegen, allerdings kamen nun die Eimer langsamer herauf.

»Ein großes Lob für dich, Meister Lothar!«, sagte der Großmeister der Burg. »Du bist wirklich ein Könnner in deinem Fach!«

Alle klatschten.

»Aber mit Lob allein ist dir ja nicht gedient. Komm nachher zu mir, dass ich dir deinen Lohn zahle!«

Der Großmeister ging und die meisten anderen auch. Meister Lothar zeigte denen, die noch dabeistanden, wo und wie sie verschiedene Stellen des Pumpwerks von Zeit zu Zeit einfetten sollten.

Als schließlich Gernot allein bei ihm stand, sagte Meister Lothar: »Ich gehe heute noch, mein junger Freund. Lerne inzwischen viel! Vielleicht kannst du damit eines Tages der Sache des Prinzen nützlich sein.«

»Ja, das will ich. Sag, Meister Lothar, glaubst du, dass ich hier am richtigen Platz bin? Zweimal bin ich enttäuscht worden, als ich mich zum Ritter ausbilden lassen wollte. Aber hier ... Nun, ich habe den Eindruck, sie halten wirklich mehr zum Prinzen als zum General.«

»Da hast du sicher recht, Gernot. Das ist auch mein Eindruck. Aber ...«

»Aber?«

»Nun, es werden auch hier nicht alle so denken. Und wenn der General die Macht, die er schon an sich gerissen hat, auch offiziell selbst übernimmt und gar den Prinzen tötet – dann kann die Besatzung einer einzelnen Burg auch nichts dagegen ausrichten. Ich gestehe, dass ich mir während meiner Arbeit viele Gedanken gemacht habe: Ist es gut, dass ich das Pumpwerk baue? Wenn der

General Herr auch über diese Festung wird, dann habe ich der Sache des Königs und seines Sohnes geschadet. Dann wäre es besser gewesen, das Wasser des Sees wäre weiter abgesunken. Wenn aber diese Leute hier treu zu Prinz Manuel dem Ersten stehen, dann ist es gut, wenn der König hier schon einen Brückenkopf hat, wenn er mit seinem Heer kommt.«

»Wenn man es nur wüsste!«

»Ja. Wie du siehst, habe ich mich entschlossen, den Leuten hier zu helfen. Aber das ist meine Entscheidung. Du musst deine eigene Entscheidung treffen. So, und nun lebe wohl, mein Freund!«

Meister Lothar umarmte Gernot. Dann ging er ins Haupthaus der Burg, um sich seinen Lohn abzuholen.

Zwei Knechte kamen – offenbar auf Befehl eines Ritters –, um nun das fertiggestellte Pumpwerk in Betrieb zu nehmen. Gernot half ihnen, die Zapfenräder wieder zu tauschen, damit sie viel Wasser heraufholen konnten. Sie luden sich Säcke auf die Schultern und arbeiteten schwer. Schnell begannen sie zu keuchen. Aber der Erfolg war sichtbar, stellte Gernot zufrieden fest. In breitem Schwall floss das Wasser in der Rinne durch eine Öffnung in der Mauer nach außen.

Als Gernot sich abwandte, um seinen Ritter zu suchen, kam Meister Lothar gerade aus dem großen, verzierten

Tor. Er winkte Gernot noch einmal zu und ging über den Hof zum Torhaus, so beschwingt, dass Gernot annahm, der Lohn für seine Arbeit müsse wohl recht großzügig ausgefallen sein.

7. KAPITEL

Es war finster, die Mondsichel war von Wolken bedeckt. Nur einige Laternen brannten, sodass der Burghof nicht völlig im Dunkeln lag.

Als Gernot zur Pumpe kam, waren die beiden Knechte gerade dabei, aus dem Tretrad herauszusteigen. Natürlich hörte das Wasser sofort auf zu fließen. Sie warfen ihre Säcke von den Schultern. Der eine setzte sich darauf und stöhnte, völlig erschöpft von der Mühe. Der andere blieb stehen und sah Gernot an. »Willst du etwa wieder pumpen?«

»Ja«, antwortete der Knappe und begann die Zapfenräder auszuwechseln.

»Du bist verrückt!«, meinte der Knecht. »Der Großmeister verlangt nicht, dass wir nachts treten. Er meint, dann hätten wir am Tag nicht genug Kraft für unsere Arbeit. Und du machst das freiwillig!«

»Ja!«, nickte Gernot und schlug den Keil ein.

»Dabei ist das eine Arbeit für Knechte. Gut, Knapen müssen auch mal Hilfsarbeiten machen. Aber nicht nachts, wo sie schlafen sollten. Und du machst das nun schon seit einigen Wochen!«

»Ich gehe später schlafen.«

»Warum?«

Gernot war fertig und sah den Mann an. »Die Burg ist Eigentum des Prinzen, nicht wahr?«

»Ja, äh, sicher, ich denke schon.«

»Und da ich dem Prinzen dienen will, Sorge ich mich um den Erhalt der Burg. Ich weiß, viel bringt es nicht, wenn ich nachts noch zusätzlich pumpe. Aber doch etwas.«

»Meinst du, wenn der Prinz zum Fest kommen sollte – was sowieso unwahrscheinlich ist –, dann kriegst du von ihm eine Belohnung?«

»Vielleicht. Ich weiß es nicht. Aber man soll ja nicht immer fragen: ›Was kriege ich dafür?‹«

»Wer hat dir denn das beigebracht? Na, ist ja auch egal. Wenn es dir Spaß macht ... Komm, Egon, wir gehen noch etwas trinken und dann ins Bett!«

Die beiden verschwanden im Dunkeln. Gernot lud sich einen der Säcke auf die Schultern, kroch in die Tonne und begann zu treten. Er war schon erschöpft von den Fechtübungen, die sein Ritter mit ihm gemacht hatte, und von der Arbeit im Stall. Auch hatte er heute die Rüstung seines Herrn gründlich poliert. Aber er strengte sich weiter an.

Konzentration erforderte diese Arbeit ja nicht. Darum konnte er dabei gut seinen Gedanken nachhängen.

Ja, warum tue ich es?, überlegte er. Antwort: Für den König und seinen Sohn, den rechtmäßigen Herrscher über dieses Land und uns alle. Aber tue ich es wirklich nur aus Über-

zeugung? Verspreche ich mir nicht doch einen Vorteil davon? Habe ich mich eben im Gespräch mit dem Knecht nicht selbstloser dargestellt, als ich in Wirklichkeit bin?

Nun, es wäre wohl auch nicht verkehrt, wenn ich mir etwas davon verspreche, beruhigte sich Gernot selbst. Vielleicht schlägt mich der Prinz zum Ritter, wenn er sieht, wie treu ich ihm diene! Vielleicht bekomme ich eine besondere, ehrenvolle Aufgabe, wenn er seine Herrschaft durchgesetzt hat. Dass ich mich aufopferungsvoll für seine Sache einsetze, beweist doch, dass ich es verdient hätte.

Aber diene ich wirklich ihm und nicht dem General, seinem Feind? Ach, ich will mich mit diesen Fragen nicht verrückt machen! Meister Lothar hat es auch für richtig gehalten, am Erhalt der Burg mitzuwirken. Und er ist mein Vorbild.

Gernot erschrak. Was war das? Im schwachen Licht der Laterne, die über dem Brunnen hing, meinte er ein Gesicht gesehen zu haben.

Er hörte auf zu treten und sah sich um. Niemand war da. Wenn da jemand gewesen war, musste er sich schnell ins Dunkel zurückgezogen haben.

»Hallo! Ist da jemand?«

Niemand antwortete. Also nahm Gernot seine Arbeit wieder auf. Das Wasser plätscherte, das Holz knarrte leise, und er selbst keuchte. Trotzdem war ihm, als lachte da jemand verhalten.

Wieder hielt er an.

Jemand tuschelte leise: »So ein Unsinn! Keine Ahnung!
So viel vergebliche Mühe!«

»Wer ist da?«, rief Gernot laut. Aber nun war es ganz still.

Er warf den Sack von den Schultern, kletterte heraus, nahm die Laterne und leuchtete damit in die Umgebung. So weit der schwache Schein reichte, war nichts zu entdecken.

Wenn der Mensch über den Hof gegangen wäre, hätte ich ihn sicher gesehen, dachte Gernot. Also ging er mit der Laterne in der Hand zur anderen Seite, entlang der Wasserrinne.

Wo die Rinne durch die Burgmauer nach außen führte, stand jemand! Eine kleine Gestalt. Ein Kind? Oder ... ja, es konnte wieder ein Zwerg sein! Er ging langsam näher und sprach dabei: »Wer bist du? Warum versteckst du dich?«

Da antwortete der andere: »So eine dumme Frage! ›Warum versteckst du dich?‹ Hahaha! Warum verstecke ich mich wohl? Weißt du nicht, dass unsereiner sich normalerweise nie sehen lässt? Warum ich mich verstecke, hahaha! Da weiß ich eine viel klügere Frage: Warum pumpst du das Wasser?«

»Wie meinst du das?«

»›Wie meinst du das?‹ Noch so eine dumme Frage!

Kannst du nicht mal selbst ein bisschen überlegen, statt dauernd solche Fragen zu stellen? Ich habe jedenfalls keine Lust, sie zu beantworten. Darum gehe ich jetzt.«

Die Gestalt schwang sich geschickt auf das Dach eines Schuppens und sprang von dort auf den Wehrgang, der auf der Innenseite der Mauer verlief. Dort schien der Mann noch einige Augenblicke zu sitzen. Gernot konnte ihn zwar nicht sehen, weil der Schein der Laterne nicht so weit reichte, aber er hörte ihn, wie er murmelte: »So ein Unsinn! Pumpen, pumpen, pumpen. Schuften, schuften, schuften. Und alles umsonst!«

Dann war es still.

Gernot blieb noch eine Weile stehen, leuchtete umher und lauschte. Dann ging er zurück. Er setzte sich auf einen der Säcke und überlegte.

Wenn das einer der Zwerge war, von denen er schon einige kennengelernt hatte, ein Königsbote, dann sollte er ernst nehmen, was er gesagt hatte. Wieso war seine Arbeit umsonst? War es nicht sinnvoll, Wasser zu schöpfen und den schützenden See zu füllen?

Für diese Nacht hatte Gernot die Lust verloren. Sollte das alles wirklich sinnlos sein? Aber warum? Darüber musste er erst nachdenken, ehe er sich weiter Mühe machte, vielleicht vergebliche Mühe.

Gernot ging in sein Zimmer, das er mit zwei anderen

Knappen teilte, zog sich leise aus und legte sich auf seinen Strohsack. Trotz seiner Erschöpfung konnte er lange nicht einschlafen.

* * *

Als Gernot am nächsten Morgen mit anderen am Frühstückstisch saß, meinte einer der Knappen: »Na, Gernot, hast du wieder die halbe Nacht getreten?«

»Nur kurz«, gab Gernot zur Antwort. Von der nächtlichen Begegnung wollte er nichts erzählen.

Die Magd, die ihnen Brot und Käse hinstellte, meinte: »Eine verrückte Geschichte, diese Pumpe. Und wir Mägde müssen darunter leiden!«

»Wieso ihr?«

»Weil der Brunnen kein sauberes Wasser mehr gibt, seit da so viel gepumpt wird. Früher war das Wasser ganz klar. Aber jetzt ist es oft schmutzig. Wir lassen es immer durch ein dicht gewebtes Tuch laufen, ehe wir damit kochen. Manchmal holen wir sogar frisches Wasser in Krügen von der Quelle drüben am Berg. Das ist ein ziemlich weiter Weg, den ich da immer laufen muss!«

Die Magd verschwand.

Auf einmal war der Gedanke da: Wenn nun das Wasser, das sie schöpften, gar nicht von dem unterirdischen Bachlauf kam, sondern aus dem See!

Die anderen am Tisch hatten längst ein anderes Thema, aber Gernot hörte nicht hin. In Gedanken war er bei dem Pumpwerk. Wie konnte er prüfen, ob das, was er befürchtete, stimmte?

Er hatte eine Idee! Schnell sprang er auf und ging hinaus. Sein Ritter war heute nicht da, der Großmeister hatte ihn mit fünf anderen auf einen Kontrollritt geschickt, die Straße hinunter und dann an der Küste entlang. Es war wichtig, dass sich jemand von der Burg von Zeit zu Zeit sehen ließ, damit eventuelle Bösewichter eingeschüchtert wurden, und um zu sehen, ob noch alles in Ordnung war.

Gestern hatte Gernot gesehen, wie ein Knecht die Wand eines Hauses rotbraun gestrichen hatte. Er verwendete dafür eingedicktes Ochsenblut. Die Wand war fertig, aber ein Eimer war noch fast voll. Gernot hatte gesehen, wo der Knecht ihn abgestellt hatte. Er blickte sich um. Niemand war auf dem Hof. Für die Ritter war es noch zu früh, und die Knechte und Mägde hatten in Küche und Stall zu tun. Nur zwei Männer mühten sich in dem Tretrad.

Gernot holte den Eimer mit der Farbe, ging damit zu der Stelle, wo die Rinne durch die Mauer führte, und kippte alles hinein. Die Männer konnten ihn hier nicht sehen. Den Eimer brachte er zurück.

Nun hieß es warten! Den ganzen Vormittag über suchte er immer wieder einen Grund, beim Pumpwerk vorbeiz-

zukommen. Nichts Auffälliges war zu sehen. Auch am Nachmittag gab es nichts zu beobachten, sodass er seine Idee vom Morgen schon als völlig verrückt abtun wollte.

Doch dann – die Sonne war schon zur Hälfte hinter die Hügel im Westen gesunken – entdeckte er, worauf er gewartet hatte: Das Wasser, das aus den Ledereimern in die Rinne floss, war rötlich. Natürlich nicht so kräftig wie die ursprüngliche Farbe, sondern sehr stark verdünnt, aber deutlich erkennbar.

Das war es also! Darum hatte der Zwerg gesagt, dass die Mühe umsonst war! Sie pumpeten das Wasser nur im Kreis! Was sie mit viel Mühe schöpften, floss durch unterirdische Spalten in den Brunnen zurück! Welch ein Unsinn, wahrhaftig! Alle Arbeit war umsonst!

Und das hieß, dass er mit all seiner Anstrengung auch dem König und seinem Sohn keinen Dienst erwiesen hatte. So viel hatte er sich davon versprochen! Und nun war alles vergeblich. Alle seine Opfer nützten dem Prinzen nichts und würden darum auch ihm nichts einbringen – keinen Ritterschlag, keinen Lohn, kein Lob, höchstens Spott. Ausgelacht werden würde er!

Und jetzt?

Ehe er sich überlegte, was das für ihn bedeutete, musste er wohl erst dem Großmeister von seiner Entdeckung berichten.

Er ging in den großen Saal und sah sich um. Der Großmeister war nicht da, an den Tischen saßen einige Ritter und unterhielten sich. Gernot wusste, dass der Großmeister sein Zimmer darüber hatte, es war über eine Wendeltreppe in einer Ecke des Saales zu erreichen. Er war noch nicht dort gewesen, aber er würde es sicher schon finden.

Gerade als er die Treppe hinaufstieg, kam ihm der Großmeister entgegen. »Was willst du denn hier, Knappe? Da hinauf geht es nur zu meinen Räumen.«

»Zu Euch wollte ich, Herr. Ich wollte Euch eine wichtige ...«

»Warum sagst du es nicht deinem Ritter, wie es sich gehört? Und der kann es dann mir sagen.«

»Ritter Wolfhard ist unterwegs, Herr, und die Sache scheint mir so wichtig, dass ich Euch ...«

»Dann komm mit in den Saal und setz dich an meinen Tisch. Ich habe Durst.«

Gernot musste vorausgehen, weil er auf der engen Wendeltreppe unten stand. Im Saal setzte sich der Großmeister auf seinen gewohnten Stuhl mit der besonders hohen Lehne und gab Gernot ein Zeichen, sich gegenüberzusetzen.

»Ich habe ...«, begann Gernot. Aber der Oberste der Ritter hob die Hand, da schwieg er.

»Erst den Wein!«

Bis eine Magd einen Krug und mehrere Becher gebracht hatte, hatten noch einige Ritter rechts und links Platz genommen. Es wurde eingeschenkt und getrunken.

»So, mein Junge, nun sag, was du zu sagen hast!«

»Ja, Herr. Unser Pumpen nützt nichts.«

Eine Weile herrschte Schweigen, dann sagte der Großmeister: »Kannst du dich vielleicht etwas deutlicher ausdrücken?«

»Entschuldigung, natürlich! Also: Wir pumpen doch immer, um Wasser aus dem unterirdischen Bach in den See zu schöpfen. Anfangs hat das wohl auch geklappt. Aber jetzt nicht mehr. Anscheinend fließt das Wasser aus dem See in den Brunnen. Wir pumpen es wieder hoch, und es fließt wieder zurück. Immer so weiter. Immer im Kreis. Alle Mühe mit dem Pumpen ist umsonst. So kommt nie mehr Wasser in den See.«

Die Miene des Großmeisters verfinsterte sich. »Soll das ein Scherz sein?«

»Nein, Herr, ganz bestimmt nicht.«

»Wie kommst du darauf?«

»Zunächst durch die Mägde aus der Küche. Sie sagen, das Wasser sei nicht mehr so klar und frisch wie früher. Darum dachte ich, es könnte Wasser aus dem See sein ...«

»Unsinn!«, warf ein Ritter ein. »Warum sollte auf einmal eine Verbindung zwischen dem See und dem sehr tiefen Wasserlauf bestehen? Die gab es doch früher auch nicht!«

»Ich habe es ausprobiert.«

»Was hast du ausprobiert?«

»Ich habe rote Farbe in die Rinne geschüttet, fast einen Eimer. Und nach einigen Stunden war das Wasser, das aus dem Brunnen kam, etwas rötlich.« Einige Augenblicke schwiegen alle. Dann donnerte der Großmeister mit seiner rechten Faust auf den Tisch, so heftig, dass zwei Weingläser umfielen und deren Inhalt rote Lachen auf der Tischplatte bildeten, als wäre die Ochsenblutfarbe auch durch das Holz gequollen.

Auch danach sprach niemand.

Ein Knecht trat heran. »Großmeister, soeben ist der Bote zurückgekehrt, den Ihr mit der Einladung an den Prinzen zum Herzogsschloss geschickt hattet. Er wäscht sich eben den Staub ab und wird gleich da sein.«

»Na endlich! Das wurde aber auch Zeit!«

Da kam auch schon ein Ritter im mittleren Alter heran. Man sah, dass er vom langen Ritt ermüdet war. Die schmalen Schultern hingen herunter, und er ging leicht vornübergebeugt. Selbst seine großen Ohren schienen müde und traurig herabzuhängen.

»Sei begrüßt, Ritter Harald! Setz dich zu uns! Hast du eine Antwort mitgebracht? Du wirkst nicht gerade wie der Überbringer einer Freudenbotschaft!«

»Seid begrüßt, werte Herren! Hier ist ein Schreiben des Generals.«

Er reichte dem Großmeister einen zusammengefalteten Brief. Der erbrach das Siegel und las. Alle Anwesenden schwiegen gespannt und versuchten, den Inhalt des Briefes an seinem Gesicht abzulesen. Das war auch gut möglich: Der Blick des Großmeisters verfinsterte sich immer mehr.

Endlich knallte er den Brief wütend auf den Tisch, sodass fast wieder Gläser umgefallen wären. »Der General will kommen!«

»Wie wir vermutet hatten!«, brummte der Ritter rechts neben Gernot, und ein anderer ergänzte: »Das Gerücht bestätigt sich immer mehr.«

»Hat er einen Grund angegeben?«

»Wie gewohnt«, antwortete der Großmeister. »Prinz Manuel ließe sich wegen vieler anderer Aufgaben entschuldigen. Er habe aber ihn, seinen Kanzler und Generalbevollmächtigten beauftragt, zu diesem Fest zu erscheinen.«

»Dieser ...«

»Sei vorsichtig mit dem, was du sagst!«, unterbrach

ein Ritter den anderen. »Er ist immerhin dein Vorgesetzter!«

Der Großmeister hieb zum dritten Mal auf den Tisch. Die Lachen von rotem Wein spritzten auseinander. »Vorsicht hin, Vorsicht her – ich will ihn nicht hierhaben!«

»Das will wohl keiner von uns. Aber wir können ihn doch nicht ausladen!«

»Ritter Harald, hast du den Prinzen denn wenigstens sprechen können?«

»Nein, Herr, noch nicht mal von Weitem gesehen habe ich ihn. Ich wette mein Schwert gegen einen Tannenzweig, dass er unsere Einladung überhaupt nicht zur Kenntnis bekam!«

»Was ist zu tun, dass dieser Tyrann ...« Der Großmeister unterbrach sich und sah Gernot an. »Du bist ja auch noch da! Hör zu, Knappe! Vergiss alles, was du hier am Tisch mitbekommen hast! Hast du verstanden?«

Gernot nickte. »Selbstverständlich, Herr. Ich wollte gerade sagen, dass ich ähnlich dächte wie Ihr. Aber da hatte ich schon vergessen, was Ihr gesagt hattet.«

Ein Ritter lachte laut, einige grinsten, aber der Großmeister blickte weiter finster vor sich hin. »Da haben wir also gleich zwei neue Probleme auf einmal«, knurrte er nur.

»Wenn Ihr erlaubt, Herr«, wagte Gernot zu sagen, »vielleicht könnte wenigstens das eine Problem bei der Lösung des anderen helfen.«

»Wie meinst du das?«

»Ihr könntet doch dem General schreiben, Ihr fühltet Euch geehrt und so weiter – was man da eben so schreibt. Aber leider könne das Fest nicht stattfinden, weil die Burg in einem schlechten Zustand ... der See sei verschwunden, und das sei nun wahrlich kein Grund zu feiern, und Ihr hättet alle Hände voll zu tun ...«

»Hm. Keine schlechte Idee, Knappe! Ich werde darüber nachdenken. Aber nun lass uns allein. Ritter Hubert geht mit dir und sieht sich das mit der Pumpe mal an. Hubert, notfalls musst du das Experiment, das der Junge gemacht hat, wiederholen. Steigt mal in den Schacht hinunter! Vielleicht kann man da etwas sehen ... na, du wirst schon wissen, was du tun musst. Und dann berichte mir!«

Ritter Hubert, ein kleiner dicker Mann mit einem grauen Bart und einer Glatze, stand auf, trank im Stehen noch sein Glas leer, klopfte Gernot auf die Schulter, und beide gingen hinaus.

Am Pumpwerk angekommen, erklärte Gernot noch einmal seinen Versuch mit der Farbe. Ritter Hubert schöpfte Wasser aus der Rinne, betrachtete es genau und brummte unzufrieden. Dann befahl er erst einmal den Knechten,

mit dem Treten aufzuhören, setzte sich hin und dachte nach.

»Sollen wir an unsere andere Arbeit gehen?«, fragte einer der Knechte.

Der Ritter ließ nur ein Brummen hören, was man so oder so deuten konnte. Also deuteten die Knechte es so, dass sie gehen konnten, und taten das auch. Gernot wartete geduldig.

»Halt!«, rief Ritter Hubert den Knechten nach. »Wir hatten doch so eine lange Strickleiter, damals, als wir das Ding hier gebaut haben. Wo ist die? Holt sie mal her!«

Nach einigen Minuten, die den Ritter aber in seinen Überlegungen nicht weitergebracht hatten, kamen die beiden mit der Strickleiter. Es waren auch zwei Mann nötig, um sie tragen zu können. Da sie bis auf den Grund des tiefen Brunnens reichen sollte, war die Rolle, auf der sie aufgewickelt war, ziemlich dick, und das Ganze war sehr schwer.

»Am besten steigst du mal hinein, Junge«, meinte der Ritter. »Ich bin wegen meines Umfangs nicht so dafür geeignet, wie du siehst. Außerdem scheinst du einiges Geschick zu haben. Die Sache mit der Farbe war eine gute Idee.«

Die beiden Knechte ließen die Strickleiter in den Schacht hinunter und befestigten das obere Ende an

den Balken des Pumpengestells. Der Ritter zündete die Laterne an, die Gernot nachts immer etwas Licht gegeben hatte, und reichte sie ihm. Der befestigte sie an seinem Gürtel, um die Hände zum Klettern frei zu haben, und begann den Abstieg.

Zunächst schien ihm die Sache nicht schwierig, allenfalls ein nettes Abenteuer. Aber je tiefer er hinunterstieg, desto dunkler wurde es, desto unheimlicher klang das hallende Tropfen von Wasser in der Stille, desto einsamer kam er sich vor. Ein Gefühl der Beklemmung erfasste ihn.

Immer tiefer ging es hinunter. Die Feuchtigkeit drang ihm schon durch seine Kleider. Die Brunnenöffnung war schließlich nur noch ein kleiner heller Punkt ganz weit da oben.

Seine Laterne gab nicht viel Licht, jedenfalls nicht genug, dass er hätte sehen können, ob Wasser durch die Wände des Schachts drang oder ob die Nässe nur auf das Spritzen des Pumpwerks zurückzuführen war.

»Guten Tag!«, sagte eine Stimme.

Gernot erschrak so, dass er fast die Strickleiter losgelassen hätte.

»Vorsicht! Gut festhalten!«, mahnte die Stimme. »Ich halte die Strickleiter, damit sie nicht so schaukelt. Nur noch zwei Tritte tiefer, dann kannst du nach links auf einen Absatz treten.«

Träume ich?, dachte Gernot. Aber er konnte sich die Frage nicht beantworten. So tat er einfach, was man ihm riet. Nun stand er auf festem Grund. Mehrere Hände griffen nach ihm und zogen ihn vom Schacht weg, der hier offenbar noch weiter in die Tiefe ging.

»Willkommen bei uns!«, sagte eine freundliche Stimme, eine andere als eben. Gernot nestelte die Laterne von seinem Gürtel und hob sie hoch. Vor ihm standen Zwerge.

Nach den guten Erfahrungen, die er bisher mit diesen Leuten gemacht hatte, verlor sich sein Schrecken schnell.

»Ah, Zwerge! Oder Boten, wie ihr euch wohl nennt. Danke für den Willkommensgruß!«

»Möchtest du dich setzen? Dort ist eine steinerne Bank.«

»Nicht nötig. Ohne euch gezählt zu haben, vermute ich, dass ihr sieben seid.«

»Richtig!«, lachten mehrere der kleinen Männer. »Wie kommst du darauf?«

»Das scheint die übliche Größe eurer Arbeitstrupps zu sein.«

»Stimmt! Was du alles weißt!«

»Und ich habe sicher auch recht, wenn ich vermute, dass dieses ganze Elend mit dem See von euch verursacht wurde?«

»Hahaha! Das haben wir toll hingekriegt, nicht wahr?

Aber ein Elend ist es nicht! Es ist etwas Gutes. Unser König würde uns nie einen Auftrag geben, der nicht etwas Gutes zum Ziel hat.«

»Was daran gut sein soll, musst du mir erst erklären.«

»Gern. Aber komm ein Stück mit in diesen Gang. Hier ist es so ungemütlich. Vorsicht! Kopf einziehen!«

Sie gingen einige Schritte – für Gernot waren es dreißig, für seine Begleiter etwa fünfundvierzig – bis zu einem kleinen Raum, eigentlich nur einer Erweiterung des Ganges. Hier steckten zwei brennende Fackeln mit den Stielen im Boden.

Alle setzten sich im Kreis nieder. Einer der Zwerge zog seinen Umhang aus, legte ihn zusammen und bot ihn Gernot als Sitz an.

»Danke!«, sagte der und ließ sich darauf nieder.

Als eine Weile Schweigen geherrscht hatte, wobei ihn die Zwerge nur neugierig, aber freundlich ansahen, sagte der Knappe: »Ich heiße Gernot.«

»Das wissen wir«, antwortete lächelnd einer der kleinen Männer.

»Dachte ich's mir doch! Ihr habt mich schon einige Zeit beobachtet.«

»Zum Beispiel beim vergeblichen Pumpen«, grinste der Zwerg neben ihm.

Ein anderer meinte: »Ansicht war nicht sehr freundlich

zu dir, als er dich in der Nacht so erschreckte. Wir haben ihn schon deswegen gerügt.«

Der Zwerg neben Gernot schaute etwas betreten unter sich.

Gernot stieß ihn an und meinte: »Macht nichts, Ansicht! Das ist dein Name, nicht wahr?«

Der nickte.

»Ich heiße Aufsicht«, stellte sich der vor, der meistens das Wort geführt hatte.

»Umsicht.«

»Vorsicht.«

»Rücksicht.«

»Nachsicht.«

Die Vorstellung endete mit dem Mann rechts neben Gernot, der ihm seinen Mantel gegeben hatte. »Und ich heiße Zuversicht«, sagte er leise und strahlte den Großen freundlich an.

Gernot meinte: »Eure Namen klingen ja alle sehr rücksichtsvoll. Dazu will es nicht so recht passen, finde ich, dass ihr die Ritter so in Verlegenheit bringt.«

»Oh, sag das nicht!«, antwortete Aufsicht. »Es hat alles seinen tieferen Sinn.«

Umsicht ergänzte: »Wir dürfen nicht nur an die Ritter denken, die treu zum König und zu seinem Sohn stehen. Wir müssen das Ganze beobachten.«

»Es besteht die große Gefahr«, fuhr Vorsicht fort, »dass der Feind sich auch noch dieser Burg bemächtigt. Einige seiner Vertrauten sind schon unerkannt hier. Da ist es sicherer, wir nehmen der Burg etwas von ihrer Stärke. Wenn nötig, können wir sie ihr ja wiedergeben.«

Gernot nickte. »Ich habe darüber nachgedacht, wie ich dem Prinzen am besten diene: indem ich die Burg schütze oder indem ich ihr schade. Ich wusste es nicht sicher und – nun ja, ihr wisst, wie ich mich entschieden habe.«

»Mach dir keinen Vorwurf!«, tröstete Nachsicht. »Du hast es gut gemeint. Du hast es in bester Absicht getan.«

»Nur hat es nichts genützt. Wochenlang habe ich umsonst gearbeitet. Meint ihr, der Prinz erkennt auch die gute Absicht an, auch wenn nichts dabei herauskam?«

Der Zwerg links neben ihm sagte: »Wir können dich ja in unsere Runde aufnehmen und dir den Namen Absicht geben.«

Alle lachten laut über diesen Einfall. Nur Gernot fand ihn nicht besonders lustig. Nachdem das Gelächter verstummt war, meinte er: »Sie machen sich Sorgen. Ich finde, die, die dem König und seinem Sohn treu ergeben sind, haben es nicht verdient, dass sie so in Schwierigkeiten kommen.«

»Ach, Gernot!«, seufzte Aufsicht. »Wer von uns will beurteilen, wer was womit verdient hat?«

»Und außerdem«, fuhr Umsicht fort, »werden sie für ihren rechtmäßigen Herrscher ein wenig Unannehmlichkeiten ertragen können.«

Nachsicht ergänzte: »Sieh ihn an, unseren geliebten Herrn, Prinz Manuel! Wie viel muss er leiden! Ist es zu viel verlangt, wenn seine Leute ein wenig mitleiden?«

»Hm. Da hast du wohl recht, Durchsicht ...«

»Nachsicht!«, korrigierte der.

»Nachsicht, Verzeihung! Du hast wohl recht. Wenn man es so sieht ... Auch Meister Lothar und die anderen leiden für ihren Herrn. Allerdings ...«

»Allerdings?«

»Allerdings ist da ein Unterschied. Meister Lothar tut es ganz bewusst. Er weiß, dass sein Unglück mit seiner Treue zum Prinzen zu tun hat, und nimmt es in bewusster Entscheidung auf sich. Aber mein Ritter Wolfhard und die anderen müssen leiden, ohne zu wissen, warum.«

»Wer vertraut, kann auch das Leid ertragen, dessen Sinn er nicht versteht.«

Gernot dachte über diese Worte von Zuversicht nach und nickte dann schweigend. Für eine Weile war nur das Knistern der Fackeln zu hören und fernes Wasserplätschern.

»Ich muss wieder nach oben!«, sagte Gernot schließlich. »Was soll ich denn sagen?«

Aufsicht antwortete: »Sag gar nichts! Du hast keine Stelle gefunden, an der Wasser vom See in den Brunnen fließt. Hast du ja auch wirklich nicht. Die Stelle ist weiter unten. Das sage ich nur für dich. Wir haben ein Loch gegraben und gebohrt. Das ist unsere bewährte Methode. Wir haben auch ein Loch gemacht, durch das das Wasser des Baches, das früher den See gespeist hat, in diesen unterirdischen Wasserlauf abfließt. Ebenso lassen wir durch solch einen Spalt das Wasser aus dem See versickern.«

»Aber um dich zu trösten«, ergänzte Rücksicht, »verraten wir dir, dass wir ohne große Mühe all diese Löcher auch wieder verschließen können. Dann wird alles wieder so wie früher.«

»Aber das geschieht erst, wenn der richtige Zeitpunkt gekommen ist«, bestätigte Nachsicht.

Gernot stand auf. »Wo wir gerade vom richtigen Zeitpunkt sprechen ...«

»Ja, du musst gehen«, sagte Umsicht, »sonst schicken sie noch jemanden runter, um dich zu suchen.«

Alle erhoben sich und begleiteten den Knappen bis zum Brunnenschacht. Da halfen sie ihm auf die Strickleiter und sahen ihm nach, wie er langsam nach oben stieg.

* * *

»Ich bin richtig stolz auf dich!«, sagte Ritter Wolfhard.
»Sie haben mir alles erzählt. Erst hast du deine Nachtruhe geopfert, um zu pumpen. Dann bist du draufgekommen, dass alles umsonst war und wie man das mithilfe der Farbe feststellen kann. Und dann bist du auch noch in den Brunnen hinuntergestiegen.«

»Aber einen Vorschlag, wie das Problem gelöst werden kann, habe ich nicht.«

»Darüber musst du dich nicht grämen, Junge! Das ist unsere Sache. Du hast deinen Beitrag geleistet. Das sieht übrigens auch der Großmeister so. Er sagt, ich soll dich gut behandeln.«

»Das machst du ja auch schon, Ritter Wolfhard!«

»Ja, das tue ich auch. Aber wenn du mal einen besonderen Wunsch haben solltest – sag ihn nur!«

»Äh – wenn du schon danach fragst, Ritter Wolfhard – ich hätte tatsächlich einen Wunsch.«

»Ach ja? Dann mal raus mit der Sprache!«

»Ich möchte dich um einen Urlaub bitten. Nur vier oder fünf Tage. Ich kenne einen ... wie soll ich sagen? ... jemanden, der hat mir schon einige Male einen guten Rat gegeben. Und ich ... nun, ich habe so einige Fragen über meinen weiteren Weg ...«

»Willst du mich etwa verlassen?«

»Ich will nicht, Ritter Wolfhard. Ich kann bei dir viel lernen, und du behandelst mich gut. Aber möglicherweise muss ich dich verlassen. Du verstehst mich vielleicht nicht, aber mir sind Zweifel gekommen, ob ich ...«

Gernot schwieg. Wie sollte er auch erklären, dass er nicht die Burg verteidigen wollte, wenn die Boten des Königs sie schwächen sollten! Wenn er das seinem Ritter klarmachen wollte, hätte er von den Zwergen berichten müssen, und das durfte er nicht.

»Ist schon gut, Gernot! Nimm dir ein paar Tage frei. Wenn ich dir ein Pferd gebe, brauchst du vielleicht nicht so lange.«

»Das wäre großartig! Dann könnte ich in drei Tagen wieder hier sein.«

»Dann ist es das Beste, du machst dich gleich auf den Weg. Es könnte nämlich sein, dass ich etwas mit dir vor habe, wenn du zurück bist.«

»Ach – was denn?«

»Das wirst du dann sehen. Sei nicht so neugierig!«

Die Sonne warf gerade ihre ersten Strahlen über das Dach des Hauses, in dem der Rittersaal war, in den hinteren Winkel des Burghofs. Gernot packte die wenigen Sachen, die er besaß, in eine Satteltasche und lud sie zusammen mit seiner Armbrust auf das Pferd, das Ritter Wolfhard ihm gab. Er schwang sich hinauf und ritt über

den Damm davon, der allerdings kein richtiger Damm mehr war: Das Wasser war weit zurückgewichen, und der Schlamm, der früher den Seegrund gebildet hatte, war zu einer harten, trockenen Masse verbacken.

Der Sommer neigte sich dem Ende zu, und auf den Feldern, an denen Gernot vorbeiritt, brachten die Bauern ihre Ernte ein.

Es war ein schöner Tag. Die Sonne schien fast zu heiß, aber Gernot konnte Hitze gut vertragen. Nur über die Mittagszeit machte er im Schatten einiger Bäume eine Rast, ließ sein Pferd an einem Bach trinken, gab ihm Hafer, aß selbst von dem mitgebrachten Brot und machte sich dann wieder auf den Weg.

Einmal sah er eine Schar Bewaffneter von Weitem. Weil er fürchtete, sie könnten ihm sein Pferd wegnehmen, versteckte er sich hinter Dornengebüsch, bis die Reiter vorbei waren.

Der Tag reichte nicht für den weiten Weg. Es wurde dunkel, ehe er sein Ziel erreichte. Also musste er sich ein Nachtlager suchen. An einer geschützten Stelle band er das Pferd an, legte sich auf ein Bett aus Moos und schlief schnell ein.

Nach einer traumlosen Nacht wachte er noch vor Sonnenaufgang auf, tränkte sein Reittier und machte sich wieder auf den Weg. Noch ehe die Sonne das Land wie-

der aufgeheizt hatte, sah er den Berg mit dem einzelnen hohen Baum vor sich.

Für den steilen Weg hinauf stieg Gernot ab und führte das Pferd am Zügel. Endlich war er oben und blickte sich um. Die Aussicht nach allen Seiten bis in weite Ferne war wieder atemberaubend. Den Zwerg, der hier wohnte, sah er nicht.

Lange überlegte er, wie er seine Frage formulieren sollte. Schließlich setzte er sich vor den hohlen Baum und sagte einfach, was ihm auf der Zunge lag.

»Ich dachte, ich diene dem Prinzen, indem ich nächstelang für ihn arbeite. Aber dann zeigte sich, dass alles umsonst war. Aber wie soll ich ihm denn nun dienen? Wie kann ich zeigen, dass ich es mit meiner Treue ernst meine? Und nun haben mir die Boten auch noch gesagt, dass die Biberburg kein Bollwerk gegen den Feind des Königs sein soll. Was soll ich dann noch da? Gut, ich kann zum Ritter werden. Aber ich bin mir unsicher geworden, ob das überhaupt der richtige Weg für mich ist. Will das der Prinz von mir?«

Es war still um ihn her. Nur ein leiser Wind raschelte in den Blättern, und er hörte, wie sein Pferd einige Schritte entfernt Gras rupfte. Er stand auf, pflückte eines der Blätter, kaute es trotz des faden Geschmacks, schluckte es hinunter und wartete auf die Antwort.

»Du kannst den Prinzen nicht durch deine Leistung beeindrucken, Gernot von Habichtstein. Zwar freut er sich über alle, die ihm treu dienen wollen. Aber nicht über die, die ihm imponieren wollen. Du hast gemerkt, dass deine Mühe vor ihm und für ihn nichts einbringt. Gut so! Er müht sich um dich! Das ist das Entscheidende. Niemand wird durch seine Werke vor ihm gerecht. Niemand soll sich vor ihm rühmen. Verlass dich auf das, was er tut!

Du denkst, er tut nichts? Warte nur, die Stunde wird kommen! Du weißt nicht, ob du ein Ritter werden sollst? Frag dich, warum du es werden willst! Wenn du deine Beweggründe kennst, weißt du auch die Antwort. Suche nicht deine Ehre und deine Größe, sondern seine! Und suche seine Nähe!«

Es war still.

Gernot versuchte sich einzuprägen, was er gehört hatte. Auch dieser Rat hatte wieder manche Fragen offengelassen, fand er. Er wusste nicht ganz genau die nächsten Schritte. Aber das sollte wohl so sein. Er hatte das Gefühl, dass er jetzt klarer sah. Die gedrückte Stimmung, die sich in den letzten Tagen auf ihn gelegt hatte, war gewichen, so als ob durch einen wolkenverhangenen Himmel die Sonne durchbricht.

Gernot überließ das Pferd seinem frischen Futter und ging ein Stück den Berg hinunter, um die Wohnung des

Zwergs zu suchen. Aber er fand sie nicht. Immer wenn ihm ein Gebüsch bekannt vorkam und er es auseinanderbog, weil er den Eingang der Höhle dort erwartete, sah es dahinter ganz anders aus.

Schließlich gab er die Suche auf. Vielleicht wollte der kleine Mann ja auch nicht gesehen werden. Also sollte Gernot ihm auch seine Geheimnisse lassen. Und was sollte er auch mit ihm besprechen, was er nicht durch den Rat des Wunderbaums längst wusste!

Gernot pfiß nach seinem Pferd. Aber das war nicht erzogen, auf ihn zu hören, es graste also ruhig weiter. So stieg Gernot wieder auf den höchsten Punkt hinauf und schwang sich in den Sattel.

Ehe er den Berg hinunterritt, blickte er noch einmal in die Ferne. Dort drüben, hinter jenen blaugrünen Bergen, musste sein Wald liegen und darin die Burg Habichtstein. Und weiter rechts – war da nicht bei genauem Hinsehen ein zarter grauer Strich zu erkennen? Ob das das Meer war? Oder vielleicht schon das Land des Königs hinter dem Meer? Irgendwann würde er vielleicht einmal dort sein.

* * *

»Ich bin wieder da!«, rief Gernot seinem Ritter zu, der gerade aus dem großen Saal auf den Burghof trat. Es war

schon dämmrig, und eine Magd zündete gerade die Kerzen an.

»Ich sehe es. Es wurde auch Zeit. Wenn du nicht heute gekommen wärst, hätte ich morgen früh ohne dich reiten müssen.«

»Reiten? Wohin? Ist es das, was du mit mir vorhattest?«

Gernot stieg ab und stand nun, das Pferd am Zügel, vor seinem Ritter. Der lächelte.

»Ich hatte es nur vermutet, aber jetzt weiß ich es sicher: Der Großmeister schickt mich als Bote zum Herzogsschloss bei der großen Stadt. Wir haben gerade gemeinsam über den genauen Wortlaut nachgedacht, mit dem der General höflich wieder eingeladen werden soll, weil keine Feier stattfindet. Ich soll den Brief überbringen, und ich möchte gerne, dass du mich begleitest.«

»Oh ja, das tu ich gern. Darf ich auch reiten?«

»Natürlich, sonst müsste ich mich ja deiner langsamen Geschwindigkeit anpassen. Du kannst das Pferd hier nehmen. Reibe es gut ab und versorge es mit allem, was es braucht, damit es morgen früh wieder bei Kräften ist! Und dann sieh auch noch mal nach meinem Pferd!«

»Mache ich sofort.«

»Gernot!«

Sein Knappe, der schon auf dem Weg zum Stall war, drehte sich noch einmal um. Ritter Wolfhard kam heran.

Leise sagte er: »Einer meiner Freunde hat mir gerade zugeflüstert, dass der Hauptgedanke in dem Brief an den General von dir stammte.«

»Nun ja ...« Gernot sah verlegen unter sich.

»Der Großmeister hat natürlich nichts dergleichen gesagt.«

»Klar.«

»Selbstverständlich wäre der Großmeister auch selbst darauf gekommen, wenn du ihm nicht mit deinem vorlauten Mundwerk zuvorgekommen wärst.«

»Selbstverständlich.«

»Kriegst du solche Ideen immer da, wo du dir gerade Rat geholt hast? Kann ich da notfalls auch mal Rat holen?«

»Ich weiß nicht – vielleicht. Ich müsste erst fragen. Aber wenn du möchtest, können wir zusammen ...«

»Lass es gut sein! Es war nicht so ernst gemeint. Und nun geh und versorge die Pferde!«

Gernot führte sein Tier in Richtung Stall. Aber nach einigen Schritten rief ihm Ritter Wolfhard noch einmal hinterher. »Gernot!«

»Ja?«

»Ich bin stolz auf dich!«, lächelte der Ritter.

8. KAPITEL

Gernot war ja schon in der großen Stadt gewesen, aber die vielen Menschen und das laute Treiben auf Straßen und Plätzen überwältigte ihn wieder aufs Neue. Mit großen Augen blickte er sich um, als er an der Seite seines Ritters mit lautem Hufgetrappel über das Pflaster ritt.

Eins war diesmal entscheidend anders: Er war nicht einer der unzählig vielen Fußgänger, unauffällig in der Masse, sondern er saß hoch zu Ross. Zwar war er noch kein Ritter mit Waffen und Rüstung und Schmuck, aber immerhin wichen die Menschen vor seinem Pferd zurück. Seine gute Kleidung aus der Pfauenburg war zwar nicht mehr ganz so sauber, aber sie ließ ihn doch fast wie einen jungen Herrn erscheinen. Und einige der Leute, die vor ihm Platz machten, verbeugten sich sogar ein wenig.

Die Stadt – wie gesagt – kannte er schon, aber wie es hinter dem Schlosstor aussah, wusste er nicht. Er war gespannt darauf.

Ritter Wolfhard wies sich bei der Wache am Tor mit einem Schriftstück aus, das ihn als Boten der Biberburg an den General bestätigte. Die beiden ritten durch das Tor, dann durch einen Hof, der als Zwinger diente und in dem von einigen Männern Pferde gestriegelt und Kut-

schen gesäubert wurden. Dann ritten sie mit polterndem Geräusch über eine Zugbrücke auf ein zweites Tor zu. Auch dort ließ man sie durch.

Nun kamen sie in einen Gang, der rundum geschlossen war. Verteidigungseinrichtungen waren überall zu erkennen: eiserne Gitter mit gefährlichen Spitzen, die von oben herunterkrachen konnten, Fallgruben, Schießscharten an den Seiten. Es ging eine steile Rampe weit hinauf, bis sie etwa die dreifache Höhe der Häuser in der Stadt erreicht hatten, um eine Ecke, durch ein eisernes Gittertor, das aber offen stand, und dann waren sie auf dem Schlosshof.

Gernot war beeindruckt. Der Platz war sehr groß. Prachtvolle Gebäude umstanden ihn, teilweise mit dem Giebel, teilweise mit der Traufseite zum Hof hin. Achteckige Treppentürme wirkten wie halb in die Häuser versenkt. Erker und Türmchen, vorspringende Ecken und Balkone, Außentreppen mit prachtvollem Geländer und Säulenreihen ließen jedes der Gebäude anders erscheinen, obwohl die ganze Anlage einheitlich wirkte.

Rechts stand vor der Häuserzeile eine Reihe von alten Linden, links standen ein verzierter Brunnen und einige Denkmäler aus Stein. An der gegenüberliegenden Seite schloss ein mächtiger, offenbar älterer Bau den Platz ab, der aber eine Durchfahrt enthielt. Wohin sie führte, konnte Gernot nicht erkennen. Aber er vermutete, dass

dort der älteste Teil der Burg war, der nur noch wenig benutzt wurde. Der hohe Turm ragte weit über den Torbau hinaus.

Zwei Männer in Rüstung kamen auf Ritter Wolfhard zu und fragten, was er wolle.

»Ich habe einen Brief von der Biberburg an den General zu überbringen. Ist er da?«

»Der erhabene und weise Kanzler und Generalfeldmarschall des Reiches ist anwesend, wie die Fahne dort auf dem Turm anzeigt. Aber das braucht dich nicht zu interessieren. Ich werde ihm den Brief übergeben.«

»Das ist sehr freundlich von dir, Kamerad, aber mach dir keine Mühe! Ich kann ihn selbst übergeben, wenn du mir sagst, wo ich den General finde. Ich meine, den weisen und mächtigen und so weiter ...«

»Du machst dir falsche Vorstellungen von den Gewohnheiten im Schloss, Fremder. Du kannst nicht einfach in den Thronsaal gehen. Da könnte ja jeder kommen! Gib mir den Brief und ich ...«

»Und du machst dir offenbar falsche Vorstellungen von meinen Gewohnheiten und von den Gewohnheiten unter Rittern. Ich muss mit dem General sprechen und seine Antwort entgegennehmen. Ich denke, das kann ein Abgesandter von einer der vier großen Burgen des Reiches auch erwarten.«

»Was unterstehst du dich! Ich werde ...«

»Wo, sagtest du? Im Thronsaal? Ich dachte immer, der Thron, und damit auch der Thronsaal wäre dem Prinzen vorbehalten.«

Der Mann wurde rot im Gesicht und griff nach seinem Schwert. Es hätte vielleicht eine ernste Auseinandersetzung gegeben, wenn nicht der andere Bewaffnete eingeschritten wäre. »Lass ihn, Otto!«, sagte er und legte die Hand auf dessen Schwertarm. Dann fragte er: »Wie ist dein Name, Ritter?«

»Wolfhard von Buchenhag.«

»Gut, Wolfhard von Buchenhag, ich werde dich in den Saal bringen. Aber du musst deine Waffen abgeben.«

»Ungern, aber ich gebe nach. Ich überlasse sie meinem Knappen, der hier auf mich warten wird.«

Die Waffen wurden am Sattelzeug von Wolfhards Pferd befestigt. Gernot hielt dieses mit der einen und sein eigenes Pferd mit der anderen Hand und sah den drei Männern nach, die in einem der Tore verschwanden.

Lange stand er da, ohne dass er seinen Ritter zu Gesicht bekam oder sich jemand um ihn kümmerte.

Nach einiger Zeit begann ein reges Treiben auf dem großen Platz. Gernot konnte nicht erkennen, was der Sinn war. Knechte und Mägde, auch einige Herrschaften in vornehmer Kleidung sammelten sich an den Rändern des

Platzes, standen herum und schienen auf etwas zu warten.

Gernot drückte sich in eine Ecke, in der nichts los war, band die Pferde an einem Eisengitter fest, das ein Reiterstandbild umgab, und schaute dem Treiben zu.

»Nimm deine Armbrust zur Hand!«

Erschrocken drehte Gernot sich nach der Stimme um. Hinter ihm stand ein Hofnarr. Genauer: ein Zwerg, der wie ein Hofnarr gekleidet war – offenbar, um nicht aufzufallen. Seine Schnabelschuhe trugen an den nach oben gebogenen Spitzen kleine Schellen, ebenso wie die Zipfelmütze auf seinem Kopf. Hose und Jacke hatten knallbunte Farben: das rechte Hosenbein rot, das linke gelb, der rechte Jackenärmel grün, der linke violett. Über die braune Mitte seiner Jacke zog sich eine Reihe übergroßer goldfarbener Knöpfe.

»Was ... wie ... wer bist du?«

Der Zwerg lächelte. Es kam Gernot vor, als habe er den Mann schon einmal gesehen.

»Ich bin ... nun, sagen wir: einer, der den Zufall in die richtige Richtung lenkt.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Macht nichts. Sei nur auf der Hut! Und lege einen Pfeil in deine Armbrust und halte sie bereit! Es heißt, du triffst gut, auch wenn sich das Ziel bewegt. Und dieses Ziel hier

bewegt sich ziemlich flink.« Dabei hielt er einen Sack aus festem Leder hoch, in dem offenbar ein lebendes Tier war, denn der Sack bewegte sich.

»Ach, hier bist du!« Ritter Wolfhard kam auf ihn zu.
»Es dauert noch, wir müssen warten.«

»Dieser ...« Gernot wollte den Zwerg mit seinem Ritter bekannt machen, aber als er sich umwandte, war der bunt Gekleidete nicht mehr da.

»Was ist? Was wolltest du sagen?«

»Ach, nichts.« Gernot hielt es für besser, zu schweigen. Merkwürdig, immer begegneten diese kleinen Männer ihm, nie anderen Leuten. Jedenfalls hatte er noch nichts davon gehört. Aber vielleicht hatten andere ja auch solche Begegnungen und scheuten sich, davon zu erzählen, weil sie wie er fürchteten, ausgelacht zu werden. »Bist du vom General empfangen worden?«

»Nein, er hatte keine Zeit. Seine Leute wollten mir den Brief abnehmen, aber ich habe ihn nicht rausgerückt.«

»Auf dem Platz scheint sich ein Ereignis anzubahnen. Es sammeln sich viele Leute.«

»Im Vorzimmer wurde davon gesprochen. Es soll Reiterführungen geben. Und dann werden die drei Söhne des Generals ihre Reit- und Fechtkünste zeigen. Der Jüngste ist erst vier Jahre alt. Der wird wohl nicht fechten, sondern höchstens zeigen, wie er sich im Sattel hal-

ten kann. Aber der General soll mächtig stolz sein auf seine Sprösslinge. Er will vom Balkon aus zusehen. Wahrscheinlich hatte er deshalb keine Zeit für mich.«

»Gucken wir auch zu?«

»Natürlich! Lass die Pferde nur hier, wir gehen ein Stück da rüber.«

Er ging los, und Gernot folgte ihm. Plötzlich fiel ihm ein, was der Zwerg gesagt hatte. Er eilte noch einmal zu seinem Pferd zurück, nahm die Armbrust vom Sattel, spannte sie und legte einen Bolzen in die Rinne. Den hielt er mit dem Daumen fest, während er die Waffe möglichst unauffällig nach unten hielt.

Ritter Wolfhard meinte, als Gernot herangekommen war: »Was willst du denn damit? Hoffentlich kriegen wir keinen Ärger, wenn du die Waffe in der Hand hast! Na, komm!«

Sie fanden einen Platz unter dem Vordach eines kleinen Eingangs, der einige Stufen erhöht lag. So hatten sie eine gute Sicht.

Jetzt kam ein kleiner Trupp von Reitern aus einem der Durchlässe auf der anderen Seite hereingesprengt. Es waren alles junge Leute. Sie teilten sich in zwei Gruppen, nahmen gegenüber voneinander Aufstellung und galoppierten aufeinander zu. Ein wildes Lanzenstechen begann, doch nur mit Stangen, die vorn mit Tüchern

umwickelt waren und keine Spitzen hatten. Trotzdem landeten einige der Reiter auf dem Boden, allerdings nicht auf dem Pflaster, sondern auf dem Grasstreifen neben den Linden.

Gernot bemerkte, dass die Zuschauer nun alle die Köpfe in seine Richtung drehten und klatschten. Offenbar war auf dem Balkon schräg über ihnen der General erschienen. Er konnte ihn aber von hier aus nicht sehen.

Nun ritten die jungen Leute, die im Sattel geblieben waren, erneut gegeneinander. Wieder flogen einige aus dem Sattel. Einer schien sich dabei so schwer verletzt zu haben, dass er fortgetragen werden musste.

Noch einige Male wurden die Attacken wiederholt, bis nur noch zwei Reiter übrig waren. Eine weibliche Stimme neben Gernot sagte: »Der mit dem rot-goldenen Schild, das ist der Sohn vom General.«

Gernot sah zur Seite und blickte in das hübsche Gesicht eines jungen Mädchens. Es lächelte ihn aus großen dunklen Augen an. Unter der weißen Mütze, wie sie die Küchenhilfen trugen, lugten ein paar schwarze Locken hervor.

Gernots Blick ruhte länger auf ihr, als unbedingt nötig gewesen wäre. Dann ermahnte er sich selbst: *Pass auf! Lass dich nicht ablenken, damit du bereit bist, wenn geschieht, was der Zwerg angekündigt hat!*

Was hat sie gesagt? Der Sohn des Generals ist das? Dann werden sie es vermutlich so organisiert haben, dass der auch gewinnt. Und tatsächlich – beim letzten Stechen fiel sein Gegner herunter. Der Sohn des Generals richtete sich stolz im Sattel auf und winkte, als alle Zuschauer in Jubel ausbrachen.

Nun wurde an einem der Bäume ein Ring aufgehängt. Gernot kannte das schon, hatte er doch selbst auch schon so geübt: Die Lanze musste im schnellen Ritt durch den Ring gestochen werden.

Eine Gruppe von zehn Jungen, alle so etwa zehn Jahre alt, zeigte nun ihr Können. Die meisten trafen gut, auch der, in dem Gernot wegen der rot-goldenen Farben den zweiten Sohn des Generals vermutete. Auch diese Vorführung wurde mit respektvollem Applaus bedacht – verdientermaßen, fand Gernot, denn er wusste, dass diese Übung nicht leicht war, selbst für jemanden seines Alters.

Nun kam noch ein kleiner Junge, offenbar der vierjährige dritte Sohn, auf einem edlen Pferd angeritten. Er zeigte allerlei kindliche Übungen, drehte sich im Sattel um und streckte die Arme weit von sich, was sicher auch nicht leicht war, da so ein kleiner Kerl sich kaum mit den kurzen Beinen auf dem breiten Sattel festhalten kann. Das Pferd ging aber auch entsprechend ruhig. Die Leute jubelten.

Gernot stockte der Atem.

Das Pferd! Das kannte er doch! Ja, März war das! Jenes Pferd, das er gestohlen hatte und das ihm dann die Soldaten weggenommen hatten. Er erkannte es ganz deutlich an der weißen Blesse, und überhaupt ...

Der Kleine ritt nun ans hintere Ende der Bahn und wendete das Pferd. Offenbar wollte er zeigen, dass er auch im Trab oder gar im Galopp nicht herunterfiel. Gernot fand das ziemlich leichtsinnig. Aber vielleicht musste der General auch mit seinen Kindern angeben.

Plötzlich flog – offenbar aus einem Fenster – etwas Braunes dem Pferd vor die Hufe. Es erschrak, scheute aber nicht, da es sich wohl bewusst war, dass es mit seinem kleinen Reiter behutsam umgehen musste.

Da aber löste sich etwas aus dem braunen Leder sack. Eine Schlange kroch blitzschnell heraus. Ein vieltimmiger Schrei erscholl. März scheute. Dem Kleinen gelang es nur mit Mühe, sich festzuhalten.

Das ist es!, wusste Gernot sofort. *Darauf sollte ich vorbereitet sein!*

Mit einem Satz sprang er die drei Stufen hinunter, durchbrach die Reihe der Menschen vor ihm, rannte zum Ort des Geschehens, zielte und schoss. Der Bolzen seiner Armbrust durchschlug den Kopf der Schlange und trieb sie gleich einige Schritte weiter. Da blieb sie noch kurz zuckend auf dem Pflaster liegen.

Gernot ließ seine Armbrust fallen und rannte schnell zu dem Pferd, das wild tänzelte. »März!«, sprach er beruhigend auf das Tier ein. »Bleib ruhig, März! Es ist vorbei. Still, März! Du kennst mich doch!«

Tatsächlich schien das Tier ihn zu erkennen. Gernot nahm die Zügel und klopfte ihm sanft auf den Hals. Schnell hatte der Hengst sich beruhigt. Er tänzelte nur noch etwas nervös. Gernot hob den Jungen, der nun zu weinen begann, herunter und versuchte auch ihn zu trösten.

Nun hatten die Umstehenden sich vom ersten Schrecken erholt. Zwei Männer kamen angelaufen und hielten das Pferd, eine Frau riss den Jungen an sich und nahm ihn auf den Arm.

Gernot suchte nach seinem Armbrustbolzen, aber er fand ihn nicht. Anscheinend war er weit über das Pflaster geschliddert. Er gab die Suche auf, versetzte der toten Schlange noch einen Tritt und ging zu dem Punkt zurück, bei dem Ritter Wolfhard noch stand. Dabei nahm er seine Armbrust wieder an sich.

Eben kam der General – nach Kleidung und Auftreten musste er es wohl sein – aus einem Tor auf den Platz. Gernot stand etwa dreißig Schritte entfernt, er konnte hören, wie der Mann brüllte: »Wer war das? Wer hat die Schlange ins Schloss gebracht? Und sie vor das Pferd geworfen? Kei-

ner soll mir erzählen, dass das Zufall war! Schnappt den Kerl! Ich will ihn lebend, damit ich ihn verhören kann, ehe er aufgehängt wird!«

Gernot wunderte sich, dass der Mann zuerst an Strafe dachte, statt seinen Sohn tröstend auf die Arme zu nehmen. Aber das hielt er wahrscheinlich für unter seiner Würde. Die Amme ging mit dem weinenden Kind fort.

»Und dieses Pferd will ich hier auch nicht mehr sehen! Man hat mir gesagt, es sei zuverlässig. Das war falsch, es hat sich aus der Ruhe bringen lassen. Wie soll so ein Tier beherrschbar bleiben in der Schlacht, wo es viel Schlimmeres gibt als eine Schlange! Schlachtet es!«

Er sah sich um. »Wo ist der Junge, der so mutig eingegriffen hat?«

Einige in der Umgebung des Generals zeigten auf Gernot.

»Na los!«, sagte Ritter Wolfhard leise. »Nun musst du dich wohl von dem hohen Herrn ehren lassen! Geh nur! Aber vorher lass dir noch von mir sagen: Das hast du ausgezeichnet gemacht! Ich bin stolz auf dich!«

»Das hast du schon mal gesagt«, erwiderte Gernot leise.

»Kann man nicht oft genug sagen.«

»Dein Lob, Ritter Wolfhard, bedeutet mir mehr als ...«

Bedienstete des Generals zogen ihn nun die Treppe herunter und brachten ihn vor ihren Herrn. »Der hier war es, Herr General.«

Der betrachtete Gernot eine Weile schweigend. Sein Blick wanderte vom Kopf bis zu den Füßen und wieder zurück. »Wer bist du?«

»Mein Name ist Gernot von Habichtstein. Ich bin Knappe des Ritters Wolfhard von Buchenhag, der als Bote der Biberburg zu Euch gesandt wurde und um eine Audienz gebeten hat.«

»So, so, Gernot von Habichtstein. Dein Vater dient in meinem Heer?«

»Mein Vater lebt nicht mehr, Herr General.«

»Einen guten Schuss hast du, Gernot von Habichtstein! Und Mut! Wer weiß, was meinem Sohn geschehen wäre, wenn du nicht ... Hast du einen Wunsch, den ich dir erfüllen kann? Als Dank und Anerkennung.«

»Ich habe es nicht getan, um dafür etwas ...«

»Natürlich nicht. Du hast es spontan gemacht, ohne lange Überlegung. Aber gerade das sagt etwas über deinen Charakter aus. Ich will dir danken und bestehe darauf, dass du einen Wunsch äusserst!«

»Nun, Herr General, wenn Ihr darauf besteht: Lasst das Pferd nicht schlachten, sondern gebt es mir. Ich werde schon mit ihm zurechtkommen. Bitte!«

»Das Pferd. Hm. Du musst wissen, Knappe, dass ich nie einen Befehl widerrufe, den ich einmal gegeben habe. Aber da ich dir versprach, einen Wunsch zu erfüllen, will ich diesmal eine Ausnahme machen. Gebt ihm das Pferd!«

Damit wandte er sich um und ging in seinen Palast zurück, gefolgt von seinen Bewachern, Beratern und Sekretären.

Gernot rannte übergücklich auf die andere Seite des Hofes, wo März noch von einem Stallknecht gehalten wurde. Ein Sekretär des Generals kam mit ihm, nahm dem Stallknecht die Zügel aus der Hand und reichte sie Gernot. »Es ist deins!«

»Ich gratuliere dir!«, grinste Ritter Wolfhard, der dazukam. »Was machen wir denn jetzt mit drei Pferden? Nun ja, dann können wir ja eines als Packpferd benutzen, um deinen Ruhm nach Hause zu tragen.«

»Und die Antwort des Generals«, meinte Gernot. »Die wird auch nicht leicht zu nehmen sein.«

Um sie herum war hektische Betriebsamkeit. Männer des Generals suchten in allen Gebäuden, in Ställen und Stuben, in Gängen und Sälen nach dem Kerl, der die Schlange gebracht hatte. Türen und Fenster, Schränke und Truhen wurden aufgerissen, zugeknallt und vom Nächsten wieder geöffnet. Vorhänge und Möbel wurden

verschoben, im Heu wurde gestochert – ohne Erfolg. Zwischen all den Kriegern, Knechten und freiwilligen Helfern wieselte auch ein kleiner, bunt gekleideter Hofnarr herum, hob Teppiche an, unter denen sich allerdings niemand hätte verstecken können, und stellte Stühle auf Tische, um oben auf den Schränken nachzusehen, obwohl sie bis unter die Decke reichten. Es war nicht zu erkennen, ob er dort ernsthaft einen Attentäter zu finden hoffte oder sich nur einen Spaß erlaubte, wie man es von einem Hofnarren erwartete. Als Gernot bei ihm vorbeikam und stehen blieb, schaute der kleine Mann kurz auf, blinzelte dem Knappen zu und wandte sich dann wieder um. »Nichts zu sehen! Nein so was! Nichts zu sehen!«

Ein bärtiger Mann, der trotz seines Alters sehr drahtig wirkte, aber sich nur langsam bewegte, kam auf Ritter Wolfhard und Gernot zu. »Ihr seid die Gesandten von der Biberburg? Ich habe gesehen, eure Pferde stehen da hinten. Das ist eigentlich nicht erlaubt. Und nun ist dieses hier noch dazugekommen. Ich bin der Stallmeister und biete euch einen Platz für eure Tiere an. Und Futter und Pflege.«

»Ich danke dir«, antwortete Ritter Wolfhard. »Futter nehmen wir gern, aber ein Platz im Stall wird nicht nötig sein. Wenn ich mit dem General gesprochen habe, reiten wir gleich wieder fort.«

»Oh, da mach dir mal keine Hoffnungen, dass das heute noch was wird! So schnell dringt niemand zum General vor. Bis morgen wirst du mindestens warten müssen.«

»Meinst du? Na schön. Dann hol du die Pferde, Gernot, und ich sage im Vorzimmer des Generals Bescheid. Wenn der General geruht, mich zu empfangen, müssen die Adjutanten und Schreiber – und wie die Leute alle heißen – ja wissen, wo sie mich finden können.«

Gernot holte die zwei Pferde, mit denen sie gekommen waren. Als er mit dem Stallmeister, der März führte, durch einen Durchgang in einen Nebenhof ging, brummte der Alte: »Schade, schade!«

»Was ist schade? Dass ich dieses Pferd mitnehmen werde?«

»Nein, nein, nicht, dass das Pferd geht, sondern dass du gehst. Ich könnte dich gut gebrauchen, als Stallbursche oder so was. Ich habe gesehen, wie du das aufgeregte Tier beruhigt hast. Das kann nicht jeder! Das war großartig.«

Gernot beschloss, nicht zu sagen, dass das Pferd ihn erkannt hatte und wahrscheinlich darum so schnell ruhig geworden war.

»Aber ein Knappe«, fuhr der Stallmeister fort, »ist natürlich mehr als ein Stallbursche. Darum kann ich dich leider nicht anwerben. Aber gebrauchen könnte ich dich

schon. Du ahnst ja nicht, was meine Stallburschen für Trottel sind! Nicht alle, aber die meisten.«

Plötzlich fiel es Gernot wie Schuppen von den Augen.

Das war der Plan! Er sollte hierherkommen! Deshalb hatte der Zwerg »den Zufall gelenkt«. Er sollte eine Chance haben, hier im Schloss zu sein. Hier konnte er eher mithelfen bei der Befreiung des Prinzen. Wenn all diese Ereignisse überhaupt einen Sinn hatten, dann konnte es nur dieser sein!

Und hatte nicht der Rat des Wunderbaums davon gesprochen, er solle die Nähe des Prinzen suchen? Und hatte es nicht auch geheißen, er solle nicht nach Größe und Ehre streben? Sein Ziel, Ritter zu werden, war doch so ein Streben nach einem hohen Ziel. Wenn er aber mit einer weniger geachteten Stellung dem Prinzen besser dienen konnte – nun, dann musste er eben auf den Weg zum Ritterstand verzichten! Nein, dann wollte er verzichten!

»Wohnen die Stallburschen hier im Schloss?«, fragte er.

»Ja, über den Ställen.«

»Aber sie können auch das Schloss verlassen, wenn sie wollen, und ohne Schwierigkeiten wieder reinkommen?«

»Ja, jeder bekommt eine Plakette, die ihn ausweist. Und alle werden den Wachsoldaten persönlich vorgestellt. Warum fragst du?«

»Ich überlege, ob ich dein Angebot annehme.«

Der Stallmeister blieb überrascht stehen, sodass auch März stehen bleiben musste. »Wirklich? Aber du kannst hier kein Ritter werden.«

»Ich weiß.«

»Und die Arbeit ist nicht sehr geachtet.«

»Willst du es mir wieder ausreden?«

»Nein, nein, ganz und gar nicht! Wenn du annimmst, Sorge ich dafür, dass du eine einzelne Stube kriegst und nicht im großen Schlafraum mit den anderen Stallburschen bleiben musst. Ich kann das damit begründen, dass du besondere Aufgaben wahrnehmen sollst. Zum Beispiel habe ich keinen, der mal Pferde von Züchtern holen kann, ich musste das bisher immer alles selbst machen. Aber dir traue ich es zu. Und dein Pferd hier kann mit den anderen versorgt werden, sodass du damit keine extra Kosten hast.«

»Ich nehme an! Ich muss es nur noch meinem Ritter schonend beibringen.«

Der Stallmeister reichte ihm die Hand, und Gernot schlug ein.

In diesem Augenblick kam Ritter Wolfhard heran. »Na, was gibt es zu feiern? Habt ihr einen Vertrag abgeschlossen?«

Gernot sagte: »Ja, haben wir. Stallmeister, gehst du bitte schon mal mit den Pferden voraus?«

Der nickte und nahm ein zweites Pferd am Zügel. Das dritte folgte freiwillig.

»Nimm es mir nicht übel, Ritter Wolfhard, aber ich möchte hierbleiben. Es ist nicht gegen dich gerichtet, ich würde sehr gern weiter bei dir lernen und ein Ritter werden. Aber ...«

»Aber? Sprich weiter!«

»Ich weiß nicht, ob du mich verstehst. Ich möchte dem Prinzen dienen, unserem rechtmäßigen Herrn. Und ich glaube, das kann ich am besten, wenn ich in seiner Nähe bin.«

»Aber was willst du tun? Womit willst du deinen Lebensunterhalt verdienen? Wie soll dein Dienst für Prinz Manuel aussehen? Du kommst doch gar nicht an ihn heran. Sie lassen dich noch nicht mal ins Schloss!«

»Doch, ich werde Stallbursche.«

»Stallbursche?«

Gernot nickte nur.

»Nun gut«, sagte der Ritter, »ich muss es dir überlassen. Gern hätte ich dich behalten. Ist das nicht eine sehr unüberlegte Entscheidung? Nun ja, ich habe dich bisher gelobt, weil du Dinge getan hast, die ich für richtig hielt. Also muss ich es auch respektieren, wenn du eine Entscheidung triffst, die ich für falsch halte.« Er kratzte sich am Kopf, schüttelte ihn dann und murmelte: »Stallbursche!

Nein, so was! Aber versprich mir zweierlei, Gernot: erstens, dass du dich in deiner Freizeit weiter im Gebrauch der Waffen übst, damit nicht verloren geht, was du schon gelernt hast, und zweitens, dass du wieder zu mir kommst, wenn du es dir doch noch anders überlegen solltest.«

»Das verspreche ich beides, Ritter Wolfhard!«

* * *

Gernot durfte mit seinem Ritter in den Thronsaal. Vielleicht, weil die Helfer des Generals an seine gestrige Heldentat dachten? Vielleicht fürchteten sie den Zorn des Generals, wenn sie den Retter seines Sohnes nicht zuvorkommend behandelten?

Allerdings musste er am Eingang der Halle bei den Tischen der Schreiber und bei den Wachen stehen bleiben. Ritter Wolfhard ging allein bis zum anderen Ende, wo der General nicht auf dem vergoldeten Thron saß, sondern hinter einem Tisch. Dieser und der Stuhl waren allerdings auch sehr wertvolle Stücke aus dem Bestand des Schlosses und ließen an beeindruckender Pracht nichts zu wünschen übrig.

Wolfhard von Buchenhag übergab sein Schreiben. Was er dabei sagte, konnte Gernot nicht verstehen. Aber als der General den Brief gelesen hatte, aufstand und brüllte, verstand er jedes Wort.

»Nicht zu verteidigen? Was soll das heißen? Wasser verschwindet doch nicht so einfach, wenn der See schon seit Hunderten von Jahren da war! Wer hat da versagt? Was habe ich nur für Nieten von Bauleuten in meinem Reich! Die Pfauenburg versinkt mehr und mehr im Sumpf, und keiner weiß, warum! Bei der Igelburg ist ein großes Stück herausgebrochen und einfach in die Tiefe abgesackt, als wenn Kinder am Strand eine Sandburg gebaut hätten! Und nun das! Gibt es denn keinen, der ordentliche Berechnungen durchführen kann?«

Ritter Wolfhard wagte einen leisen Einwand, dann war wieder die mächtige Stimme des großen Generals zu hören.

»Ich weiß, ich weiß. Der Baumeister der Igelburg lebt nicht mehr, der Verantwortliche für die Pfauenburg ist in Haft. Aber bei euch ist das etwas anderes. Die Burg steht ja noch, und den See hat kein Baumeister angelegt. Und was gedenkt ihr zu tun?«

Vermutlich erklärte Ritter Wolfhard nun ihre Bemühungen mit dem Pumpwerk. Es dauerte eine Weile. Unruhig trommelte der General dabei mit den Fingern auf der Tischplatte.

»Nein, nein, da gibt es natürlich nichts zu feiern. Aber lasst euch sehr bald was einfallen! Ausgerechnet die Burg nach Osten hin, die einem möglichen Landeplatz unserer

Feinde am nächsten liegt! Wie soll denn da unsere Verteidigung gelingen!«

Gemurmel.

»Das ist mir egal! Muss ich mich denn um alles selbst kümmern? Bis zum nächsten Frühjahr will ich wieder eine verteidigungsfähige Burg haben! Verstanden?«

Ritter Wolfhard von Buchenhag kam zurück. Er wirkte gar nicht geknickt. Zwar war er von dem Tyrannen beschimpft worden, aber immerhin hatte er erreicht, dass der nicht zu einem Besuch auf die Biberburg kommen wollte.

Gernot ging mit ihm hinaus. Sie holten Wolfhards Pferd aus dem Stall und das, auf dem Gernot geritten war. Gernot begleitete ihn bis zum unteren Tor.

»Grüß alle, die nach mir fragen, aber erzähl nicht, dass ich hiergeblieben bin, weil ich hoffe, etwas für die Befreiung des Prinzen tun zu können. Sag ihnen irgend etwas anderes.«

»Das werde ich tun, mein Junge. Denn wenn ich ihnen die Wahrheit sage, werden sie mir entweder nicht glauben, oder sie werden mir Vorwürfe machen, dass ich dich hiergelassen habe.«

Sie reichten sich die Hand, und der Ritter sagte: »Ich wünsche dir Erfolg, mein junger Freund! Du weißt, was ich damit meine.«

Dann gab er dem Tier die Fersen, schnalzte mit der Zunge und ritt hinaus in das Gewühl der Stadt. Noch lange sah Gernot ihn hoch zu Ross über den vielen Fußgängern auf der Hauptstraße aufragen.

* * *

»Gernot, du?«

Meister Lothar begrüßte ihn mit festem Handschlag.

»Komm rein, mein Freund!«

Es war schon dunkel. Gernot hatte meistens bis zum Abend mit den Pferden zu tun.

»Erna! Schau mal, wer uns besucht!« Sie traten in den dunklen Flur. Die Frau des Meisters kam mit einer Laterne aus einer Stube, erkannte Gernot und begrüßte ihn ebenfalls herzlich. Zwei Minuten später saßen sie auf bequemen Stühlen um einen Tisch, jeder mit einem Becher Wein vor sich.

»Was machst du hier in der Stadt, Gernot? Wie ist es dir ergangen, seit ich die Burg Biberstein verlassen habe? Erzähl!«

Und Gernot erzählte. Als er geendet hatte, nickte der Meister ernst, schwieg eine Weile und sagte, nachdem er einen Blick mit seiner Frau gewechselt hatte: »Ich werde morgen mit den anderen sprechen, ob sie einverstanden sind, dich in den geheimen Kreis der Prinzen-

freunde aufzunehmen. Du hast deine Treue inzwischen genug bewiesen. Und als jemand, der im Schloss wohnt, kannst du unserer Sache sehr nützlich sein. Es war sicher ein ›gelenkter Zufall‹, dass das alles so gekommen ist.«

»Du glaubst mir also? Auch die Sache mit dem Zwerg? Auch das mit den Zwergen unter der Biberburg?«

»Selbstverständlich.«

»So selbstverständlich ist das gar nicht. Ich habe mich bisher nicht getraut, das jemandem zu erzählen, weil ich fürchtete, nur ausgelacht zu werden.«

Meister Lothar lächelte. »Ich kenne sie ja auch, die Boten des Königs.«

»Du auch? Wo hast du sie gesehen? Was haben sie gesagt?«

Erna, Meister Lothars Frau, mahnte lächelnd: »Nicht so ungestüm, junger Freund! Wenn du zu den Prinzenfreunden gehörs, wirst du mehr erfahren.«

Meister Lothar nickte dazu. »Meinst du, der König lässt es zu, dass dieses Land, sein Land, und dazu sein eigener Sohn auf Dauer in der Hand eines bösen Machthabers bleibt? Ohne etwas dagegen zu tun?«

Darauf wusste Gernot so schnell keine Antwort. Die war aber auch nicht nötig, denn in diesem Augenblick wurde an die Eingangstür geklopft. Meister Lothar stand

auf und ging, um zu öffnen. Gernot hörte leises Reden auf dem Flur. Dann öffnete sich die Stubentür, und ein Mädchen trat herein.

Gernot blieb der Atem stehen.

Es war das Mädchen mit den großen dunklen Augen, das er im Schlosshof gesehen und das ihm den Sohn des Generals gezeigt hatte. Und das seinen Blick so gefesselt hatte, dass er darüber fast die Mahnung des Hofnarren vergaß. Nur dass ihre schwarzen Locken diesmal nicht unter einer weißen Küchenmütze hervorquollen, sondern unter einer ledernen Kappe.

»Das ist Friedgard, die Tochter meines Freundes, des Apothekers. Sie arbeitet auch auf dem Schloss.«

»Das weiß er schon«, sagte Friedgard.

»Ihr kennt euch?«

»Wer kennt ihn nicht, den Meisterschützen und Bändiger wild gewordener Pferde!«

Friedgard kam auf ihn zu und reichte ihm die Hand. Gernot sprang auf und schlug ein, freudig überrascht.

»Ich bin Gernot«, sagte er.

»Ich weiß, Gernot von Habichtstein. Man spricht über dich unter den Mägden und Dienerinnen im Schloss. Es heißt, du seist jetzt ein Stallbursche.«

»Ja, das stimmt.« Mehr wusste Gernot nicht zu erwidern.

»Setz dich zu uns!«, forderte die Meisterin den Gast auf. Aber Friedgard schüttelte den Kopf, dass die Kappe verrutschte und noch mehr Haarsträhnen herausfielen. Sie stopfte sie wieder hinein und drückte die Mütze fester auf den Kopf. »Ich habe keine Zeit. Muss gleich wieder zurück, sonst gibt es Ärger mit meiner Vorgesetzten. Ich bin nur schnell gekommen, um zu sagen, dass es immer noch nicht geklappt hat.«

»Oh, das ist schlimm!«, murmelte Meister Lothar. »Meinst du, es wird noch in der nächsten Woche klappen?«

»Ich weiß nicht. Ich ...« Sie blickte zu Gernot und dann zu Lothar. Der sagte: »Du kannst ruhig offen sprechen, Friedgard. Gernot ist zwar noch nicht in unserem Kreis aufgenommen, aber das wird sicher bald geschehen. Und er ist vertrauenswürdig.«

Friedgard schien erfreut über diese Nachricht. Sie nickte lächelnd und berichtete: »Zwei Versuche habe ich gemacht. Erst wollte ich das Zeug in die Suppenterrine tun. Es ist ja nicht giftig, hat mein Vater gesagt, und löst sich auch nicht auf. Der Prinz hätte es gefunden, wenn er die Suppe gegessen hätte. Aber als ich gerade glaubte, einen Augenblick unbeobachtet zu sein, und an dem Tablett mit den Speisen vorbeiging, tauchte der Diener auf, der es in den Turm bringen sollte. Dann habe ich eine

Melone vorsichtig ausgehöhlt, das Zeug hineingetan und die Frucht sorgfältig wieder verschlossen. Der Diener, der die Speisen raufbringt, weiß ja nicht, was der Koch auf das Tablett tut. Also kann ich auch einfach etwas dazulegen, dachte ich. Das klappte auch zunächst. Als der Diener die Speisen abholte, sah niemand zu außer mir. Er ist ein grober Kerl, der Diener. Als er das Tablett mit einer heftigen Bewegung nahm, rollte die Melone herunter und fiel auf die Erde. Ich hatte Angst, bei dem Sturz könnte mein kunstvoller Verschluss aufgegangen sein. Schnell sprang ich hin, hob die Melone auf, sagte: »Pass doch auf, du Tollpatsch!«, und legte statt der Melone zwei Äpfel drauf.«

»So ein Pech!«, murmelte Erna, die Meisterin.

»So ein Glück, dass dich niemand erwischt hat!«, sagte ihr Mann. »Wir müssen einen anderen Weg suchen.«

»Welchen denn? Es gibt keinen anderen!«, widersprach das Mädchen. »Ich muss es eben noch mal versuchen.«

»Ich muss darüber nachdenken. Unternimm in den nächsten Tagen nichts, Friedgard!«

»Wenn du meinst ... Aber jetzt muss ich gehen!«

Gernot griff nach seiner Jacke. »Ich muss ja auch ins Schloss. Da können wir doch zusammen gehen. Es ist auch besser, wenn du in der Dunkelheit nicht allein ...«

»Ja, gern!«, sagte Friedgard, und ihre Augen blitzten, obwohl sie so dunkel waren.

Meister Lothar nickte. »Gut. Und komm morgen Abend wieder her, Gernot. Dann weiß ich, ob die anderen damit einverstanden sind, dich aufzunehmen, und wir können einiges besprechen.«

Gernot trank schnell seinen Becher im Stehen leer, und dann gingen die beiden jungen Leute hinaus.

Als sie auf der Straße standen, sagte Friedgard: »Schade, dass ich's heute Abend so eilig habe. Es wäre ein schöner Abend für einen Spaziergang gewesen.«

»Vielleicht gibt es noch mal einen Abend, wo du es nicht eilig hast. Dann lässt sich der Spaziergang nachholen.«

»Bestimmt!«, lächelte sie ihn an. Dann schritten sie kräftig aus auf dem Weg zum Schloss.

* * *

Diesmal kam Gernot auf März geritten. Das Tier musste bewegt werden. Nach einem längeren Ritt vor den Toren der Stadt kam er bei Meister Lothar an. Der führte das Pferd in den Innenhof und ging mit Gernot in die alte Werkstatt.

Es war noch alles so, wie Gernot es von seinem ersten Besuch her kannte, als er hier auf Hobelspänen geschlafen hatte. Mit einer Ausnahme: Auf einer Werkbank stand ein merkwürdiges Ding, dessen Bedeutung Gernot sich nicht vorstellen konnte. Der Sockel war ein großer vier-

eckiger Würfel mit verschiedenen Öffnungen. Darauf saß ein rundes Oberteil, von dem aus ein langes, dickes Rohr waagerecht abstand.

»Was ist das?«

»Ich erkläre es dir gleich. Erst mal das Wichtigste: Alle Prinzenfreunde sind einverstanden, dass du in unseren Bund aufgenommen wirst. Demnächst treffen wir uns gemeinsam, dann wirst du sie alle kennenlernen.«

»Das freut mich. Ihr werdet von mir nicht enttäuscht sein, hoffe ich.«

»Da bin ich mir sicher. Aber du weißt, dass wir von dir auch Mithilfe erwarten, die gefährlich werden kann.«

»Das weiß ich. Und du weißt, dass ich kein Feigling bin.«

Meister Lothar nickte. »Setz dich auf den Schemel!« Er selbst nahm auf der Hobelbank Platz.

»Ich will dir heute nur erzählen, was es mit dem Versuch von Friedgard auf sich hatte. Ich nehme an, sie war verschwiegen und hat dir nichts verraten?«

»Kein Wort! Wir haben über andere Dinge gesprochen.«

»Dachte ich's mir doch! Also, um dir das zu erklären, muss ich weiter ausholen. Ich habe dir, wenn ich mich recht erinnere, damals aus der Zeit erzählt, als Prinz Manuel noch ein kleiner Junge war und von seiner Tante

erzogen wurde – und der General noch nicht so viel Macht an sich gerissen hatte.«

»Damals ist der Prinz heimlich aus seinem Turm geklettert, außen an einem Seil hinab, nicht wahr?«

»Ja, er hat versucht, die engen Grenzen zu überschreiten, die ihm seine Erzieher setzten. Er wollte Menschen aus dem Volk kennenlernen, seinem Volk. Er wollte sich mehr Wissen aneignen, als ihm seine Erzieher zugestanden.«

»Er hat bei dir sicher viel gelernt. Du warst der Richtige, um ihn technische Dinge zu lehren. Und nicht nur die.«

»Bei mir war er und beim Apotheker, dessen Tochter Friedgard ist, beim Schmied und bei manchem anderen. Und überall hat er sehr schnell sehr viel gelernt. Ich glaube, es gibt keinen, der die Welt, in der wir leben, so gut kennt wie er. Trotz seiner Gefangenschaft im Turm.«

»Wer regieren will, muss auch kennen, was er regiert.«

»Richtig. Eines Tages – ich meine mich zu erinnern, dass Prinz Manuel damals so elf oder zwölf Jahre alt war – bat er uns, für ihn ein Gerät zu bauen. Er sagte uns, wie es ungefähr beschaffen sein sollte. Und wenn das Gerät gelungen sei und wie gewünscht funktioniere, sollten wir drei weitere gleiche Geräte herstellen.«

Gernot blickte auf das große Ding auf der Werkbank.
»Das da?«

»Ja, das ist ein fünftes, ein Ersatzgerät, falls mal eins der anderen ausfällt. Prinz Manuel sagte uns seine Vorstellungen, und wir setzten uns zusammen, überlegten, planten, machten Versuche und kamen schließlich zu diesem Ergebnis.«

»Wer ist ›wir‹?«

»Der Apotheker, der Schmied, der Glasbläser und noch einige andere. Und ich. Alles Prinzenfreunde.«

»Und wofür ist das Ding gut?«

»Man kann damit Leuchtsignale über weite Entfernungen geben. Ich erkläre es dir.«

Meister Lothar öffnete eine Klappe an dem Gerät. »Hier brennt eine helle Flamme. Dahinter befindet sich ein halbrunder Spiegel, der alles Licht gebündelt nach vorn wirft. Es tritt durch dieses Rohr in einem engen Strahl aus. Der Lichtstrahl wird noch durch dieses Glas eng gebündelt, sonst reicht er nicht so weit.«

»Nicht durch das Rohr?«

»Das Rohr dient nur dazu, zu verhindern, dass jemand das Licht sieht, der in der Nähe steht, aber seitlich davon. Man kann es also nur sehen, wenn man direkt im Lichtstrahl ist.«

»Gut durchdacht!«

»Nun wäre das aber längst nicht hell genug, wenn wir etwa eine Kerzenflamme in die Mitte stellten. Wir brauchen ein sehr viel helleres Licht. Der Apotheker wusste Rat: Er besorgte ein Material, das sehr hell brennt, ganz weiß. Er behauptet, das sei ein Metall, aber das glaube ich ihm nicht so recht, denn kein Metall, das ich kenne, brennt: Kupfer, Eisen, Gold usw. Nun, egal was es ist, es erfüllt jedenfalls seinen Zweck. Es hat nur einen Nachteil: Um es zu entzünden, braucht man große Hitze. Der große Sockel hier unten dient nur dem einen Zweck, mit Hilfe von Luftzufuhr durch Blasebälge eine so heiße Ölflamme zu erzeugen, dass das Material sich entzündet. Es brennt und wirft einen hellen scharfen Lichtstrahl durch das Rohr. Den kann man nun mit dieser Klappe abdunkeln und wieder öffnen, um Signale zu geben. Und wenn man das Signal weit in der Ferne sehen will, schaut man hier durch. Die geschliffenen Gläser machen, dass alles weit Entfernte scheinbar sehr viel näher rückt.«

»Ich bin beeindruckt! Und dann – ich ahne schon: Damit konnte der Prinz sich aus dem Turm heraus mit euch verständigen.«

»Richtig. Und er kann es immer noch. Mehr noch: Der Prinz wollte eine Verbindung zu seinem Vater, dem König, haben.«

»Die ganze Zeit stand der König mit seinem Sohn in Kontakt?«

»Meinst du, der König hätte so lange stillgehalten, als er die Machtanmaßung des Generals sah, wenn er nicht durch diese Lichtsignale alles unter Kontrolle gehabt hätte? Und meinst du, der Prinz hätte all diese Leiden und Erniedrigungen ertragen können ohne Weisungen und Trost von seinem Vater?«

Gernot schwieg. Das alles gab ihm viel Stoff zum Nachdenken.

Meister Lothar fuhr fort: »Nun gibt es aber selbst bei klarstem Wetter keine Sichtverbindung zwischen dem Schloss und dem Land des Königs. Dafür müsste der Turm vielleicht viermal so hoch sein. Auch ist die Entfernung wohl zu groß. Aber für die halbe Entfernung reicht das Licht. So kommen wir also mit einer Zwischenstation aus. Jemand empfängt das Signal vom Prinzen im Turm und gibt es mit seinem Gerät weiter. Ebenso gibt er die Zeichen des Königs an seinen Sohn weiter.«

»Eine Zwischenstation?«

»Ja, auf einem hohen Berg weit im Nordosten von hier steht ein einzelner besonders hoher Baum. Dort ist oben im Geäst solch ein Gerät angebracht. Ich habe es mir beschreiben lassen, ich selbst war noch nicht da.«

Gernot schwieg einige Augenblicke. Vor seinem inne-

ren Auge entstand das Bild, das der Meister ihm beschrieb und das sich ziemlich gut mit dem Bild in seiner Erinnerung deckte. »Ich aber«, sagte er.

»Du warst da?«

»Ja, allerdings ohne zu wissen, dass es eure Zwischenstation war. Der Baum hatte noch eine weitere Bedeutung. Aber davon erzähle ich dir ein anderes Mal.«

Gernot legte sein Auge an das kleine Rohrstück, das dafür gedacht war, aber er sah nichts.

»Warte!«, erklärte der Meister. »Ich muss den Spiegel einklappen. Und nun richten wir das Rohr auf das Fenster.« Er tat das, und auf einmal schreckte Gernot zurück.

»Was ist?«

»Ich habe eine Taube gesehen, als säße sie eine Handbreit vor mir. Ich hatte Angst, sie pickt mir ins Auge.«

Meister Lothar lachte. »Sie sitzt auf dem Dach meines Nachbarn. Schau!«

Gernot blickte an dem Gerät vorbei durchs Fenster. »Erstaunlich! Da glaube ich dir, dass man ein helles Licht auf Hunderte von Kilometern Entfernung sehen kann.«

»Bei Nacht, und wenn kein Nebel ist. So ein Gerät steht nun im Turm seit der Zeit, als Prinz Manuel noch heraus- und hineinkonnte. Eins ist bei uns, eins in der Zwischenstation und eins beim König. Du hast alles verstanden, nicht wahr?«

»Ich denke, ja.«

»Dann wirst du nun auch unser Problem verstehen. Dieses graue Zeug, von dem mein Freund behauptet, es sei ein Metall, das verbrennt. Es verbraucht sich also. Wir müssen von Zeit zu Zeit neues in den Turm schaffen. Früher ging es leichter. Aber der General hat die Kontrollen immer mehr verschärft, um den Prinzen völlig von der Außenwelt abzuschneiden.«

»Ach – und darum ging es bei dem missglückten Versuch von Friedgard?«

»Ja. Jetzt suchen wir einen anderen Weg, wie wir es hineinbringen können.«

Beide schwiegen und dachten nach.

»Ich war noch nicht bei dem Turm«, sagte Gernot. »Bei Gelegenheit will ich mich mal nachts hinschleichen. Aber meinst du nicht, dass man es mit einer Armbrust hinaufschießen könnte? Man muss das Fenster treffen.«

»Daran habe ich auch schon gedacht. Ich habe sogar eine besonders starke Armbrust, die sich dafür eignen würde. Sie liegt dort hinten. Ich gestehe sogar, dass du in meinen Überlegungen die wichtige Rolle des Schützen spielst. Es ist nur so ... hm ... die Sache ist äußerst gefährlich.«

»Sind dort Wachen?«

»Genau weiß ich es nicht. Aber es ist anzunehmen. Es müssten wohl auch mehrere Schüsse sein, damit genug

Material hinaufkommt und du nicht so bald wieder hinmusst.«

»Denkbar wäre auch, dass ich ein dünnes Seil hinaufschieße, an dem er eine größere Last hochziehen kann.«

Meister Lothar ging in die hintere Ecke der Werkstatt und kam mit einer schweren Armbrust zurück. Sie hatte einen großen stählernen Bogen und wurde mit einer Kurbel gespannt.

»Zwei Schritte sind jetzt als Nächstes zu tun, Gernot: Erstens musst du dir mal unauffällig den hinteren Teil des Burggeländes rund um den hohen Turm ansehen und auskundschaften, wie du hinkommen kannst. Und zweitens musst du mit dieser Waffe üben. Sie ist ja sicher für dich ungewohnt.«

Gernot nahm die Armbrust in die Hand. Sie war wirklich ungewöhnlich schwer. »Am besten, ich fange gleich heute Abend an. Es ist fast Vollmond, also kann ich mit März ein wenig ins freie Feld hinausreiten und Schießübungen machen. Und wenn Neumond ist und die Nächte dunkler werden, suche ich einen Weg zum Turm.«

9. KAPITEL

Die dünne Sichel des Mondes warf nur einen sehr schwachen Schimmer auf den Hof, als Gernot aus dem Fenster sah. Er blickte hier nicht auf den großen Platz in der Mitte des Schlosses, sondern auf einen kleinen Nebenhof, der von Stallungen, Werkstätten und Behausungen für Soldaten und Knechte umgeben war.

Gernot hatte sich gar nicht zu Bett gelegt. Er hätte wahrscheinlich nicht schlafen können. Und wenn er doch eingeschlafen wäre, hätte die Gefahr bestanden, dass er nicht rechtzeitig aufwachte.

Eine Wolke schob sich vor die Mondsichel – nun war es draußen völlig finster. Nun war es wohl auch Zeit aufzubrechen.

Gernot schlich aus seiner Kammer zur Treppe. Wie gut, dass er nicht im Saal mit den anderen Stalljungen schlafen musste! Die Treppe knarrte etwas, obwohl er ganz an der Seite auftrat. Aber niemand schien ihn zu hören. Er betrat den Stall und die Box von März, seinem eigenen Pferd. Ob die Waffe da war? Er wühlte im Stroh an der linken Seite. Tatsächlich: Seine Hände spürten die drei Teile, den Schaft, den stählernen Bogen und den Lederbeutel, in dem die Sehne war, die Kurbel zum Spannen der Arm-

brust und die ungewöhnlichen Bolzen: Blechröhrchen, gefüllt mit dem brennbaren Zeug.

Gestern hatte er den Schmied beobachtet, als der mit seinem kleinen Werkstattwagen auf den Hof gekommen war, um Pferde zu beschlagen. In seinem Wagen war die Armbrust versteckt gewesen. Die Wachen hatten sich nicht dafür interessiert – da lag so viel Eisen und Werkzeug, das musste wohl bei einem Schmied dazugehören. In einem unbeobachteten Augenblick sollte der Schmied die Armbrust im Stall an der ausgemachten Stelle verstecken. Gernot hatte, wie andere Stalljungen auch, dem Schmied eine Weile bei der Arbeit zugesehen, ohne zu erkennen zu geben, dass sie sich kannten.

Das Zusammensetzen der Waffe aus seinen Einzelteilen hatte Gernot so oft geübt, dass es jetzt auch im Dunkeln klappte. Er hängte sie sich über den Rücken, um die Hände frei zu haben, spähte und lauschte kurz durch die Stalltür und schlich auf den Hof hinaus. Er musste mit der Hand an der Wand entlangtasten, so dunkel war es. Nun um die Ecke und zu der steilen Treppe, die auf den Wehrgang hinaufführte.

In den letzten Tagen hatte er versucht, sich ein Bild von dem hinteren, älteren Teil der Burganlage zu machen. Das war nicht einfach. Es gab nur zwei Durchgänge: einen offiziellen, breiten – und einen schmalen für die Diener-

schaft. Beide waren nachts verschlossen und tagsüber bewacht. Auch innerhalb der etwas höher liegenden alten Burg mit dem Turm, in dem der Prinz gefangen war, gab es Wachen. Aber wie viele, und ob sie auch nachts umhergingen, wusste Gernot nicht.

So war er auf den Gedanken gekommen, auf dem Wehrgang zu gehen. Der führte um die ganze Burganlage herum. Wo er den hinteren Teil, die alte Burg, umschloss, war er höher, da die Burg auf der höchsten Stelle des Felsens stand. Eine Treppe verband den vorderen, tieferen Teil des Wehrgangs mit dem hinteren, höheren. Sie war mit einem eisernen Gitter versperrt. Gernot hatte es sich angesehen und hoffte, es überklettern zu können, obwohl scharfe Spitzen nach oben ragten.

Als er jetzt aber davorstand, hatte er Zweifel. Die Wolke hatte den Mond wieder freigegeben. Das erhöhte zwar die Gefahr, entdeckt zu werden, aber es half ihm beim Versuch, über die Sperre zu klettern. Er stieg so weit hinauf, wie die Querverbindungen ihm Halt für die Füße gaben. Dann hob er seine Armbrust hinüber und konnte sie mit der anderen Hand, indem er durch die Gitterstäbe griff, lautlos zu Boden legen. Aber wie sollte er selbst hinüberkommen? Die senkrechten, oben zugespitzten Eisenstäbe reichten ohne Querstreben fast so hoch, wie er selbst groß war. Er konnte nicht hinüber! War nun alles umsonst?

Eine Möglichkeit gab es vielleicht: Er musste über die Außenmauer klettern, um das Gitter herum. Zwar ragten Spieße auch über die Zinne, aber vielleicht gelang es ihm, um diese herumzukommen, wenn er sich traute, weit nach außen zu klettern.

Gernot blickte in die Tiefe. Was genau da unten war, konnte er wegen der Dunkelheit nicht sehen. Aber es ging schaurig tief hinunter. Als er die senkrechte Mauer hinuntersah, soweit sie vom Mond beschienen war, wurde ihm ein wenig schwindelig, und er zog sich schnell wieder zurück.

Seine Gedanken stritten mit seinen Gefühlen. Die Gedanken sagten ihm, dass es möglich sein musste, außen um das Eisengitter herumzuklettern, auch wenn er dann über dem Abgrund hing. Er würde sich gut an den Eisenstäben festhalten müssen. Sein Gefühl aber sträubte sich. So über der finsternen Tiefe hängen zu müssen – davor hatte er Angst.

Aber es musste sein! Der Prinz brauchte seine Hilfe! Gernot kämpfte seine Angst nieder. Dann nahm er die kräftige Sehne der Armbrust, die er noch nicht aufgespannt hatte, aus seinem Beutel, befestigte sie an seinem Gürtel und hängte das andere Ende mit der Schlaufe über eine der Eisenspitzen. So war er wenigstens etwas gesichert.

Ohne nach unten zu sehen, stieg er auf die Mauer, hielt sich am Eisengitter fest und drückte seinen Körper weit nach außen. Es reichte gerade so, dass er mit der rechten Fußspitze wieder auf die Kante der Mauer hinter dem Gitter treten konnte, ehe er den linken Fuß lösen musste. Er zog sich auf die Zinne, löste sein Sicherheitsseil, sprang auf den Wehrgang hinunter und setzte sich. Seine Beine zitterten, und Schweiß stand ihm auf der Stirn.

Da gehe ich nicht wieder zurück!, dachte er entschlossen. *Bestimmt nicht! Eher lasse ich mich gefangen nehmen und in den Kerker sperren!*

Nachdem er wieder zu Atem gekommen war und den Gedanken an den Rückweg erst einmal aus seinem Kopf verdrängt hatte, stand er auf und ging auf dem Wehrgang weiter. Er bemühte sich, kein Geräusch zu machen, und spähte immer wieder ins Innere der Burg, in den Hof hinunter.

Plötzlich erschrak er. Er hörte Schritte. Sie kamen auf ihn zu! Im schwachen Licht ahnte er mehr, als dass er wirklich sehen konnte: Ein Mann kam auf dem Wehrgang langsam angeschlendert. Eine Wache anscheinend.

Was tun? Der Gang war schmal – es gab keine Möglichkeit, auszuweichen. Hinunter in den Hof springen konnte er nicht. Er würde sich bei dieser Höhe die Beine bre-

chen, ganz abgesehen von dem Lärm, der dabei entstehen musste und ihn verraten hätte.

Er huschte zurück bis zu dem Gitter, das den Wehrgang versperrte. Noch einmal außen herum klettern? Nein, ausgeschlossen! Außerdem hätte das auch viel zu lange gedauert. Was nun?

Ohne lange zu überlegen, kletterte er auf die Mauer, da, wo sie zwischen zwei Zinnen niedrig war. Er kauerte sich ganz tief und so, dass möglichst viel von seinem Körper im Schatten der Zinne lag. Vielleicht ging ja der Wächter nicht ganz bis an das Gitter heran, sondern kehrte vorher um. Er hielt den Atem an.

Tatsächlich – der Wachsoldat blieb etwa drei Zinnen weiter stehen. Gernot konnte nicht hören – und sehen natürlich erst recht nicht –, was er dort tat. Er stand nur still.

Nun konnte Gernot die Luft nicht mehr anhalten. Er versuchte ganz leise mit offenem Mund zu atmen.

Was war das für ein Ton? Der Mann piff! Leise und ziemlich schief piff er ein Lied vor sich hin. *Hoffentlich hat es nicht zwölf Strophen*, dachte Gernot, denn seine Lage war äußerst unbequem, und sein linkes Bein drohte einzuschlafen.

Dann verrieten Tritte der Stiefel auf dem Stein, dass der Mann sich wieder entfernte. Gernot wartete, bis er nichts mehr hörte, und stieg behutsam aus seinem Versteck.

Jetzt huschte er auf dem Wehrgang weiter, hinter dem Soldaten her. Er hatte bei seinen Beobachtungen in den letzten Tagen gesehen, dass ein großes Haus hier nahe an der Mauer stand, und hoffte, vom Wehrgang aus auf das Dach klettern zu können. Wenn er das nicht sehr steile Dach bis zum First hinaufstieg, war er näher am Fenster des Turms als auf dem Burghof.

Vermutlich hatte der Wachsoldat die Aufgabe, den ganzen Wehrgang an der Außenmauer rund um die alte Burg abzuschreiten. Wenn er also bis zum anderen Ende ging, würde es einige Zeit dauern, bis er zurückkam.

Jetzt war Gernot bei dem Haus. Er konnte die Regenrinne greifen. Ohne große Mühe stieg er auf das Dach, was allerdings nicht ohne Geräusche ging – die Dachziegel klapperten. Aber vermutlich war der Mann nun am anderen Ende des Wehrgangs und konnte es nicht hören. So leise und so schnell wie möglich ging Gernot die Schräge hinauf und setzte sich auf den First wie auf ein Pferd.

Unter ihm war der Hof zu erkennen und die Mauer, die um den Turm herum gezogen war und so den Löwengraben bildete. Er meinte sogar zwei der schlafenden Raubtiere zu erkennen, aber das konnte auch täuschen. Aus der Mitte des Mauerrings ragte der dicke und hohe Turm empor, aus gewaltigen Steinen gemauert, fensterlos bis auf die Reihe von vier kleinen Fenstern ganz oben.

In dieses Fenster muss ich also treffen!, dachte Gernot und fasste das kleine Geviert ins Auge. *Das wird nicht einfach!*

Er legte die Schlaufen der Sehne in die Kerben an den Enden des Stahlbogens, setzte die Kurbel an und spannte die Waffe. Dann legte er einen der Bolzen in die Rinne.

Ein vorsichtiger Blick zurück auf den Wehrgang, ein kurzes Lauschen, ob Schritte zu hören waren – nichts! Er zielte sorgfältig und schoss. Getroffen!

Zwar konnte er nicht sehen, wie sein Geschoss in das Fenster flog. Aber wenn es auf der Mauer aufgeschlagen hätte, wäre es hinuntergefallen, und das hätte er gehört. Und der Wachsoldat sicher auch. Zumindest die Löwen – und die hätten sich bemerkbar gemacht!

In der Fensteröffnung erschien ein Arm, der kurz winkte. Der Prinz gab ihm ein Zeichen, dass die Ladung angekommen war.

Sechs dieser Bolzen hatte Gernot. Er musste also noch fünf Mal treffen. Allzu schwierig dürfte das nicht sein, da er beim Üben auch fast immer auf diese Entfernung ein Ziel von dieser Größe getroffen hatte. Er durfte nur nicht ungeduldig und dadurch fahrig werden!

Nach dem dritten gelungenen Schuss musste er eine Pause machen. Die Schritte näherten sich wieder. Diesmal pff der Mann nicht, sondern er brummte einige unklare Töne vor sich hin, die wohl eine Melodie sein sollten. Ver-

mutlich hielt er sich mit diesen musikalischen Übungen wach. Die Gefahr, in dieser nächtlichen Stille einzuschlafen, war ja auch groß, wenn stundenlang nichts passierte.

Als der Soldat sich wieder zur anderen Seite hin entfernte, brachte Gernot seine restlichen drei Ladungen ins Ziel.

Anscheinend wusste der Prinz durch Lichtsignale, dass er sechs Bolzen zu erwarten hatte. Denn jetzt zeigte er sich kurz am Fenster und winkte Gernot mit der Hand. Genaueres war nicht zu erkennen. Schnell war die Gestalt wieder verschwunden, um nicht die Aufmerksamkeit des Wächters zu erregen.

Gernot machte sich an den Abstieg und sprang auf den Wehrgang. Ob es einen anderen Weg gab als den gefährlichen, auf dem er gekommen war? Er musste in den Hof hinunter, um einen Ausweg zu suchen!

Das Fallrohr der Dachrinne schien einigermaßen fest zu sein, wie er feststellte. Es hatte einen viereckigen Querschnitt und war aus Holz gezimmert. Gernot nahm die Armbrust auf den Rücken, umklammerte das Regenrohr und ließ sich langsam daran auf den Boden hinunter.

Und jetzt? Ihm schwebte vor, in das Gebäude zu kommen, das zwischen diesem hinteren Burghof und dem Schlosshof stand. Wenn er hier in ein Fenster hinein-

konnte, würde er vielleicht einen Weg finden, auf der anderen Seite aus einem Fenster hinauszuspringen.

Aber als er sich dem Gebäude näherte, war das eine Enttäuschung: Alle Fenster im Erdgeschoss waren vergittert. Und die darüber liegenden Fenster würde er nicht erreichen – die Wände waren glatt und boten keinen Halt zum Klettern.

Er war gefangen!

Panik wollte von ihm Besitz ergreifen. Wie sollte er hier herauskommen? Doch den lebensgefährlichen Weg zurück, den er gekommen war? Aber er würde kaum das Regenrohr hinaufklettern können, an dem er sich heruntergelassen hatte. Vermutlich gab es irgendwo eine Treppe zum Wehrgang. Aber da würde ihn der Wächter sehen. Außerdem ließ ihm der Gedanke, dass er noch einmal über dem Abgrund schweben müsste, einen kalten Schauer über den Rücken laufen.

Oder konnte er sich hier irgendwo verstecken und warten, bis tagsüber die Gittertore offen waren, und dann irgendwie ...?

Er sollte wenigstens versuchen, ob die Tore auch wirklich verschlossen waren. Es könnte ja vergessen worden sein, sie zu verschließen.

Gernot ging leise zu dem Haupttor aus massivem Schmiedeeisen mit vielerlei Verzierungen. Er betätigte

die Klinke und rüttelte ein wenig – der Torflügel bewegte sich nicht.

Plötzlich stand ihm gegenüber auf der anderen Seite des Tores ein Soldat. Anscheinend hatte Gernots Rütteln am Tor ihn herbeigerufen. Gernot erstarrte vor Schreck.

»He, wer bist du denn?«, rief der Wachmann, der offenbar auch erschrocken war.

Gernot hielt es nicht für nötig, sich vorzustellen, sondern sprang schnell zur Seite und drückte sich in eine dunkle Ecke.

»He, Karl!«, rief der Soldat. »Komm mal in den Hof runter! Da ist jemand!«

Gernot wagte nicht zu gucken. Aber er hörte zwei Geräusche auf einmal: Stiefelschritte, die eine Treppe eilig herunterkamen und sich über das Hofpflaster rasch näherten, und das Knirschen eines Schlüssels in einem Schloss und anschließend das Quietschen eines schweren Tors.

»Wo?«, hörte er eine Stimme fragen, die ihm bisher nur als Singstimme bekannt war.

»Weiß nicht. Er muss da irgendwo verschwunden sein. Auf jeden Fall hier drin. Ich habe ihn ganz deutlich gesehen!«

»Aber wie sollte der denn hier hereingekommen ... Täuschst du dich auch nicht?«

»Mensch, er stand doch direkt vor mir! Ich hätte ihn packen können, wenn nicht das Tor dazwischen gewesen wäre!«

»Such du links! Ich suche rechts.«

Jetzt mussten sie ihn entdecken! Sein Versteck war eigentlich gar keins, nur ein wenig Schatten in einem Mauerwinkel.

In diesem Augenblick ertönte ein lautes Gepolter. Es kam von der anderen Seite des Hofes und klang, als wenn Ziegel vom Dach gefallen wären.

»Da hinten!«, rief einer der Soldaten. »Komm mit!« Beide rannten los.

Das ist die Gelegenheit!, dachte Gernot. Er hatte ja gehört, dass das Tor geöffnet worden war, als der Mann hereinkam. Also hätte er es auch hören müssen, wenn es wieder geschlossen worden wäre. Das hatte er nicht gehört – es musste also noch offen sein!

Schnell verließ er seine Ecke und rannte zum Tor. Es stand tatsächlich ein wenig offen. Er schlüpfte hinaus. Um sich erst zu vergewissern, dass er nicht einem weiteren Wachsoldaten in die Arme lief, hockte er sich auf der anderen Seite hinter eine Karre, die dort stand.

In diesem Augenblick näherten sich wieder eilige Schritte. Jemand schloss das Tor und verriegelte es. War der Mann jetzt auf Gernots Seite oder auf der anderen?

Jetzt kam auch der zweite Soldat.

»Ich musste erst mal schnell zurück. Das Tor war ja noch offen. Jetzt kann ich dir suchen helfen. Oder hast du ihn schon?«

»Nein, aber gesehen habe ich was.«

»Was denn? Nun sag schon!«

»Es war vielleicht ein Kind.«

»Ein Kind? Du spinnst doch! Hier hat es kein Kind mehr gegeben, seit der Prinz erwachsen ist.«

»Ich hab's ja auch nur kurz gesehen. Dann war es verschwunden. Aber klein war es. Da bin ich mir sicher!«

»Vielleicht ein kleiner Mann?«

»Der muss dann aber sehr klein gewesen sein. Fast wie ein Zwerg.«

»Und wo ist er hin?«

»Weg. Einfach weg.«

»Er kann sich doch nicht in Luft aufgelöst haben!«

»Ich hatte ihn in eine Ecke getrieben und war mir sicher, dass er da nicht entkommt. Aber auf einmal war er nicht mehr da. Oh Mann, das glaubt mir mein Vorgesetzter nie!«

»Na ja, er muss es ja nicht erfahren.«

Der andere sagte: »Danke, bist ein prima Kamerad! Ich schulde dir auch mal einen Gefallen.«

Gernot schmunzelte und machte sich schnell und leise

davon, ehe der eine der beiden wieder auf diese Seite des Tores kam.

* * *

Am Rand der großen Stadt, dicht vor der Stadtmauer, gab es einen Handelshof: Ein großes Wohnhaus stand an der Vorderseite eines Vierecks, auf den anderen drei Seiten wurde der Hof von Ställen, Werkstätten und Lagerhäusern umschlossen. Im vorderen Haus waren im Erdgeschoss Kontore und Schreibstuben untergebracht, darüber wohnte der Kaufmann mit seiner Familie.

»Er ist einer der Prinzenfreunde«, erklärte Meister Lothar seinem Begleiter Gernot. »Weil er das größte Haus hat, treffen wir uns immer hier. Außerdem steht im Dachgeschoss das Gerät, mit dem wir die Lichtzeichen vom Prinzen empfangen können.«

Sie betraten den Hausflur, wo der Kaufmann sie begrüßte. Dann stiegen sie die Treppe hinauf und kamen in einen großen Wohnraum, wo schon etwa zwanzig Menschen versammelt waren. Meister Lothar ging mit Gernot herum und stellte sie ihm alle vor. Außer Meister Dietrich, dem Schmied, den er im Schloss gesehen hatte, und Friedgard, der Tochter des Apothekers, kannte er niemanden. Bauern waren da, ein zweiter Händler, der Glas-

bläser, von dem Meister Lothar schon gesprochen hatte, ein Arzt, sogar ein Soldat und weitere Männer, dazu einige Frauen und junge Leute, die alle Kinder der Anwesenden waren.

Nicht alle hatten am Tisch Platz, einige mussten auf Stühlen an der Wand sitzen. Man nahm Platz, und Ruhe kehrte ein.

Meister Lothar ergriff das Wort:

»Liebe Freunde, ich begrüße euch zu unserem Treffen. Es gibt verschiedene Anlässe dafür. Der erste ist, dass wir ein neues Mitglied unter uns willkommen heißen. Ihr habt euch alle dafür ausgesprochen, dass wir meinen jungen Freund Gernot von Habichtstein bei uns aufnehmen. Hier ist er, und – wie die meisten wohl schon wissen – er hat schon durch seinen Einsatz im Schloss bewiesen, dass er nicht nur ein mutiger und geschickter junger Mann ist, sondern dass er auch gewillt ist, der Sache des Prinzen unter persönlichem Einsatz zu dienen.«

Die Leute klatschten, nickten Gernot zu, und einige riefen ein paar freundliche Worte. Gernot nickte etwas verlegen und warf einen kurzen Blick zu Friedgard hinüber. Sie strahlte.

»Ich habe euch ja schon ein wenig über ihn erzählt. Aber wenn du selbst noch etwas zu deiner Vorstellung sagen möchtest, Gernot ...?«

»Ach, da ist nicht viel ... äh ... ihr könnt mich ja nachher fragen, wenn ihr was wissen wollt.« Gernot war es nicht gewohnt, vor mehr als drei oder vier Menschen zu reden.

»Gut«, half ihm Meister Lothar aus der Verlegenheit, »dem persönlichen Kennenlernen steht nichts im Weg, wenn wir mit dem fertig sind, was wir gemeinsam zu besprechen haben. Jetzt sollten wir uns ein wenig Zeit nehmen, um die allgemeine Lage zu besprechen. Wer meldet sich zu Wort?«

Der Kaufmann, der Besitzer dieses Hauses, sagte: »Zwei meiner Kutscher sind vor zwei Tagen bei der Igelburg vorbeigekommen. Sie haben berichtet, es sähe dort wie nach einem Erdbeben aus. Die Vorburg sei fast völlig zusammengefallen. Und von der Hauptburg brächen an zwei Stellen große Stücke heraus. Es sähe so aus, als sei der Fels porös und brüchig geworden und könne die Burganlage nicht mehr tragen.«

Sein Kollege, der andere Kaufmann, berichtete: »Ähnlich ist es mit der Pfauenburg. Ich bin selbst in der vergangenen Woche dort gewesen. Etwa ein Drittel der Anlage ist im Moor versunken, und an der Stelle gibt es auch keine Mauer mehr.«

»Großartig!«, rief einer der Bauern. »Die Macht des Generals bröckelt!«

»Überhaupt habe ich den Eindruck«, meinte der Apotheker, »dass sich die Dinge zuspitzen. Ob die Zeit des Wartens bald zu Ende geht?«

Der Soldat meldete sich zu Wort: »Ich weiß nicht, ob die zerfallenden Burgen so ein Vorteil sind – wenigstens, was die Igelburg angeht. Die Trotteln hatten sich dort vergraben und haben sich genug sein lassen mit ihrer angeblich so richtigen Überzeugung. Aber wenn sie nun ihre Festung verlassen müssen, lernen sie vielleicht auch wieder das Kämpfen und verstärken die Armee des Generals.«

»Das mag sein«, meinte der Arzt, »aber wenn es zu einem Angriff des Königs kommt, wären sie sicher auch mobilisiert worden. Ein größerer Sieg wäre es, wenn sie die Wahrheit erkennen würden – und nicht nur ihre Burgen zerstört werden. Wir wollen hoffen, dass noch mancher so wie unser neuer Freund hier vor der großen Entscheidungsschlacht zum König überläuft.«

»Wird es überhaupt eine Schlacht geben?«, fragte einer der jungen Männer. »Wird der König überhaupt kommen? Er hat seinen Sohn und seine Getreuen jedenfalls sehr lange warten lassen. Und ich zweifle, ob er überhaupt ...«

Allgemeines Raunen unterbrach ihn. Einige schüttelten empört die Köpfe. Meister Lothar bat um Ruhe. »Verurteilt nicht unseren jungen Freund Thomas, weil er Zweifel äußert! Vielleicht hatte sie mancher von uns auch

schon, wagte nur nicht, sie auszusprechen. Es kann ja auch leicht geschehen, dass man nach Jahren des Wartens die Geduld verliert. Aber mein Eindruck ist« – damit wandte er sich an Thomas – »dass die längste Zeit des Wartens vorbei ist. Es geschieht manches im Verborgenen, was uns hoffen lässt. Unsere Geduld wird ...«

Es klopfte. Ohne ein »Herein« abzuwarten, trat ein Zwerg in den Raum.

Gernot war überrascht. Diese kleinen Boten des Königs hatten sich ihm immer nur unter besonderen Umständen gezeigt – und nur, wenn er allein war. Dieser aber trat in die Versammlung, als wäre das nichts Besonderes, und die Anwesenden schienen auch nicht sonderlich erstaunt zu sein.

Der kleine Mann ging zu dem Apotheker und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Der blickte erstaunt, stand auf und bat mit einem Wink den Arzt herbei. Die drei standen eine Weile in der Ecke des Raumes und diskutierten leise. Alle anderen schwiegen.

Nach einiger Zeit ging der Zwerg wieder und machte die Tür leise hinter sich zu. Apotheker und Arzt sprachen noch etwas miteinander. Sie machten dabei ziemlich ratlose Gesichter. Endlich setzten sie sich wieder auf ihre Plätze. Der Meister der Salben und Säfte ergriff das Wort.

»Verzeiht die Geheimnistuerei, Freunde! Wir sind ein wenig ratlos, der Medicus und ich. Aber ich erkläre euch jetzt, worum es geht. Prinz Manuel hat uns eine Botschaft zukommen lassen. Wir sollen eine bestimmte Salbe besorgen. Ich habe diese Salbe noch nie angewendet, aber von meinem Lehrmeister weiß ich noch, wie man sie herstellt. Ich werde aber zur Sicherheit noch in meinen Büchern nachschlagen.«

»Ich kenne die Salbe gar nicht!«, ergänzte der Arzt.

»Soweit ich weiß, ist das Mittel sehr gefährlich. Es sind giftige Bestandteile drin. Und das Besondere ist, dass es sehr schnell wirkt.«

Meister Lothar fragte: »Und er hat nicht gesagt, wofür sie gebraucht wird?«

»Nein, nur dass wir sie besorgen sollen in den nächsten Wochen.«

Eine Frau fragte: »Was ist daran schwierig? Dann besorgst du sie eben! Wir müssen doch nicht wissen, was für einen Sinn das hat. Hauptsache, der Prinz weiß es!«

»Da hast du natürlich recht!«, nickte der Apotheker. »Der Sinn des Ganzen macht mir auch keine Probleme. Aber es ist schwierig, wenn nicht gar unmöglich, die Salbe herzustellen, weil ich die Zutaten nicht habe.«

»Kann ich sie auf meinen Reisen nicht irgendwo besorgen?«, fragte der Händler.

Der Apotheker schüttelte den Kopf. »Ich fürchte, das wird auch nicht gehen, weil es die Zutaten vielleicht gar nicht gibt. Wie gesagt: Ich muss noch in meinen Büchern nachlesen. Aber soweit ich mich erinnere, brauchen wir drei Grundstoffe. Das erste ist der braune Schattenröhrling, ein giftiger Pilz, der sehr selten ist. Trotzdem stellt er vielleicht noch das geringste Problem dar. Ich weiß, dass auch andere Salbenbereiter damit arbeiten, obwohl das seltener wird. Meine Lieferanten haben mir schon lange keinen braunen Schattenröhrling mehr angeboten.«

Gernot erschrak. Der Name des Pilzes rief bei ihm unangenehme Erinnerungen wach.

»Das Zweite, was wir brauchen«, fuhr der Apotheker fort, »ist die Novemberbeere. Es ist eine unscheinbare Frucht, die aber eine heilende Wirkung entfaltet, wenn sie im Spätherbst den ersten Frost abbekommen hat. Sie ist noch seltener als der braune Schattenröhrling, und ich habe keine Ahnung, wie ich an diese Beere kommen soll.«

Es dauerte etwa zwei Sätze lang, die der Apotheker weitersprach und denen Gernot nicht zuhörte, bis ein Gedanke in seinem Inneren auftauchte und Gestalt annahm: *Das alles zielt auf mich! Ich habe mit dem braunen Schattenröhrling und der Novemberbeere Erfahrungen, keiner sonst. Und die Erfahrungen sind übel. Ich habe versucht, den Gedanken daran zu verdrängen, und in den letz-*

ten Monaten ist das auch gelungen. Ich habe nicht mehr daran gedacht. Aber jetzt wird mit der Erwähnung dieser Dinge auch meine Schuld wieder hervorgezogen. Ob das Absicht ist?

Der Apotheker hatte inzwischen einige Fragen beantwortet und sagte nun: »Der dritte Stoff, den ich brauche, ist noch schwerer zu bekommen. Ich fürchte, es gibt ihn gar nicht mehr. Es ist ein Holz, das zerraspelt und ausgekocht werden muss. Vor Jahrhunderten gab es diesen Baum noch, vielleicht auch noch vor Jahrzehnten. Ich habe ihn noch nie gesehen und habe auch noch von niemandem gehört, der ihn gesehen hat. In den alten Rezepten wird er als ›Behorn‹ bezeichnet, aber das ist wohl nur ein volkstümlicher Ausdruck, weil die Blätter denen des Ahorn ähnlich sind.«

Unter den Männern war auch ein Förster. Der meldete sich nun zu Wort: »Ich kenne den Baum auch nicht aus eigener Anschauung. Aber ich weiß, dass es ihn früher gegeben hat. Meines Wissens muss man ihn in warmen, feuchten Klimazonen suchen. Falls überhaupt ...«

Es stimmt!, durchzuckte es Gernot. Das zielt auf mich! Eben noch bin ich als tüchtiger Helfer des Prinzen willkommen geheißen worden. Jetzt will der Prinz selbst mir meine Schuld vor Augen führen. Ich bin nicht nur selbst schuldig, sondern auch durch meine Vorfahren mit alter Schuld belastet. Eigentlich klar, dass das zur Sprache kommen muss! Wie kann

jemand dem König dienen, dessen Urgroßvater sich so gegen sein Gebot versündigt hat! Ich bin unbrauchbar für den König und seinen Sohn! Ich bin schuldig vor ihm!

Im Raum herrschte Schweigen.

Endlich sagte Meister Lothar: »Ich verstehe nicht, warum der Prinz von uns verlangt, diese Salbe herzustellen. Er weiß doch sicher, wie schwer das ist, ja, dass es unmöglich ist!«

»Es sei denn ...« Der Arzt brach mitten im Satz ab, als müsste er erst überlegen, ob auch stimmt, was er sagen wollte.

»Was meinst du?«

Leise und überlegend fuhr der Medicus fort: »Könnte es nicht sein, dass der Prinz es fordert, weil er weiß, dass es möglich ist? Er hat noch nie etwas Unmögliches gefordert. Schweres wohl, aber nichts Unmögliches. Vielleicht weiß er, dass wir eine Lösung finden können.«

Der Apotheker fragte: »Findet jemand eine Lösung? Kann uns jemand diese Stoffe besorgen?« Als niemand sich meldete, fuhr er fort: »Na, siehst du! Oder sollen wir noch etwas Zeit zum Nachdenken lassen?«

Ganz zaghaft hob Gernot die Hand. Es ging fast von selbst, ohne dass er sich willentlich dazu entschlossen hätte.

»Gernot? Hast du eine Idee?«

»Eine ... eine Frage. Der Baum, der Behorn ...«

»Ja?«

»Muss das Holz frisch sein?«

»Ich denke nicht. Aber ich werde noch einmal nachschauen. Auch die anderen Zutaten können getrocknet sein. Hilft uns das weiter?«

Leise kam Gernots Stimme, so als habe er sich noch nicht endgültig dazu durchgerungen, das zu sagen: »Ich ... ich könnte das besorgen.«

»Was?«, fragte der Apotheker. »Das Holz?«

»Alles.«

»Alle drei Zutaten?«

»Ja.«

»Das ist ja ... großartig!« Viele Fragen stürmten auf ihn ein, aber Gernot gab keine Antwort. Hilflös sah er zu Meister Lothar hinüber. Der merkte es und griff ein: »Lasst ihn mal in Ruhe! Es ist doch gleichgültig, woher er die Sachen holt! Hauptsache, er bringt sie, nicht wahr?«

Alle schwiegen und sahen nur auf das neue Mitglied ihres Bundes.

»Ich müsste den Stallmeister um Urlaub bitten. Es ist ein weiter Weg.«

Als niemand etwas dazu sagte und alle nur weiter neugierig auf ihn blickten, fuhr er fort: »Ich bin in einem großen Wald aufgewachsen. Nordöstlich von hier. Da ... da

gibt es viele Pflanzen, die anderswo nicht mehr wachsen. Der Wald ist schon seit Langem Eigentum der Ritter von Habichtstein. Das heißt, eigentlich nicht Eigentum, sondern Lehen vom König. Eigentlich gehört ja alles dem König.«

Als eine Weile Schweigen geherrscht hatte, sagte Meister Lothar: »Ich schlage vor, dass wir unser Treffen beenden.«

»Ja!«, meinte auch der Apotheker. »Gernot, du kannst mit in mein Haus kommen, wenn es dir recht ist. Dann lesen wir noch mal in den alten Rezeptbüchern nach. Da gibt es auch Zeichnungen der Pflanzen, die du suchen musst.«

So wurde es beschlossen. Die Leute redeten noch etwas miteinander. Mit Gernot sprachen sie nicht. Sie merkten, dass ihn die Sache auf unerklärliche Weise betroffen machte und bedrückte, und wussten nicht, wie sie damit umgehen sollten. Nur Friedgard kam auf ihn zu und sagte: »Ich freue mich, dass du mit in unser Haus kommst. Da siehst du mal, wo ich meine Kindheit verbracht habe. Jetzt wohne ich ja im Schloss, aber richtig zu Hause bin ich da nicht.«

»Ich auch nicht«, sagte Gernot, froh, dass er über etwas anderes reden konnte als über die Dinge, die mit seiner Schuld zusammenhingen.

Gernot war scharf geritten, sodass März nun ziemlich erschöpft war.

Als es nun den Berg hinaufging, stieg er ab und führte sein Pferd am Zügel. Er war so voll innerer Unruhe, dass es ihm guttat, diese nun in äußere Bewegung umzusetzen.

Obwohl ein kalter Wind wehte, der auch ab und zu einige Regentropfen und, als er höher kam, sogar einige Schneeflocken mit sich führte, wurde Gernot heiß beim schnellen Aufstieg.

Oben angekommen, nahm er März das Gepäck und den Sattel ab und überließ ihn sich selbst. Dann trat er nahe an den Wunderbaum heran und blickte nach oben. Viele Äste mit dichtem Laub versperrten ihm den Blick. Er ging ein Stück zur Seite und um den Baum herum. Aber auch dann konnte er nichts von der Signalstation erkennen.

Aber nun wollte er sich nicht mehr ablenken lassen von dem, weshalb er gekommen war. Er setzte sich vor die Höhlung im Stamm, schaute in die Weite und dachte nach.

»Ich brauche Rat«, sagte er schließlich. »Ich wollte nicht mehr an die Schuld denken. An alles, was ich früher falsch gemacht habe. Ich habe mich ja auch gebessert, glaube ich. Also warum noch in alten Wunden wühlen?

Aber es lässt mich nicht los. Ich habe sogar den Eindruck, der Prinz selbst will nicht, dass es vergessen wird. Er erinnert mich daran. Hat er etwas gegen mich? Will er mich nicht als seinen Diener, weil ich früher so schlechte Dinge getan habe?»

Er pflückte eines der Blätter und zerkaute es. Es schmeckte anfangs so bitter, dass er es am liebsten ausgespuckt hätte. Aber dann wandelte sich der Geschmack schnell. Süß wie Honig wurde er, überraschend angenehm. Gut, dass er das Bittere ertragen hatte.

»Du fürchtest, der Prinz habe etwas gegen dich, Gernot von Habichtstein? Im Gegenteil, er ist für dich! Gerade weil ihm so viel an dir liegt, will er, dass diese Dinge geklärt werden. Was verheimlicht wird, ist damit nicht besiegt. Was vergessen wird, ist damit nicht beseitigt. Ist es nicht besser, das eitrige Geschwür zu öffnen, statt es mit Pflastern zuzudecken? Nur so kann es heilen. Wenn du deine Sünde bekennt, so ist der Herr treu und gerecht. Er reinigt dich von allem Bösen. Geh nur und hole alles, worum sie dich gebeten haben! Du bist auf dem richtigen Weg.«

Eine Weile dachte Gernot über diese Worte nach. Dann nickte er, sagte leise: »Danke!«, und stand auf.

Dass ich da nicht allein draufgekommen bin!, dachte er. Natürlich konnte er nichts vor dem Prinzen verheimlichen, wenn er ihm wirklich dienen wollte. Alles

musste geklärt sein zwischen ihnen, sonst gab es kein Vertrauensverhältnis. Allerdings – damit, dass er sich der Erinnerung stellte, war seine Schuld ja noch nicht beseitigt. *Wie sollte ...*

Ach, er wollte nicht weitergrübeln! Jetzt wollte er tun, was der Prinz von ihm verlangte. Alles andere würde sich zeigen.

Einige Minuten wollte er März noch zum Ausruhen und zum Fressen gönnen.

Sollte er inzwischen noch mal versuchen, auf den Wunderbaum hinaufzuklettern? Aber er sah keine Chance, bis zu dem untersten Ast zu kommen. Er hätte eine Leiter gebraucht. Und überhaupt – musste er denn die Vorrichtung sehen? Er konnte es doch einfach bei dem Geheimnis belassen!

Es war ja ein merkwürdiger Zufall, fiel ihm ein, dass dieser Baum, der so wunderbar Rat geben konnte, auch der höchste Baum weit und breit war und sich darum als Zwischenstation anbot für die Verbindung zum König. Oder war es vielleicht gar kein Zufall? Hatte der weise Rat, den man hier bekommen konnte, vielleicht mit der Verbindung zum König zu tun? Ob wohl der König selbst diesen Baum angepflanzt hatte, als er zum letzten Mal hier war?

Es gab so viele Geheimnisse! Sicher würden einige davon gelöst werden, wenn er mit dem Prinzen sprechen

könnte. Und erst recht, wenn der König endlich käme, um seine Herrschaft wiederherzustellen.

Sehnsüchtig blickte er in die Ferne, wo er die Küste des Königslandes wusste. Sehen konnte er sie heute nicht, denn der Schneefall wurde dichter.

»Komm, März!« Sein Tier kam heran, er legte ihm den Sattel wieder auf und schnallte den Reisesack fest. Dann stieg er auf und ritt den Berg hinunter.

* * *

»Gernot!«

Anna richtete sich auf und ließ die Bürste fallen, mit der sie den Kessel gesäubert hatte, der beim Schlachten zum Kochen gebraucht wurde. Der Kessel rollte in den Bach.

Anna drehte sich zu den Häusern um und rief: »Gernot kommt! Der junge Herr kommt!« Dann lief sie Gernot entgegen.

Sie breitete die Arme aus, als wollte sie ihn auffangen, wie sie es früher oft getan hatte, als er noch ein Kind gewesen war. Aber dann besann sie sich, dass das wohl unangebracht war bei dem jungen Mann, der ihr entgegenkam.

Gernot aber ließ die Zügel seines Pferdes los und umarmte Anna. Und während er dabei war, kamen auch Hans und Lisbeth angelaufen.

»Dass du wieder da bist!«, »Wo warst du?«, »Was hast du erlebt?« Sie redeten alle durcheinander.

»Langsam, langsam!«, lachte Gernot. »Lasst uns erst mal ins Haus gehen! Es ist kalt. Außerdem habe ich Hunger. Ihr habt doch etwas zu essen für mich, oder? Ich habe übrigens hier einen Sack Mehl vom Müller mitgebracht. Er sagt, du wärst noch nicht wieder da gewesen, Hans. Er mahlt jetzt wieder.«

»Ja, komm ins Haus!«, sagte Anna. »Und dann erzählst du uns alles.«

Hans lud den Mehlsack, Gernots Gepäck und den Sattel ab, brachte das Pferd in den Stall und versorgte es. Lisbeth setzte Wasser für einen Tee auf und machte den Rest des Essens warm, der noch vom Mittag übrig war. Anna führte Gernot über den Hof und durch die Gärten, damit er sehen konnte, wie sie alles in Ordnung gehalten hatten, und brachte ihn dann in die Küche.

Bald saßen sie alle vier zusammen, Gernot aß und berichtete zwischendurch, indem er ihre Fragen beantwortete.

»Nein, ein Ritter bin ich nicht. Die Zeit wäre auch zu kurz gewesen. Aber das hat noch andere Gründe.«

»Aber du warst auf einer Burg, als Knappe?«

»Sogar auf drei Burgen war ich. Jedes Mal habe ich als Knappe angefangen, aber es kam immer etwas dazwischen.«

»Was denn? Erzähl!«

Während Gernot kaute, beschloss er, von den Zwergen nichts zu sagen. Das war sein Geheimnis. Es hatte sicher seinen Sinn, dass er sie meistens nur allein zu Gesicht bekam. Wahrscheinlich würden die drei ihm auch nicht glauben. Er erinnerte sich daran, dass Hans nie wirklich geglaubt hatte, was sein Großvater, Ritter Edwin, erzählt hatte: wie ein bewaffneter Zwerg ihn gehindert hatte, am Ufer des Königslandes anzulegen.

»Hattet ihr keine Verbindung nach draußen?«

»Nein«, antwortete Hans. »Ich war nur im Sommer zweimal bei der Mühle.«

»Dann wisst ihr auch nicht, was im Land vorgeht?«

Anna meinte: »Nein, aber es wird schon nicht so wichtig sein. Aber was dir passiert ist, das interessiert uns.«

»Die große Igelburg bricht zusammen. Die Leute wissen nicht, warum. Da war ich zuerst zur Ausbildung zum Ritter. Den zweiten Versuch habe ich in der Pfauenburg gemacht. Aber die versinkt nun im Sumpf.«

»Sie versinkt? Wie kann das sein, dass die eine Burg zerfällt und die andere versinkt?« Hans schüttelte den Kopf.

»Also kam ich auf die dritte Burg, Biberstein. Da hat es mir gefallen.«

»Und die steht noch?«

»Ja, allerdings haben sie da auch Schwierigkeiten. Der See, der sie schützt, trocknet aus. Das ist aber nicht der Grund, weshalb ich dort weggegangen bin. Ich hatte die Möglichkeit, auf das Herzogsschloss zu kommen. Allerdings nicht als Knappe, sondern als Stallbursche.«

»Als Stallbursche? Warum denn das?«

»Ich dachte, ich kann so am besten dem Prinzen dienen.«

Hans fragte: »Ihm dienen? Es stimmt also nicht, dass der General ihn gefangen hält?«

»Doch, das stimmt. Mit ›dienen‹ meine ich, ich kann vielleicht bei seiner Befreiung mithelfen.«

»Du? Aber Gernot!« Anna schüttelte den Kopf. »Versteh mich recht, ich traue dir viel zu, aber so eine Sache ...«

»Ich will ihn ja nicht allein befreien. Da sind noch andere. Ein Geheimbund sozusagen.«

Hans meinte: »Ich merke schon an deinen kurzen Antworten: Du willst uns nicht so viel sagen. Es ist recht. Wir müssen nicht alles wissen. Und von geheimer Politik und all diesen Dingen verstehen wir sowieso nichts. Hauptsache, du weißt, was du tust! Also iss nur in Ruhe, wir werden dich nicht weiter mit Fragen löchern.«

»Ja, lass es dir schmecken!«, forderte Lisbeth ihn auf.
»Ich habe noch mehr.«

Anna fragte: »Bleibst du jetzt hier?«

»Einige Wochen vielleicht. Ich muss etwas besorgen. Sag mal, Hans, ist die Zeit der Pilze schon vorbei?«

»Fast. Vielleicht hast du Glück und findest noch welche. Welche Pilze suchst du denn?«

»Den braunen Schattenröhrling.«

»Was willst du denn damit?«

»Ein ... äh ... ein Freund bat mich, ihm einige davon zu besorgen.«

»Ich weiß, wo einige stehen. Gleich morgen gehen wir hin.«

Nun fingen die drei an zu erzählen. Es waren alles kleine, unwichtige Erlebnisse, aber Gernot hörte zu. Er fühlte sich wohler, wenn er solche Alltagsgeschichten hörte, als wenn er selbst seine eigenen Abenteuer erzählen musste. Er tauchte bald mit seinen Gedanken ganz in diese kleine, abgeschlossene Welt ein, und es war fast wie früher.

Anna wollte das Haus oben auf dem Fels, das sie etwas großspurig Palas nannten, heizen. Aber Gernot entschied, das sei nicht nötig, er wolle in einem der Zimmer hier unten schlafen.

Am nächsten Morgen gingen Hans und Gernot zusammen in den Wald. Es lag noch kein Schnee. Tatsächlich fanden sie die gesuchten Pilze, und Gernot nahm sie in einer Tasche mit. Wo sie nun einmal im Wald waren,

wollten sie auch gleich eine Jagdbeute mitbringen. Sie hatten aber nicht viel Glück und erlegten nach längerem Suchen und Anschleichen nur ein Rebhuhn.

Den Nachmittag verbrachte Gernot oben auf der Burg. Er schnitt einige Späne vom Dachgebälk und wunderte sich, wie schwer das ging. Es war nur möglich, indem er das Schwert seines Großvaters in schon vorhandene Risse steckte und so Stücke heraushebelte.

Dann stieg er durch Kammern und Vorratsräume, um in alten Sachen zu stöbern. Da gab es stark angerostete Teile von Rüstungen, ein zerbrochenes Schwert und ein Kettenhemd. Handbeschriebene Papiere fand er, die er nicht lesen konnte, eine Landkarte der Insel, die aber nach Gernots Schätzung die Wirklichkeit ziemlich verzerrt darstellte, Würfelspiele und auch ein Schachspiel, natürlich bei Weitem nicht so wertvoll wie das, das er der Familie des Pferdezüchters gegeben hatte. Er fand einige Pelze, in denen sich offenbar ein Heer von verschiedenen Insekten zu Hause fühlte, alte Kleidungsstücke, aus denen Staubwolken quollen, wenn man sie bewegte, ein mit Schnitzereien verziertes Kästchen, das wohl einmal Schmuck geborgen hatte, nun aber leer war.

In einer Ecke standen zwei kräftige hölzerne Stangen. Gernot holte sie heraus und sah, dass sie die beiden Teile einer zerbrochenen Lanze waren. An einem Stück war

eine eiserne Spitze. Das zersplitterte Ende passte zu dem gesplitterten Ende des anderen Teils, an dem die Umwicklung mit einer Schnur die Stelle anzeigte, an der die Lanze gehalten worden war.

Eine zerbrochene Lanze? Dahinter steckt sicher eine spannende Geschichte! Er nahm die Hölzer mit, als Anna ihn zum Abendessen rief.

»Ach, du hast die Lanze ...?«, sagte Anna, als er ins Haus kam. Ihr Gesicht machte Gernot deutlich: Sie sah es nicht gern, dass er sie entdeckt hatte.

»Was hat es damit auf sich? Wem hat sie gehört?«

»Deinem Vater, Ritter Konrad.«

»Ist sie bei einem Lanzenturnier zerbrochen?«

»Ja«, antwortete sie nur kurz und wandte sich dem Herd zu.

»Wie ist das passiert?«

»Das ... das kann dir Hans erzählen. Nachher. Wir wollen erst essen.«

Nach der Mahlzeit saßen sie zu viert auf der Eckbank, eine einzelne Kerze stand auf dem Tisch und erleuchtete zusammen mit dem Feuer im Herd den Raum nur schwach. Zur Feier von Gernots Rückkehr gab es Wein. Dem jungen Herrn hatten sie einen Zinnbecher hingestellt, die anderen tranken aus einem Becher aus Ton.

»Erzähl von dem Turnier, Hans, wo das mit der Lanze passiert ist! Bitte!«

»Du weißt, dass Ritter Konrad dabei umkam?«

»Ich wusste, dass er bei einem Turnier gestorben ist. Das weiß ich seit frühester Kindheit. Aber wie es passiert ist ...«

Anna sagte: »Du solltest ihm alles erzählen, Hans. Er hat ein Recht darauf. Und er ist jetzt alt genug, um es zu verstehen.«

»Und es zu verkraften«, ergänzte Lisbeth.

Hans nickte. »Dein Großvater hat dir von dem Baum erzählt, nicht wahr? Dem Baum, den sein Vater nicht anrühren sollte. So hatte es der König befohlen, als er ihm sein Lehen übergab. Aber dein Urgroßvater hielt sich nicht daran. Trotzig fällte er den Baum. Seitdem liegt ein Fluch auf der Familie, hat Ritter Edwin immer gesagt.«

»Das Dach des Palas hat er aus dem Holz gemacht.«

»Richtig. Und diese Lanze.« Er zeigte auf die beiden Bruchstücke. »Das Holz war leicht zu verarbeiten. Aber nach einigen Monaten oder gar Jahren wurde es eisenhart. Ritter Konrad hatte auf diese Weise eine Lanze, die viel stärker war als die anderer Ritter. Vor allem war sie leichter. Weil sie leichter war, konnte sie länger sein, sodass er immer den Schild seines Gegners eher traf als der Stoß des Feindes seinen Schild. Aber allein schon

die Leichtigkeit, unabhängig von der Länge, ist ein Vorteil. Um auf den Gegner zu zielen, der sich ja bewegt und ausweicht, brauchte Ritter Konrad nur einen Wimpernschlag. Andere Ritter brauchten mit ihren schweren Waffen doppelt so lange. Das alles machte ihn zu einem erfolgreichen Turnierkämpfer. Natürlich war er auch stark und geschickt, es lag nicht nur an der Lanze, aber doch zu einem wesentlichen Teil. Er galt als der beste Turnierritter, und das war er wohl auch.«

»Vergiss nicht zu erwähnen«, sagte Anna, »warum er überhaupt damit anfang!«

»Erzähl du das!«

»Dein Großvater sprach immer von dem Fluch, der auf dem Haus lag, seit sein Dach aus dem verbotenen Baum gefertigt war. Ritter Konrad wollte das nicht mehr hören. Er glaubte es wohl nicht, und das ›Gejammer‹ seines Vaters, wie er es nannte, ging ihm auf die Nerven. So hat er die Lanze benutzt, die sein Großvater aus dem Holz gemacht hatte, um seinen Vater zu ärgern. Oder um zu zeigen, dass er auf seine Ängste nichts gab. Als er dann merkte, welche Vorteile ihm die Waffe brachte, hat er noch mehr gehöhnt: Der König habe wohl nicht gewollt, dass sie das Holz verwendeten, weil er nicht wollte, dass sie zu stark würden. Vielleicht habe der König sich selbst Lanzen daraus machen wollen und darum verboten, den

Baum zu fällen. Ritter Edwin verbot ihm solche lästerlichen Reden, aber dein Vater ließ sich nichts verbieten.«

Hans fuhr fort: »Ritter Konrad ritt von Turnier zu Turnier und siegte überall. Das machte ihn sehr stolz. Er wurde auch von allen bewundert. Natürlich war er auch von Natur aus ein kräftiger Krieger, aber hauptsächlich siegte er wohl wegen der langen und dabei leichten und festen Lanze. Das gab er auch zu. Er sagte immer lachend: ›Das ist meine Fluchwaffe. Ihr kann niemand widerstehen.««

Hans schwieg und versank ins Nachdenken. Aber Gernot ließ ihm nicht viel Zeit. »Und dann?«

»Bei einem großen Turnier hatte er wieder alle starken Gegner vom Pferd gestochen, die mutig genug waren, gegen ihn anzutreten. Die meisten Ritter wussten ja, dass sie verlieren mussten, und stellten sich nur zum Kampf, um nicht als Feiglinge zu gelten. Vielleicht erhoffte sich mancher auch einen Sieg, der ihn mit einem Schlag berühmt gemacht hätte als Bezwinger des großen Ritters Konrad. Der ritt also auf den Turnierplatz zurück, wo sich gerade sein letzter Gegner mithilfe des Knappen vom Boden aufrappelte. Er rief laut, er könne jeden besiegen – wer es nicht glauben wolle, der solle nur kommen! Er sei stärker als der König selbst. Da murrten die Leute unwillig. So etwas sagt man nicht, das ist Hochmut. Aber Ritter Konrad merkte das gar nicht. Stärker als die stärksten Kämp-

fer des Königs sei er, fügte er hinzu. Aber das sagte er nicht, um die Beleidigung des Königs abzuschwächen, sondern weil der König selbst ja nicht in Turnieren kämpfte. Er aber wolle jeden aus dem Sattel heben, der – ob mit Fluch oder mit Segen – gegen ihn antreten würde.«

»Wir waren nicht dabei, aber andere haben es uns später erzählt«, warf Lisbeth ein.

»Alle schwiegen auf dem Turnierplatz und auf den Zuschauerrängen. Teilweise betreten, weil sie empfanden, Ritter Konrad habe eine Grenze überschritten, teilweise auch voll Bewunderung für ihn. Dein Vater wartete, ob sich noch ein Gegner melden würde. Er wollte gerade sein reglos dastehendes schwarzes Pferd zur Seite lenken und im Triumph abziehen, da erschien plötzlich ein Herausforderer. Er saß auf einem normal großen Pferd, aber er selbst war klein, fast könnte man sagen, ein Zwerg. Niemand kannte sein Wappen auf dem Schild. Es hatte aber Ähnlichkeit mit dem Königswappen. Sein Gesicht war nicht zu sehen, weil das Visier an seinem Helm schon heruntergeklappt war.«

»Ein Zwerg?«, fragte Gernot überrascht.

»Jedenfalls war er auffallend klein. So klein, dass Ritter Konrad ihn auslachte. Und er weigerte sich zunächst, gegen ihn anzutreten, weil er meinte, das sei unter seiner Würde. Aber der kleine Ritter rief ihm zu, ob er denn

plötzlich Angst bekommen habe. Da musste sich dein Vater dem Kampf stellen, denn was er am wenigsten vertragen konnte, war, als Feigling zu gelten. Sie nahmen Aufstellung und ritten auf das Zeichen hin im Galopp aufeinander zu. Ritter Konrads Lanze – diese da – prallte auf den Schild des Gegners. Der fiel aber nicht, sondern saß wie festgewachsen auf seinem Pferd. Die Lanze aber brach. Der vordere Teil fuhr deinem Vater mit dem gesplitterten Ende in den Arm, der ungeschützt war, weil er in seinem Stolz keine volle Rüstung trug, nur einen Brustpanzer und ein Kettenhemd mit kurzem Arm. Ritter Konrad fiel nicht aus dem Sattel, aber er ließ das Stück Lanze fallen, das er noch in der Hand hatte, zog das vordere Stück selbst mit der Linken aus seinem rechten Arm und ritt zu seinem Zelt. Sie hoben ihn vom Pferd und versorgten ihn. Aber die Wunde entzündete sich, und drei Tage später war er tot.«

Anna fügte nach einer Weile des Schweigens hinzu: »Und deine Mutter, die dich kurz davor geboren hatte, starb, schon von der Geburt geschwächt, als sie die Todesnachricht bekam.«

»Den kleinen Ritter hat danach niemand mehr gesehen.«

Lange war es still im Raum. Man musste nicht erklären, wie Schuld und Stolz des Ritters Konrad mit seinem Ende

zusammenhängen, das war offensichtlich. Und wer der kleine Ritter war? Auch darüber musste Gernot nicht lange nachdenken, auch wenn er den Namen des Mannes wohl nie erfahren würde.

Anna sagte schließlich: »Dein Großvater hat die beiden Teile der Lanze aufgehoben. Als Erinnerung.«

»Als Mahnung auch«, meinte Lisbeth. »Für ihn war das alles eine Auswirkung des Fluchs.«

Hans schlug vor: »Soll ich die beiden Stangen verfeuern? Oder im Wald vergraben? Oder noch aufheben?«

»Ich möchte sie mitnehmen«, antwortete Gernot.

»Mitnehmen? Diese Fluchwaffe?«

»Ja. Ich weiß noch nicht, wofür mir die Stangen vielleicht nützlich sein können. Aber vor dem Fluch habe ich keine Angst. Er ist nicht in dem Holz versteckt, sondern im Kopf und im Herzen der Menschen. Solange ich dem König und seinem Sohn ergeben bin, gilt er mir nicht.«

»Ich weiß nicht ...« Lisbeth wiegte den Kopf.

Hans meinte: »Bei solchen Dingen, solchen geheimnisvollen Kräften, tut man gut daran, besser zu vorsichtig zu sein als zu unbefangen.«

»Das sehe ich nicht so. Man kann auch zu vorsichtig sein und sich damit durch Ängste schwächen, die gar nicht nötig wären.«

»Nun, du musst es selbst entscheiden.«

»Bald reite ich wieder, und dann nehme ich die Stangen mit. Ein Freund von mir, Meister Lothar, der Wagner, kann sicher etwas mit dem eisenharten Holz anfangen.«

Anna fragte: »Bald reitest du? Hoffentlich noch nicht zu bald!«

»Ich habe wichtige Aufgaben vor mir. Aber ich komme sicher in nicht allzu ferner Zukunft wieder her. Jetzt warte ich nur noch auf den ersten Frost, dann muss ich fort.«

»Du wartest auf Frost?«

»Ja, der Mann, dem ich die Pilze mitbringe, bat mich auch um Novemberbeeren. Und die müssen den ersten Frost abbekommen haben, um ihre heilende Wirkung zu entfalten.«

»Ich weiß«, sagte Anna. »Deinem Großvater haben sie immer geholfen.«

Hans bedauerte: »Da kann ich dir aber nicht helfen wie bei dem braunen Schattenröhrling. Ich weiß nicht, wo Novemberbeeren wachsen.«

»Ich aber«, antwortete Gernot und sah dabei unter sich. »Durch meine Wanderungen und Jagdausflüge damals.«

Anna nickte. »Ich werde etwas Wasser in einem Topf vor die Tür stellen. Dann kannst du gleich morgens sehen, ob es in der Nacht gefroren hat.«

Die vier tranken ihre Becher leer und gingen schweigend zu Bett.

10. KAPITEL

Sie trafen sich vor dem unteren Tor des Schlosses und reichten sich die Hand.

»Guten Abend, Friedgard!«

»Guten Abend, Gernot. Ich soll dir von meinem Vater ausrichten, dass die Herstellung der Salbe gelungen ist. Auch die anderen Zutaten, die er noch brauchte, hat er bekommen. Andere Prinzenfreunde haben geholfen. Es ist eine glasige Masse, die man ... Warte, wir gehen erst an den Wachen vorbei.«

Sie zeigten ihre Plaketten, aber die Soldaten am Tor kannten sie schon und winkten sie durch. Auf dem Hof zwischen dem ersten und zweiten Tor waren Knechte mit verschiedenen Arbeiten beschäftigt. Es war wohl so eine Art Frühjahrsputz: Überall wurde gekehrt und gewischt. Zwar war es noch nicht warm, aber die Sonne schien und bemühte sich, den langen Winter vergessen zu machen. Ein Hauch von Frühling lag in der Luft.

Sie durchschritten ungehindert auch das zweite Tor und begannen den Aufstieg durch den Tunnel.

»Mein Vater sagt, er sei dir sehr dankbar, dass du ihm die drei Sachen ...«

»Das hat er mir doch selbst schon drei oder vier Mal gesagt.«

»Na ja, daran siehst du, dass er es ernst meint.«

»Aber er weiß immer noch nicht, wozu die Salbe gedacht ist?«

»Nein. Es kam noch kein Befehl aus dem Turm. Er soll sie nur bereithalten.«

»Seltsam.«

Friedgard begann vom Aufstieg zu schnaufen. »Wo warst du?«

»Ich hatte den Auftrag, einige Pferde aus unseren Ställen hinaus zum Gestüt zu bringen. Tiere, die zurzeit nicht geritten werden. Einige sind noch zu jung. Zwei waren wohl krank. Auch mein Pferd musste ich fortbringen. Es steht jetzt bei Meister Lothar. Im Stall sollte Platz gemacht werden, weil heute etwa dreißig Ritter anreisen. Ihre Pferde müssen unterkommen.«

»Sie sind schon da, diese Ritter. Ich habe sie kommen sehen, als ich vorhin in die Stadt ging.«

»Weißt du, wer sie sind und was sie hier wollen?«

»Ja, es wurde erzählt, sie kommen von der Pfauenburg. Die versinkt immer mehr, heißt es. Die Ritter müssen sie verlassen. Wohl noch nicht alle, aber ein großer Teil. Und diese dreißig sollen hier auf dem Schloss bleiben und die

Besatzung verstärken. Habe ich gehört. Ob es stimmt, weiß ich nicht.«

»Habe ich dir schon erzählt, dass ich auch mal auf der Pfauenburg war?«

»Du? Nein! Erzähl!«

»Ein anderes Mal. Jetzt sollten wir nicht zusammen auf dem Schlosshof ankommen. Das könnte Verdacht erregen.«

»Stimmt. Geh du vor! Ich warte hier eine Minute oder zwei.«

Gernot ging voraus, kam auf den Schlosshof und wandte sich den Ställen zu. Gerade wollte er dem Stallmeister Bericht erstatten, dass er die Pferde ordentlich abgeliefert hatte, da öffnete sich die Stalltür, und zwei Ritter in Rüstungen, doch ohne Lanzen kamen heraus.

»Ritter Moritz vom Nesselberg!«

Der Mann mit dem rötlichen Bart wandte sich zu ihm hin. »Ah, Gernot von Habichtstein, mein ehemaliger Knappe, der mich so treulos verlassen hat!«

Der Ritter kam auf Gernot zu und reichte ihm die Hand. Er lächelte freundlich, und das beruhigte Gernot.

»Es war dein freiwilliger Entschluss, mir zu dienen und bei mir zu lernen. Ich kann es dir also nicht vorwerfen, dass du es dir anders überlegt hast. Aber hättest du mir

nicht wenigstens Bescheid sagen können? Einfach so zu verschwinden ...!«

»Verzeih mir, Ritter Moritz!«

»Na ja, schon gut, Junge. Aber nun sag mir wenigstens, warum du über Nacht abgehauen bist!«

»Ich ... äh ... das ist nicht einfach zu erklären, Ritter Moritz.«

»Na, fang einfach mal an. Ich bin nicht dumm und werde es schon verstehen.«

»Also, das war so ...« Gernot hoffte, dass der andere die Geduld verlieren würde, wenn er mit einer längeren Erklärung anfing. Aber Ritter Moritz stand still vor ihm und sah ihn an. Der andere Ritter war inzwischen weitergegangen.

»Ihr habt ja viel Beute gemacht. Nicht nur Gold und andere Schätze habt ihr von euren Raubzügen mitgebracht, auch Sklaven. Ich fand das nicht richtig. Verzeih, wenn ich das so sage, aber ein guter Ritter sollte doch nicht anderen was wegnehmen und sie unterdrücken und ausnutzen, sondern helfen und ...«

Moritz vom Nesselberg lachte laut. »Sieh an, unser kleiner Gernot hat ein Gewissen! Ein guter Ritter ... weißt du, Junge« – er wurde wieder ernst – »das sind so Vorstellungen, die den Kindern beigebracht werden und die sich die Frauen in den Spinnstuben erzählen. Aber mit

der Wirklichkeit hat das nicht viel zu tun. Wenn einer Macht hat und kämpfen kann und durchsetzen kann, was er will, dann tut er es auch. Allein schon deshalb, weil er sonst von anderen beherrscht wird. Glaub mir, das wirst du auch noch ... Was machst du überhaupt? Dienst du jetzt einem guten Ritter, der keine Beute macht und nur voller Edelmut die Schwachen beschützt?»

»Zurzeit bin ich hier als Stallbursche.«

»Stallbursche? Also nicht auf dem Weg zum Ritter? Das ist freilich der sicherste Weg, kein böser Ritter zu werden – dass du nämlich gar keiner wirst.«

»Ich ... das ist eigentlich nicht der Grund ...«

»Du hast doch anfangs das bequeme Leben auf der Pfauenburg auch genossen. Hast dich von den Sklaven bedienen lassen, gut gegessen und es dir gut gehen lassen mit unserer Beute. Wenn ich richtig sehe, hast du sogar noch das seidene Hemd an, das dir der Schneider gemacht hat, wenn es inzwischen auch viel von seiner Schönheit verloren hat.«

»Ja, ich weiß. Ich habe auch Spaß daran gehabt. Genau deswegen bin ich weggegangen.«

»Deswegen? Das verstehe ich nicht.«

»Ich habe gemerkt: Wenn ich weiter dableibe, gewöhne ich mich daran. Dann werde ich auch so jemand, der nichts dabei findet, auf Kosten anderer zu leben. Dann

verändert mich diese Art zu leben, mein Gewissen wird abgestumpft, und ich werde wie ihr.«

Moritz vom Nesselberg sah ihn ernst an. »Deine Zunge ist schärfer als mein Schwert, Junge. Mutig bist du, und das schätze ich. Komm, wir schließen Frieden! Ich bin zwar ein Ritter und du noch nicht mal ein Knappe, nur ein Stallbursche. Aber dafür stehst du an Edelmütigkeit anscheinend weit über mir, und das gleicht sich aus. Also – Freundschaft?« Er hielt Gernot die Hand hin.

Der schlug ein. »Freundschaft! Danke, Ritter Moritz!«

»Du wohnst auch hier im Schloss?«

»Ja, da über dem Stall. Wo wohnt ihr?«

»Das weiß ich noch nicht. Man hat uns erst einmal nur gezeigt, wo wir unsere Pferde unterbringen sollen. Wir sind einunddreißig Ritter von der Pfauenburg. Die anderen sind noch da unter der Leitung des Großmeisters. Uns sackte buchstäblich der Boden unter den Füßen weg.«

»Ich habe davon gehört. Ihr bleibt jetzt hier?«

»Ja, der General wollte, dass wir die Schlossmannschaft verstärken. Weißt du, es deutet manches darauf hin, dass die Zeiten ernster werden. Der König könnte mit seinem Heer kommen und alles nach seinem Willen neu ordnen. Das muss verhindert werden. Man weiß nichts Genaues über die Pläne des Königs. Trotz aller Bemühungen ist es bisher nicht gelungen, Spione in sein Land einzuschleusen.

So kennen wir also seine Absichten nicht. Aber dass er über uns bestens Bescheid weiß, können wir wohl annehmen. Und auch, dass er bald auf die Entwicklung reagiert.«

»Und dann will sich der General notfalls hier verschanzen?«

»Na ja« – Moritz vom Nesselberg hob die Augenbrauen – »mit dem Verschanzen ist das so eine Sache. Gegen ein großes Heer? Eine Belagerung kann man nicht lange durchhalten. Und außerdem würden wir dann ja das ganze übrige Land aufgeben. Nein, es wird wohl eine große Schlacht an der Küste geben, wo wir versuchen müssen, ihre Landung zu verhindern. Oder zu verhindern, dass sie auf der Insel Fuß fassen. Die Verstärkung hier auf der Burg hat den Sinn, unsere Geisel zu schützen.«

»Geisel?«

»Den Prinzen. Es ist doch klar, dass er unser bestes Pfand ist. Solange er in unserer Macht ist, wird der König vermutlich nicht angreifen. Er weiß, dass sein Sohn dann stirbt. Was meinst du, weshalb er so lange gezögert hat, mit seinem Heer überzusetzen und die Herrschaft wieder an sich zu reißen!«

»Ach so. Und du meinst, der Besitz der Geisel schützt euch – also, uns?«

»Man weiß es nicht. Jedenfalls schulen wir jetzt die Soldaten der Burg, damit sie das Schloss besser schützen

und die Geisel sicherer bewachen können. Und stell dir vor, Gernot: Ich bin zum Leiter dieser Schulung ernannt worden! Ich bestimme die Gefechtsübungen, die Kampfspiele, die Manöver, die taktischen Winkelzüge ...«

»Ich gratuliere! Ich wusste schon immer, dass du ein guter Kämpfer bist.«

Moritz grinste stolz. Dann klopfte er Gernot auf die Schulter. »Aus dir hätte auch einer werden können! Schade, dass du nicht ... na, lassen wir das! Ich muss mich jetzt um meine Leute kümmern. Und du versorgst mir mein Pferd bestens! Klar?«

»Wird gemacht! Ich kenne es ja noch gut.«

* * *

Plötzlich war Gernot hellwach. Er wusste nicht, warum. Weder ein Laut noch ein Licht, noch eine Berührung hatte ihn geweckt. Er setzte sich im Bett auf und blickte sich um. Das wenige Sternenlicht, das durch das kleine Fenster hereinkam, reichte nicht aus, um etwas zu erkennen.

Er nahm Feuerstein und Zunder und schlug einen Funken. Bald brannte eine Kerze.

Neben dem Bett auf seinem Stuhl saß ein Zwerg. Um nicht auf Gernots Kleidern zu sitzen, die dieser daraufgelegt hatte, saß er nur auf der vorderen Kante.

Gernot hatte sich angewöhnt, diese Leute »Zwerge« zu nennen, weil sie kleiner waren als er. Aber je mehr von ihnen er kennenlernte, desto mehr zweifelte er, ob diese etwas herabsetzende Bezeichnung zutreffend war.

Besonders dieser hatte so gar nichts Niedliches oder gar Lächerliches an sich. Er wirkte eher wie ein Krieger, obwohl er nicht groß war. Oder sogar wie ein Fürst, trotz seiner einfachen Kleidung. Gerade saß er auf dem Stuhl, fast hoheitsvoll, und wartete mit ernstem Gesicht, bis sich Gernot von seiner Verblüffung erholt hatte.

»Du ... du bist ein Königsbote, nicht wahr?«

Der andere nickte.

»Warum ... äh ... was führt dich zu mir?«

»Ich habe dir eine Botschaft zu bringen, Gernot von Habichtstein.«

»Eine Botschaft ... von wem?«

»Von deinem Herrn.«

Gernot schwang die Beine aus dem Bett und saß nun auf der Kante. »Du meinst ...«

»Vom Prinzen Manuel, ja. Er ist doch dein Herr, nicht wahr? Du willst ihm doch dienen?«

»Selbstver... doch, ja, ich möchte gern.«

»Er hat einen Auftrag für dich.«

»Sprich! Ich führe ihn gern aus. Wenn ich kann.«

»Du kannst. Auch wenn es nicht einfach wird.«

Der Bote schwieg. Gernot fröstelte plötzlich. Er hängte sich die Bettdecke über die Schultern.

»Hol dir die Salbe, die der Apotheker aus deinen und vielen anderen Zutaten hergestellt hat. Dann besorge dir das Schwert des Generals, bestreiche es damit und bring es wieder zurück! Tu das nicht irgendwann, sondern in der Woche, die von heute an die vierte ist. Die genaue Zeit ist wichtig!«

»Was soll ich?« Gernot sprang auf.

»Setz dich wieder!«

»Wie soll ich das denn machen? Wie soll ich unbeobachtet an das Schwert des Generals kommen? Das ist unmöglich! Der Palast ist Tag und Nacht bewacht. Und es sind seine treuesten Gefolgsleute, die ihn beschützen. Und sein Schwert hütet er wie seinen Augapfel, daran hängt seine Ehre als Krieger.«

»Ich weiß!«

»Ich weiß, ich weiß! Und ich weiß, dass du es weißt!«

»Warum sagst du es mir dann?«

»Warum forderst du dann etwas, von dem du weißt, dass es unmöglich ist!«

»Es ist schwer, aber nicht unmöglich.«

»Wozu das alles überhaupt?«

Der nächtliche Besucher schwieg. Nach einer Weile brummte Gernot: »Ach so, das darfst du mir nicht sagen?

Oder ist es ungehörig, danach zu fragen, ist das schon ein Zeichen von Ungehorsam?«

»Fragen darfst du. Aber du wirst keine Antwort bekommen, weil du es doch nicht verstehen würdest. Im Nachhinein wirst du es verstehen.«

Mit einer Mischung aus Ärger und Angst sagte Gernot: »Wenn du mir schon nicht verraten willst, was der Sinn des Unternehmens ist, dann verrate mir doch wenigstens, wie ich an das Schwert des Generals kommen soll!«

»Denk nach, Gernot von Habichtstein!« Der kleine Mann stand auf und ging zur Tür.

»Nein! Bitte geh nicht! Hilf mir!«

»Beim Nachdenken?«

»Ja, ja! Wenn du mir schon die Ausführung des Befehls allein überlassen willst, dann hilf mir wenigstens beim Nachdenken!«

Der Königsbote setzte sich wieder. »Also gut, ich helfe dir, einen Plan zu machen. Manchmal kommt man weiter, wenn man über ein Problem spricht. Fang du an!«

»Nein, bitte fang du an!«

»Na schön. Also: Theoretisch gibt es zwei Möglichkeiten, an das Schwert zu kommen. Die erste: Du schleichst dich nachts in den Palast, bestreichst die Klinge direkt dort oder nimmst das Schwert mit ...«

»Und bringe es in der nächsten Nacht zurück? Also gleich zweimal einbrechen! Das ist unmöglich! Auch nur einmal in den Palast zu kommen, ist unmöglich!«

»Nehmen wir an, du hast recht. Bleibt also die zweite Möglichkeit: Du musst an das Schwert kommen, wenn der General es mit nach draußen bringt. Er hat es ja immer bei sich, das gehört zu seiner Ehre, hast du gesagt.«

»Ja, aber er wird es mir niemals geben ...«

»Langsam, langsam! Man darf beim Nachdenken nicht zu schnell vorgehen. Es gibt auch hier theoretisch zwei Möglichkeiten: Entweder er gibt es dir freiwillig oder gezwungenermaßen.«

»Ich kann ihn doch nicht überfallen und ihm seine Waffe einfach wegnehmen!«

»Nein. Das geht auch schon darum nicht, weil er ja gar nicht merken darf, was damit geschieht.«

»Und freiwillig trennt er sich nie davon!«

»Hm. Wie wäre es mit einer Mischung aus Freiwilligkeit und Zwang?«

»Was meinst du damit?« Gernots Frage klang verzweifelt, aber doch auch ein wenig hoffnungsvoll.

»Du musst eine Situation herbeiführen, die ihn veranlasst, dir das Schwert freiwillig zu geben. Aber weil du die Situation herbeigeführt hast, hast du ihn gezwungen.«

»Aber weshalb sollte er ...? Ich könnte sagen, es muss geschärft werden. Der Schmied ist ein Prinzenfreund. Er schärft Waffen, und ihn könnte ich gewinnen, mitzumachen.«

»Sehr gut! Also müssen wir erreichen, dass das Schwert stumpf ist. Denn jetzt ist es sicher scharf.«

»Oder«, brummte Gernot überlegend, »wir müssen erreichen, dass er glaubt, es wäre nicht richtig scharf.«

»Noch besser!«, nickte der Zwerg. »Ich sehe, du verstehst es durchaus, nachzudenken. Wie können wir es also erreichen, dass er meint, sein Schwert müsse neu scharf geschliffen werden? Denn das ist sicher leichter, als es tatsächlich stumpf zu machen.«

»Dazu fällt mir nichts ein.«

»Gib nicht auf! Denk weiter nach! Hm, ideal wäre es, wir könnten eine Situation herbeiführen, in der er dir das Schwert geradezu aufdrängt, weil er ... hm ... sein Stolz! Wir müssen ihn bei seinem Stolz packen, seiner Ehre. Das ist sein schwacher Punkt.«

»Er müsste ...« Gernot kratzte sich überlegend erst hinter dem Ohr, dann am Kinn und dann an der Nase. »Er müsste sich blamieren mit seinem Schwert, weil er ... ja, so geht es! Wir machen ein Spiel auf dem Hof. Alle versuchen, etwas durchzuschlagen, einen Ast oder so etwas.

Der General versucht es auch und ... wir bieten ihm etwas Härteres und ...«

Gernot sprang wieder auf. »Ich weiß auch schon, was!«

»Aber wie willst du den General bewegen, da mitzumachen?«

»Man soll nicht immer gleich denken, dass etwas unmöglich ist! Ich kenne den Ritter Moritz gut, der mit den Männern im Schloss Waffenübungen machen soll.«

Der kleine Mann stand auch auf. »Ich sehe, deine Pläne nehmen Gestalt an. Du kommst schon zurecht. Ich gehe. Vielleicht werde ich wiederkommen und fragen, ob du weitere Hilfe brauchst.« Damit verschwand er leise.

Gernot ging im Zimmer auf und ab und dachte nach. Jetzt fror er nicht mehr.

* * *

»Ein faules Pack!«, schimpfte Moritz vom Nesselberg.

»Du meinst die Soldaten vom Schloss?«, fragte Gernot. Er setzte sich in der Soldatenkantine einfach neben den Ritter, der allein an einem Tisch seine Suppe löffelte.

»Ja. Sie gehorchen zwar, wenn ich Übungen befehle. Aber widerwillig. Es fehlt ihnen der richtige Antrieb. Sie sind eben keine Ritter, nur Lohnkämpfer, Soldaten eben. Aber ich fürchte, wenn ich ihren Sold erhöhe, tun sie auch nicht mehr als unbedingt nötig.«

»Könntest du ihnen denn mehr geben? Ist der Sold nicht vom General festgesetzt?«

»Doch. Aber ich habe ja viel aus der Beute, die du so verschmähst. Ich könnte ihnen noch etwas drauflegen. Ich fürchte nur, damit würde ich sie noch bequemer machen.«

»Ich hätte da eine Idee ...«

»Du? Nun, mein junger Edelstallbursche, dann lass mal hören! Deine Ideen waren meist nicht schlecht. Außer denen, die mit Moral zusammenhängen.«

»Mach ein Spiel, einen Wettbewerb! Das wird sie begeistern. Erstens weil alle Menschen lieber spielend ihre Kräfte messen, als nur langweilige Übungen zu machen. Zweitens kannst du ja Preise für die Besten aussetzen, wenn du schon Geld übrig hast. Wenn sie den Zusatzlohn nicht automatisch kriegen, sondern nur dann, wenn sie sich anstrengen, dann werden sie sich anstrengen! Und drittens – das wäre noch ein besonderer Anreiz –: Du musst den General überreden, mitzumachen. Er ist so stolz auf seine Kraft und sein Kampfgeschick, er wird sich die Möglichkeit nicht entgehen lassen, ein bisschen damit anzugeben. Du könntest ihm sagen, dass er damit den Soldaten ein Vorbild gibt.«

Ritter Moritz überlegte einige Augenblicke und lächelte dann. »Du bist wirklich ein schlaues Bürschchen, Freund Gernot!«

»Ich kenne den Schmied gut, der unsere Pferde beschlägt, Meister Dietrich. Er versteht sich glänzend auf das Schärfen von Klingen. Angenommen, er stellt seinen Wagen hier auf, seine fahrbare Werkstatt, und wir spannen Hölzer in seinen Schraubstock. Wer mit einem Schwerthieb ein Stück vom Holz abschlägt, kriegt ein Silberstück als Belohnung von dir. Was meinst du, wie sie sich anstrengen, den richtigen Hieb vorher zu üben! Und wie gerne sie mitmachen werden! Besonders wenn das Ganze groß angekündigt wird und sich viele Leute drumherum sammeln, um zuzusehen. Wenn jemand das Holz nicht mit einem Schlag durchtrennt, muss er sich harten Übungen unterwerfen. Er wird das auch freiwillig tun, um sich beim nächsten Mal nicht zu blamieren. Und wenn sein Versagen gar kein Versagen ist, sondern an seiner stumpfen Waffe liegt, dann ist gleich der Schmied dabei. Der kann die stumpfen Schwerter einsammeln und schärfen.«

Ritter Moritz nickte. »Ja, so machen wir's! Gleich nächste Woche! Mensch, Gernot, das klingt ja, als hättest du diesen Plan schon in tagelangen Strategiebesprechungen ausgearbeitet!«

»Ich bestelle schon mal den Schmied und Sorge für das Holz. Ich schätze, es müsste so dick wie mein Unterarm sein, wenn die Starken es schaffen und die Schwachen daran scheitern sollen, nicht wahr?«

»Ja. Wir können ja dann noch mal einen Test machen.«

»Wenn du erlaubst, werde ich dir bei dem Wettkampf helfen. Es würde mir Spaß machen.«

»Gerne. Wirklich, du hast pfffige Ideen, Gernot von Habichtstein! Willst du es dir nicht doch noch mal überlegen und mein Knappe werden?«

Sie lächelten beide. Gernot stand auf, versuchte, auf seinem Gesicht kein Siegeslächeln erscheinen zu lassen, und ging.

* * *

Der Sonnenschein der letzten Tage war zwar vorbei, aber es gab keinen Niederschlag, und so standen trotz des kühlen Wetters viele Bewohner des Schlosses zusammen. In der Mitte wurde ein Kreis von etwa zwanzig Schritten Durchmesser um die fahrbare Werkstatt des Schmieds frei gehalten.

»Ich begrüße euch alle zu unserem Wettbewerb!«, begann Moritz vom Nesselberg laut. »Der ist zwar zunächst für die Schlosswachen gedacht, aber jeder, der möchte, kann sich daran beteiligen. Diese Stangen hier« – er hob ein Holz hoch, das Gernot ihm reichte – »werden senkrecht in den Schraubstock eingespannt.«

Meister Dietrich, der Schmied, tat das, sodass alle es sehen konnten. Das Holz ragte etwa eine Handbreit über die Backen des Schraubstocks hinaus.

»Jeder hat nur einen Hieb mit dem Schwert. Wer damit den Ast durchschlägt, kriegt einen Silbertaler. Wer es von den Wachen nicht schafft, tritt täglich eine Stunde vor Sonnenaufgang zu Übungen an. Ebenso, wer über das Holz hinwegschlägt oder den Schraubstock trifft. Diese Strafen gelten natürlich nicht für andere, die freiwillig mitmachen. Wer glaubhaft machen kann, dass seine Waffe zu stumpf ist und er darum das Holz nicht durchschlagen konnte, der hat noch einen zweiten Versuch mit einem scharfen Schwert, das wir ihm leihen. Sein eigenes wird von Meister Dietrich anschließend geschärft. Hat jemand noch eine Frage zu den Regeln?«

Keiner meldete sich. Die Spannung unter den Soldaten stieg.

»Wer will beginnen?«

Zwar wollten alle es probieren, aber nicht unbedingt als Erster.

»Na schön, dann mache ich den Anfang!«, sagte Ritter Moritz, stellte sich breitbeinig hin und schwang mit beiden Händen sein Schwert waagerecht. Die Spitze der eingespannten Stange flog ins Publikum. Alle klatschten und grölten Beifall.

Nun traten auch die Soldaten der Reihe nach an. Einige schafften es ohne Schwierigkeiten, was immer mit Bravo-Rufen quittiert wurde. Einige trafen die Spannvorrichtung, dass die Funken sprühten. Einer wirbelte sein Schwert über das Holzstück hinweg, wurde von seinem eigenen Schwung umgerissen und fiel hin, was lautes Gelächter zur Folge hatte. Bei knapp der Hälfte der Männer blieb das Schwert im Holz stecken. Auch dabei war das Gejohle immer groß.

Gernot und Meister Dietrich spannten die Hölzer jedes Mal höher, wenn ein Schwerthieb es gekürzt hatte, oder nahmen ein neues Stück.

»Möchte jemand einen Versuch wagen, der nicht Soldat ist?«, fragte Ritter Moritz.

Ein dicker Koch meldete sich. Man gab ihm ein Schwert, aber sein Versuch misslang.

»Bleib bei deinem Kochlöffel!«, spotteten die Zuschauer.

»Der General!«, riefen die Zuschauer. »Du hast gesagt, der General würde auch kommen!«

»Er wollte kommen, wenn das Spiel angefangen hat. Ah – da ist er ja!«

Der General trat mit einigen seiner Leute heran. Er winkte einem seiner Leibwächter, einem großen, breitschultrigen Krieger. Der schlug kräftig zu, und eine Holz-

scheibe wirbelte durch die Luft. Zwei andere machten es ihm gleich.

Dann trat der General selbst vor. Die Leute klatschten schon vorher.

Jetzt war der entscheidende Zeitpunkt gekommen. Gernot nahm das Holz heraus und spannte ein Stück von der Lanze seines Vaters ein, das ihm Meister Lothar auf den richtigen Durchmesser und die richtige Länge gebracht hatte. Meister Dietrich stellte sich dabei von der anderen Seite vor den Schraubstock, damit niemand so genau hinsehen konnte.

Nun war alles bereit. Gernot trat zur Seite. Unter dem Jubel der Leute zog der stolze Mann sein Schwert mit dem vergoldeten Griff. Der General war schon über die besten Jahre eines Kriegers hinaus, aber er war immer noch sehr kräftig. Mit großer Wucht traf sein Schwert die Stange – und blieb stecken. Die Schneide war nur etwa einen Fingerbreit eingedrungen.

Sofort endete das laute Johlen der Menge. Eine entsetzte Stille breitete sich aus. Der General selbst stand da wie versteinert. Auch Ritter Moritz war entsetzt.

Durch die plötzliche Stille konnte jeder hören, wie Gernot ganz unbefangen sagte: »Oh, Herr General, wenn bei dieser Wucht das Holz nicht durchtrennt wurde, kann es nur eine Erklärung geben: Das Schwert ist stumpf!

Überlasst es für einen Tag Meister Dietrich! Er wird es so scharf schleifen, dass Ihr damit eine Schneeflocke in der Luft halbieren könnt!«

Der General war nur zu bereit, zuzustimmen, obwohl er vorher überzeugt gewesen war, sein Schwert sei scharf. Aber auf diese Weise konnte er die Beschämung abwenden, die Aufgabe nicht erfüllt zu haben. Er nickte nur, immer noch sprachlos vor Schreck.

»Aber für solche Zwecke hat ja jeder einen zweiten Versuch«, sprach Gernot fröhlich. »Hier, Herr General, dieses Schwert hat Meister Dietrich geschärft. Damit werdet Ihr das Holz durchtrennen, selbst wenn Ihr nur mit einer Hand zuschlagt!« Der General zögerte nur kurz. Wenn es nun diesmal auch nicht gelang? Dann griff er aber nach der Waffe, die Gernot ihm reichte, nahm sie natürlich in beide Hände und stellte sich breitbeinig hin. Inzwischen hatte Meister Dietrich unbeachtet von allen, weil Gernot und der General die Aufmerksamkeit auf sich zogen, das harte Lanzenstück wieder durch ein normales Holz ersetzt.

Der gewaltige Hieb des Generals ließ das abgeschlagene Stück weit über die Zuschauer hinwegfliegen. In großer Entfernung hörte man es auf das Pflaster poltern.

Lautes Jubelgeschrei ertönte.

Man sah, wie der stolze Mann erleichtert aufatmete und dann lässig in die Runde winkte.

Ritter Moritz wirkte auch sehr erleichtert – und auch Meister Dietrich und Gernot, wenn auch aus anderen Gründen: Es hatte alles geklappt wie geplant. Alle drei klatschten heftig mit.

Der General trat auf Meister Dietrich zu und sagte: »Euer Schwert war gut geschliffen. Macht meins genauso scharf!«

»Gern, Herr General! Morgen bringe ich es Euch zurück, so scharf, dass Ihr Euch ohne Wasser und Seife damit rasieren könntet, wenn es nicht ein bisschen unhandlich wäre. Wollt Ihr so lange dieses Schwert nehmen, damit Ihr nicht ohne Waffe sein müsst?«

»Danke, nicht nötig, einen Tag wird es auch mal ohne gehen. Ich habe ja meine tapfere Leibwache.«

Er sah Gernot an. »Kenne ich dich nicht?«

»Es wäre mir eine große Ehre, wenn Ihr Euch an mich erinnern würdet, Herr General. Gernot von Habichtstein.«

Einer der Begleiter des Generals erklärte: »Er hat damals Euren Sohn gerettet, indem er die Schlange tötete, die das Pferd ...«

»Ah – ich erinnere mich. Gehörst du zu Meister Dietrich, oder arbeitest du im Schloss?«

»Ich bin Stallbursche, Herr General. Ich helfe hier bei dem Wettkampf nur etwas, weil ich sowohl mit Meister Dietrich als auch mit Ritter Moritz befreundet bin.«

»So, so, gut«, lächelte der mächtige Mann leutselig.
»Hast du es schon mal versucht, Gernot von Habichtstein?«

»Nein, Herr, ich bin ja kein Ritter und kein Krieger. Bin auch noch etwas zu jung.«

Ritter Moritz ergänzte: »Er wäre sicher ein guter Krieger geworden, wenn er in meiner Lehre geblieben wäre. Er hatte übrigens die Idee zu diesem Spiel.«

»Versuch es!«, sagte der General und trat zur Seite.

Gernot machte sich insgeheim Vorwürfe, dass er es noch nicht selbst probiert hatte. Am liebsten hätte er abgelehnt, aber das war nun nicht mehr möglich.

Er stellte sich auf und nahm das Schwert von Meister Dietrich in beide Hände. Ein Augenblick der Konzentration, dann holte er weit aus und schlug zu. Die Klinge blieb im Holz stecken, aber er konnte sie leicht herausziehen.

Der General trat hin und brach das obere Stück mit der Hand ab. »Fast durchgehauen!«, sagte er. »Ich denke, das darf man als gelungen werten bei einem so jungen Mann, der kein Krieger ist.«

Die Leute klatschten.

»Danke, Herr General«, sagte Gernot.

Der lächelte und murmelte: »So, dann macht mal weiter! Ich muss mich leider wieder meiner Arbeit widmen.«
Damit ging er davon, gefolgt von seinen Leibwächtern.

Das Wasser zum Tränken der Pferde musste Gernot aus einem Brunnen am vorderen Ende des großen Hofes holen. Der Brunnen war überdacht. Mit einer Kette, die über ein Rad lief, wurde der Eimer aus der Tiefe geholt.

Gernot hatte gerade einen seiner zwei Eimer gefüllt, als ein anderer Stallbursche kam, um auch Wasser zu holen.

»Mach du zuerst!«, sagte Gernot und tat so, als müsste er seinen Schuh neu binden. Aus den Augenwinkeln sah er, dass Friedgard in der Nähe stand und auf eine Gelegenheit wartete, ihn zu treffen, ohne dass jemand in der Nähe war.

Der andere Stallbursche ging mit seinen vollen Eimern davon, und Gernot begann, seinen zweiten Eimer zu füllen. Friedgard kam heran. Unter den Gemüsekräutern in ihrem Korb holte sie ein kleines Tongefäß hervor. Gernot nahm es mit einer schnellen Bewegung und steckte es in die Tasche. »Danke, Friedgard!«

»Ich soll dir von meinem Vater ausrichten, dass du sehr, sehr vorsichtig damit umgehen musst. Vor allem darf das Zeug auf keinen Fall in eine offene Wunde kommen. Es würde dich sofort vergiften. Und wenn ihr mit sehr scharfen Schwertern umgeht, kann schnell mal ein kleiner Schnitt ...«

»Ich weiß, ich werde vorsichtig sein.«

»Am besten, du berührst es nicht mit den Fingern, sondern trägst es mit einem Lappen auf. Wenn du länger zum Verteilen auf der Klinge brauchst, mach vorher den Korben auf das Gefäß. Die Reste trocknen schnell aus.«

»Da kommt schon der nächste Stallbursche. Jetzt tränken alle ihre Pferde. Mach's gut, Friedgard, und vielen Dank!«

»Nichts zu danken. Viel Erfolg bei allem, was du vorhast!«

Der andere Stallbursche kam heran. »Seit wann holen denn die Küchenmädchen hier ihr Wasser? Aber ich hab nichts dagegen. Bleib doch ein bisschen!«, rief er Friedgard nach, als sie davonging. »Kennt ihr euch?«, fragte er Gernot.

»Ein bisschen.«

»Du bist zu beneiden!«

Gernot lächelte zustimmend, nahm seine Eimer auf und ging über den Hof zum Stall.

In einem Nebenraum, in dem früher eine Kutsche gestanden hatte, hatte Meister Dietrich seine Behelfswerkstatt eingerichtet. Als Gernot die letzten Pferde, für die er verantwortlich war, getränkt hatte, ging er hinüber.

»Ich hab's!«

Meister Dietrich nickte. Er hatte gerade das Schwert des Generals in der Hand. »Schöne Arbeit! Künstlerische Verzierungen am Griff, aber nicht so viel, dass es beim Fechten stören würde. Keine Schmuckwaffe, wie sie ja manche Würdenträger haben, sondern eine echte Kampfwanne. Die Klinge ist aus bestem Stahl.« Er prüfte die Schärfe mit dem Daumen. »Und so scharf, dass ich gar nicht weiß, was ich daran noch verbessern soll. Na ja, ich ziehe die Schnittkante noch mal mit meinem feinsten Stein ab, ehe du dich damit befasst.«

Gernot setzte sich daneben und sah ihm zu.

»Mit dieser Stelle hat er das harte Holz getroffen. Da kann ich etwas mehr machen. Und du willst mir immer noch nicht sagen, welches Holz das war?«

»Ich kann dir nur sagen, dass mein Großvater den Baum ›Behorn‹ genannt hat. Es gab bei uns nur einen einzigen davon. Darum hatte der König verboten, ihn anzurühren.«

»Aber deine Vorfahren haben sich nicht daran gehalten.«

»Richtig. Hast du bei deinen vielen Sachen vielleicht auch ein sauberes Tuch, mit dem ich die Paste auftragen kann?«

»Ja, da in dem Kasten. Sieh mal nach.«

Gernot ging um den Wagen herum – und erschrak. In der Ecke stand einer dieser kleinen Königsboten. Er konnte nicht sagen, ob es einer von denen war, mit denen er schon gesprochen hatte. Er fand, sie sahen alle ziemlich gleich aus.

»Ich sehe schon«, sagte der Mann, »es hat alles geklappt. Ich musste ganz sicher sein.«

»Aufgetragen habe ich die Paste noch nicht. Willst du es nicht lieber selbst machen?«

»Nein, Gernot von Habichtstein, das ist deine Sache.«

»Warum? Ich habe damit keine Erfahrung und ...«

»Frag nicht! Jetzt verstehst du es noch nicht. Und hinterher wird keine Frage mehr nötig sein.« Der Zwerg schaute auch weiter aus seiner Ecke zu, wie Gernot, als Meister Dietrich fertig war, den mit dem Tuch umwickelten Finger in den kleinen Salbentopf steckte und die glasige Paste auf der Schwertklinge verteilte. Sie wurde schnell fest, und bald sah man nichts mehr davon.

»So.« Gernot hielt die Waffe gegen das Licht und betrachtete sie von allen Seiten.

»Sehr gut!«, nickte Meister Dietrich.

»Sehr gut!«, bestätigte auch der kleine Mann. »Nun bring dem Gewaltherrscher sein Schwert!«

»Das wir nun zu einer noch schrecklicheren Waffe gemacht haben.«

»Ja, zu einer bösen Waffe in der Hand eines bösen Mannes zu einer bösen Tat. Die letztlich doch zu etwas Gutem wird, ohne dass er das will.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Sagte ich dir doch schon!«

Gernot lächelte. »Gut, dann bringe ich dem General sein Schwert.«

Er nahm es und verließ den Raum, während Meister Dietrich sich eine andere Klinge vornahm. Als er das Wort an den Zwerg richten wollte und keine Antwort bekam, wandte er sich um und sah, dass der Königsbote schon verschwunden war.

Gernot betrat das erste Vorzimmer zum Palast und übergab das Schwert an einen der Sekretäre. »Gib das dem General zurück! Aber Vorsicht! Es ist sehr scharf! Sehr, sehr gefährlich!«

11. KAPITEL

Dunkle Wolken zogen schnell über den Himmel. Weil ein Frühlingsgewitter drohte, beeilte sich Gernot, mit seiner Schubkarre voller Stroh über den Nebenhof in den Stall zu kommen.

Eine ungewöhnliche Stille herrschte im Schloss, fand er. Vielleicht kam das durch die Spannung, die bei bestimmten Wetterlagen in der Luft liegt, bis sie sich durch den ersten Blitz und einen heftigen Regenguss löst.

Plötzlich ertönten laute Rufe, dann wütende Schreie.

Schnell schob Gernot seine Karre in den Stall und lief durch den Torbogen, der den Nebenhof vom großen Schlossplatz trennte. Doch hier war nicht die Quelle des Lärms, sondern bei der Durchfahrt zur alten Burg. Er lief dorthin, zusammen mit anderen Knechten und Mägden, die von den Rufen angelockt worden waren. Die Wachen ließen sie durch, weil auch ihre Aufmerksamkeit von dem Schauspiel gefesselt war, das sich ihnen bot.

Auf dem Steg, der von der äußeren Mauer des Löwengrabens zu der einzigen Tür im Turm führte, standen vier Wachsoldaten dicht beieinander. Ihnen gegenüber stand ein Mann. Er war in ein vornehmes Gewand gekleidet, das allerdings schon etwas abgetragen wirkte.

Das musste der Sohn des Königs sein, Prinz Manuel der Erste!

Aufrecht stand er da, als fühlte er sich nicht im Gerings-ten belästigt von den Speißen und Schwertern, die sie ihm entgegenstreckten.

Jetzt hörte Gernot trotz der Entfernung deutlich, wie er mit lauter und scharfer Stimme sagte: »Ihr wollt dem Herrscher dieses Landes den Durchgang mit Speißen ver- wehren?«

»Wir haben unsere Befehle. Geh sofort zurück!«

»Ich bin es, der hier Befehle zu geben hat!«

Gernot drängte aufgeregt näher heran. Er hörte, wie einer der Wachmänner, offenbar der Verantwortliche, zu einem anderen sagte: »Lauf zum General und melde ihm das!« Der lief sofort die Treppe herunter. Dann rief der Unteroffizier den beiden anderen zu: »Nehmt sofort die Waffen runter!«

»Aber wir sollen doch verhindern ...«

»Tut, was ich sage! Wenn ihr ihn tötet, kann das un- seren Kopf kosten. Er ist eine wertvolle Geisel. Tot hat er seinen Wert verloren.«

»Wie ich den General kenne, kann es uns auch den Kopf kosten, wenn wir ihn durchlassen.«

Der Prinz wollte nicht das Ende der Diskussion ab- warten. Er schob eine Speerspitze, die direkt auf seine

Brust gerichtet war, zur Seite und ging an ihnen vorbei. Doch die drei Männer ließen ihre Waffen fallen und packten ihn. Wenn sie ihn schon nicht töten durften, so wollten sie ihn doch wenigstens festhalten. Aber der Prinz schüttelte sie ab. Sie schienen so überrascht zu sein von seiner Kraft, die sie ihm gar nicht zugetraut hatten, dass sie keinen weiteren Versuch machten. »Soll der General entscheiden!«, hörte Gernot den Verantwortlichen sagen.

Prinz Manuel stieg die Treppe hinunter. Mit ruhigen Schritten kam er über das Hofpflaster auf das Tor zum großen Platz zu. Die Menschen, die sich inzwischen versammelt hatten, wichen schweigend vor ihm zur Seite und bildeten eine Gasse, durch die er wie ein Ehrengast schritt.

Kaum war er durch das Tor gegangen – auch die Wachen, die hier standen, sahen tatenlos zu –, drängten sich die Neugierigen hinterher. Gerade in dem Moment, als auch Gernot auf dem großen Platz ankam, trat der General aus dem Eingang. Noch im Gehen schnallte er sich den Schwertgurt um, den er wohl am Schreibtisch abgelegt hatte. Er brüllte etwas, was Gernot nicht verstehen konnte, weil er noch zu weit entfernt war und weil der allgemeine Lärm inzwischen zugenommen hatte. Aus den Armbewegungen des Generals schloss Gernot, dass er Befehle erteilte. Tatsächlich eilten Bewaffnete an alle

Tore und Durchgänge, durch die man den Schlossplatz verlassen konnte.

Der Prinz ging ruhig weiter, als sei dies das Selbstverständlichste der Welt, während ihm der General entgegeneilte, gefolgt von seiner Leibwache, die im Moment aus acht geharnischten Männern bestand. Ungefähr in der Mitte des Platzes trafen sie sich.

Beide blieben stehen, etwa drei Schritte voneinander entfernt.

»Was fällt dir ein!«, zischte der General wütend. »Was soll das? Du weißt, dass ich dich nicht gehen lassen kann!«

»Und du weißt, dass du kein Recht hast, mich festzuhalten.«

»Recht – Recht! Aber die Macht habe ich!«

»Du weißt anscheinend noch nicht, dass du nicht nur kein Recht, sondern auch keine Macht hast.«

»Ha! Was bildest du dir ein! Wache! Nehmt ihn gefangen!«

Die acht Männer kamen auf den Prinzen zu, allerdings etwas zögerlich. Der Königssohn flößte ihnen Respekt ein, allein durch seine Erscheinung und die ruhige Sicherheit, die er ausstrahlte. Jetzt sagte er: »Warum tust du das nicht selbst, Tyrann? Hast du Angst vor mir?«

»Angst? Vor dir? Ich?« Der General lachte laut. Es klang etwas gekünstelt, einiges von seiner Wut schwang darin

mit. Von den Menschen um ihn her stimmte keiner in sein Lachen ein, wie man es sonst tat, wenn der Herr gelöster Stimmung war.

»Eine letzte Warnung!«, schrie der General jetzt. »Geh zurück in den Turm. Du bleibst am Leben und wirst weiterhin gut versorgt, wie es sich bei einem Königssohn gehört. Gehst du aber nicht zurück, so werde ich dich töten!«

»Du hast dir eine Befehlsgewalt angemäßt, die dir nicht zusteht. Ich bin der rechtmäßige Herrscher dieses Landes, und ich befehle dir, deine Waffe niederzulegen. Und euch allen« – er sprach laut und sah in die Runde – »befehle ich, auf meine Seite zu treten und diesem Mann den Gehorsam zu verweigern!«

Gernot bemerkte um sich her eine Aufgeregtheit, die sich aber nicht laut äußerte. Manche wollten empört lachen, trauten sich aber nicht, manche schauten betreten unter sich, einige nickten auch leicht. Die Stimme des Generals übertönte alles.

»Hahaha! So einfach geht das nicht, edler Prinz! Man muss schon mehr dafür tun, wenn man will, dass einem die Menschen untertan sind. Du siehst: Niemand traut sich! Also – weichst du nun, oder soll ich dich mit dem Schwert zurücktreiben?«

»Weiche du!«

»Schluss mit dem Geschwätz! Hier!« Er nahm einem seiner Männer das Schwert ab und reichte es dem Prinzen mit dem Griff voran. »Verteidige dich! Du siehst: Ich erweise dir eine große Ehre, indem ich dir erlaube, dich zum Kampf zu stellen!«

Prinz Manuel griff nach dem Schwert, hielt es aber nach unten. Die Menge drumherum stieß Schreckensrufe aus und wich einige Schritte zurück.

»Also!«, rief der General und nahm sein Schwert an dem vergoldeten Griff mit beiden Händen. »Los! Greif an!«

»Ich bin der Herrscher, du willst die Herrschaft an dich reißen – also greif du an!«, antwortete der Prinz ruhig.

Blitzschnell sprang der General vor und hob sein Schwert. Er ließ es durch die Luft sausen. Der Prinz sprang nicht zurück und hob auch nicht die Waffe, sondern ließ sie zu Boden fallen. Das Klirren irritierte den Angreifer für einen Augenblick, aber es brach nicht seine Angriffswut. Er stach in Brusthöhe zu.

Der Prinz riss die Arme hoch und hielt die Hände vor sich, als wollte er sich damit vor dem Stich schützen. Die Klinge fuhr durch seine beiden Hände, sodass die Spitze gerade noch sein Gewand berührte.

Blut spritzte aus seinen Händen. Der General zog seine Waffe zurück. Ein Aufschrei ging durch die Menge.

Für einen Augenblick stand der Prinz reglos. Dann sackte er auf das Pflaster und fiel nach hinten, die Arme weit zur Seite gestreckt.

Totenstille herrschte ringsum. Nur fernes Donnerrollen war zu hören. Wie versteinert standen die Leute und starrten auf den Mann, der ihr eigentlicher Herrscher war, den sie aber heute zum ersten Mal zu Gesicht bekommen hatten – und auch gleich zum letzten Mal.

»Steh auf!«, brüllte der General. Aber der Liegende rührte sich nicht.

Der Tyrann trat an die Beine seines Gegners. »Wie denn? Bist du etwa tot von den zwei lächerlichen Wunden in den Händen? Spielst du Theater? Willst du uns zum Narren halten? Oder bist du wirklich so schwach, dass dich das schon umbringt? Dann hätte ich mal sehen mögen, wie du als Herrscher ein Heer in die Schlacht geführt hättest!«

Noch immer rührte sich der Prinz nicht. Der General trat ihn erneut, diesmal gegen die Rippen. »He! Du!«

Ein Mann aus dem Hofstaat, offenbar ein Medicus, kniete nieder, fühlte dem Prinzen am Hals und hob die Augenlider. »Er ist tot, Herr.«

»Das kann doch nicht sein! Na schön, dann wollen wir aber ganz sichergehen!« Er stach zu und traf den Prin-

zen in die Seite. Die Umstehenden schrakten noch einmal zurück, einige stießen einen kurzen Schrei oder einen Seufzer aus, einige hielten die Hand vor die Augen oder wandten sich ab.

Der General richtete sich auf und blickte in die Runde. »Ihr habt es alle gesehen!«, schrie er, viel lauter, als es nötig gewesen wäre. »Ich habe ihm die Chance gegeben, umzukehren. Und dann habe ich ihm sogar ein Schwert gegeben, damit er sich verteidigen konnte. Aber er wollte nicht. Er ist selbst schuld! Ihr seid alle Zeugen dafür!« Niemand antwortete, niemand rührte sich.

Nun schrie der General noch lauter: »Was ist? Seid ihr alle stumm geworden? Seid ihr Zeugen dafür, dass er selbst schuld ist?«

»Ja, ja, doch«, murmelten einige, andere nickten nur.

»Na also!«, triumphierte der Tyrann. »Schafft ihn weg!« Er drehte sich um und wollte gehen, blieb dann aber noch einmal stehen. »Begrabt ihn aber nicht, sondern ...« Er überlegte einige Augenblicke. »Verbrennt den Leichnam und streut die Asche in den Fluss, damit die Königstreuen und alle Ewiggestrigen keinen Ort haben, wohin sie pilgern können.«

Er zeigte auf Ritter Moritz. »Moritz vom Nesselberg, du hast dich in der kurzen Zeit auf dem Schloss schon bewährt. Du nimmst die Sache in die Hand. Du haftest

mit deinem Kopf dafür, dass mein Befehl ordentlich ausgeführt wird!«

»Jawohl, Herr General!«

Wieder wollte er gehen, blieb aber nach zwei Schritten erneut überlegend stehen. Er schien einen Moment nachzudenken, dann lächelte er triumphierend.

»Nein, noch anders! Ich werde mich zum König ernennen. Das ist wichtig, weil ein großer Kampf bevorsteht. Da braucht das Land eine starke Hand. Und zwar schnell, denn der König von drüben jenseits des Meeres wird nun, wo sein Sohn tot ist und wir keine Geisel mehr haben, bald angreifen. Morgen ... nein, etwas Zeit ist nötig, damit ein paar Ehrengäste kommen können, die weiter weg wohnen. Übermorgen werden die Krönungsfeierlichkeiten stattfinden. Trefft alle Vorbereitungen!«

»Jawohl, Herr General!«, »Wird gemacht!«, »Zu Befehl!«, »Ihr könnt Euch auf uns verlassen!«, redeten seine Leute durcheinander. Einer sagte sogar schon: »Jawohl, Majestät!«

»Bis dahin wartet noch mit der Verbrennung des Leichnams! Ich will, dass alle wichtigen Persönlichkeiten meines Landes sehen, dass der Prinz wirklich tot ist. Niemand soll Zweifel haben, dass er noch Anspruch auf den Thron erheben könnte. Und sie sollen sehen, dass er bis heute gesund und gut genährt und gekleidet war, dass ich ihn

also ordentlich behandelt habe. Und sie sollen die lächerlichen zwei Wunden sehen, an denen er gestorben ist. Dann wird niemand mir einen Vorwurf machen. Legt den Toten also so lange irgendwohin, wo es kühl ist.«

»Jawohl, Herr General!«, antwortete Ritter Moritz. »Ich werde ihn in die tiefe Zisterne der alten Burg legen. Die wird ja nicht mehr gebraucht. Da ist es kühl.«

Der General nickte. Dann ging er, und es war nur noch zu hören, wie er mit seinen Begleitern Einzelheiten seiner Krönung besprach. »Vielleicht können wir erst einmal die Krone des früheren Herzogs nehmen, solange wir keine neue haben, weil es jetzt sehr schnell gehen muss. Ein wenig abändern kann sie der Goldschmied vielleicht noch, damit niemand denkt, ich sei nur ein Herzog. Musik will ich haben, festlich und anspruchsvoll. Der Festsaal muss geschmückt werden, wie er noch nie ...« Dann verschwand er im Eingang zum Palast.

Gernot hatte das alles wie aus weiter Ferne gehört und wie durch Nebel beobachtet. Seine Gedanken weigerten sich, die furchtbare Wahrheit zu erkennen, aber endlich musste er seinen Widerstand aufgeben. Das Schreckliche war wirklich passiert! Der Prinz war tot!

Wem sollte er jetzt dienen? Hatte er nicht die letzten Jahre nur für das eine Ziel gelebt, für den rechtmäßigen Herrn da zu sein? War es nicht der Sinn all seiner Be-

mühungen gewesen, ihn zu befreien und ihm zu helfen, dass er seine Herrschaft wieder aufrichten konnte? Und nun war alles aus! All seine Anstrengungen und Gefahren, die er bei der Verfolgung dieses Ziels erdulden musste, all seine Liebe war umsonst gewesen. Ja, Liebe! Denn obwohl er den Prinzen nicht persönlich gekannt hatte, war mit der Zeit so etwas wie Liebe zu ihm gewachsen. Und nun war ihm, als fiel er in ein tiefes Loch.

Allmählich nahm ein Gedanke Gestalt an, der das alles noch viel schrecklicher machte: *Er* war schuld am Tod des Prinzen! Es war diese merkwürdige giftige Paste, die seinen raschen Tod herbeigeführt hatte. Die anderen wussten nichts davon, dass sie auf dem Schwert des Generals war, aber er wusste es! Die Paste, die aus all diesen Dingen bestand, die für seine Schuld standen!

Vielleicht auch noch für die Schuld anderer, aber an andere konnte er jetzt nicht denken. Er sah nur das Gift seines Hasses, seiner Selbstsucht, seines Stolzes, das seinem geliebten Herrn den Tod gebracht hatte.

Dass der Prinz das offenbar so gewollt hatte, verringerte seine Schuld ja nicht. Warum hatte er es so gewollt? Gernot wusste es nicht und würde es nun vermutlich nie erfahren. Er konnte auch jetzt nicht darüber nachdenken. Er konnte nur trauern, sich schämen, zornig auf sich selbst sein und weinen.

Jemand fasste Gernot an der Schulter.

Da erst kam ihm zum Bewusstsein, dass er mit tränen-nassen Augen neben dem toten Prinzen auf dem Pflaster kniete.

Er hob den Kopf und erkannte durch den Tränen-schleier das Gesicht des Ritters Moritz vom Nesselberg. »Komm, Gernot!«, sagte der. »Wir müssen dem Befehl gehorchen und ihn wegbringen.«

Gernot stand auf und wankte davon. Ziellos ging er über den Hof. Wo sollte er hin? Was sollte er überhaupt noch hier auf dem Schloss dieses Mörders? Mithelfen, seine Königskronung vorzubereiten? Was für ein Irrsinn! Weg hier, nur weg!

Er ging in seine Kammer, packte ohne viel Überlegung seine Habseligkeiten zusammen und trottete davon.

Der lang erwartete Regen prasselte herab wie eine Sintflut. Als er bei Meister Lothar ankam, war er bis auf die Haut nass. Er konnte nur ein paar erklärende Worte stammeln. Sie umarmten sich, und keiner konnte den anderen trösten.

* * *

Ein Geräusch unten im Haus weckte ihn. Gernot musste sich erst besinnen, wo er war. Richtig, er lag im Bett unterm Dach in Meister Lothars Haus.

Vorgestern war das Furchtbare geschehen. Gestern hatten sie nur zusammengesessen und geredet, meistens aber geschwiegen. Einige der Prinzenfreunde waren gekommen und wieder gegangen. Die Gespräche waren so leer und sinnlos gewesen. Sie hatten sich immer um die Warum-Frage gedreht – und um die Frage, wie es nun weitergehen sollte. Aber da es keine Antworten gab, hatten sie irgendwann aufgehört zu fragen.

Meister Lothar hatte mit einer Arbeit angefangen, einfach, um nicht nur so herumzusitzen und dabei immer trauriger zu werden. Gernot hatte geholfen. Später hatte er bei seinem Pferd März Trost gesucht und war aus der Stadt hinausgeritten.

Als er ins Bett gegangen war, hatte er lange nicht einschlafen können. Bis weit in den Morgen hinein hatte er wach gelegen. Aber dann musste ihn der Schlaf doch übermannt haben. Jetzt war es schon hell draußen.

Unten im Haus hörte er laute Stimmen. Schnell zog er sich an. Als er gerade die Treppe hinunterging, rief ihn Meister Lothar: »Komm schnell, Gernot!«

Friedgard und Meister Lothars Frau Erna standen da.

»Gernot!«, sagte Friedgard ganz aufgeregt. »Der Prinz ... er ist nicht mehr da ... Ich habe mit einem der Boten gesprochen ...«

Es schien, als wollte sie zu viel auf einmal sagen und verhaspelte sich dabei. Meister Lothar half ihr. »Friedgard sagt, er lebt!«

»Wie? Wer lebt?«

»Prinz Manuel!«, bestätigte das Mädchen strahlend.

»Nein! Was redest du da! Er war tot! Ich habe es doch gesehen!«

»Die Boten sagen es!«

»Welche Boten?«

»Na, die Königsboten! Du kennst sie doch, die mit der kleinen Gestalt. Zwei waren da, an der alten Zisterne. Ich war drin. Und der Prinz war nicht mehr da!«

Meister Lothar meinte: »Vielleicht haben die ihn durch die unterirdischen Kanäle fortgebracht. Du hast doch selbst erzählt, wie sie graben und ...«

»Das ist ja möglich. Sie können den Leichnam weggebracht haben. Aber das muss doch nicht heißen, dass er lebt!«, meinte Gernot.

»Sie haben es mir doch gesagt!«

»Aber du selbst hast ihn nicht gesehen?«

»Nein. Aber denkst du, dass sie lügen?«

»Wie kamst du überhaupt in die Zisterne? Es standen doch sicher Wachen davor.«

»Da war niemand.«

In Gernots Kopf drehte sich alles. Eine Weile standen sie alle vier sprachlos da und sahen sich an. Dann fasste Gernot einen Entschluss.

»Ich gehe hin. Ich will das selbst sehen!«

»Ich gehe mit zurück«, sagte Friedgard.

Meister Lothar meinte: »Mich lassen sie ja sicher nicht ins Schloss, ich muss wohl hierbleiben. Aber kommt bald zurück und berichtet mir!«

Die beiden jungen Leute rannten hinaus. Die Torwachen ließen sie durch. Das Tor, das vom großen Platz zur alten Burg führte, stand offen und war nicht bewacht, viele Menschen liefen hin und her. Der Eingang zur Zisterne lag in einem der Häuser. Von dort führte eine Treppe, die in den Fels gehauen war, in die Tiefe. Hier standen Soldaten und ließen die beiden nicht weiter.

»Kennen wir uns nicht?«, sprach einer der Männer Gernot an.

»Ah – Ritter Konrad der Scheue!« Trotz des Dämmerlichts hier unten erkannte Gernot den massigen Mann, der fast sein Ritter auf der Igelburg geworden wäre.

»Wie war noch gleich dein Name?«

»Gernot von Habichtstein.«

»Ach ja, jetzt fällt's mir wieder ein. Was machst du hier?«

»Ich ... ich arbeite im Schloss, als Stallbursche. Und du?«

»Unsere Burg verfällt immer mehr. Wir mussten sie verlassen. Da sind einige von uns hierhergekommen. Und mich hat man gleich zur Wache an dieser Zisterne eingeteilt. Ein großes Unglück!«

»Wieso?«, fragte Gernot und hoffte, der Ritter könnte ihm genauer erzählen, was geschehen war.

»Das war vielleicht eine merkwürdige Geschichte, kann ich dir sagen! Man hat uns gesagt, da unten liege ein Toter. Wir sollten aufpassen, dass ihn keiner klaut. Wer klaut schon einen Toten? Aber dann hörte ich mitten in der Nacht Stimmen von da unten. Licht war da, helles Licht. Keine Ahnung, wo das herkam. Wir stiegen die Treppe runter. Da liefen Gestalten umher. Eine große und mehrere kleine. Mein Kamerad hatte ja den Prinzen gesehen und behauptet, der sei es gewesen. Als wir dann endlich ganz unten ankamen, war da aber nichts mehr. Es war auch wieder dunkel. Wir hatten keine Fackel mitgenommen, weil es ja hell gewesen war, als wir mit dem Abstieg begannen. Also mussten wir extra wieder rauf und ein Licht holen. Wir haben dann alles abgeleuchtet, aber nichts gesehen, keinen Toten und keinen Lebenden, keinen Großen und keinen Kleinen.«

»Und dann?«

»Wir mussten natürlich dem erhabenen und weisen ... also, wir haben dem General Meldung gemacht. Der hat getobt, kann ich dir sagen! Ich vermute, da kommt noch eine saftige Strafe auf uns zu. Dabei können wir doch nichts dafür!«

Auf dem Hof entstand plötzlich Bewegung, man hörte Menschen kommen. Gernot sah aus der Tür hinaus und bemerkte, wie der General und viele Männer, darunter auch Moritz vom Nesselberg, mit eiligen Schritten herankamen. Schnell drückte er sich in einen Winkel des Flurs und zog Friedgard mit sich. Er fand, es war besser, dem General jetzt nicht zu begegnen.

Der stürmte herein, schimpfte und fluchte laut und begann sofort, die Treppe hinunterzusteigen. Seine wütende Stimme, die durch den Hall ganz unheimlich klang, drang von unten herauf: »Bin ich denn nur von Trotteln umgeben? Seit wann werden Tote wieder lebendig? Kann man denn nicht mal so ein Loch ordentlich bewachen, das nur einen Zugang hat? Nieten seid ihr alle, Nieten! Ich will, dass alles durchsucht wird! Das ganze Schloss! Die ganze Stadt! Und zwar schnell und gründlich, ehe der Prinz oder sein Leichnam oder was sonst die Stadt verlassen hat! Und wehe, ihr bringt mir nichts ...!«

Gernot und Friedgard verließen das Haus, vorbei an dem zitternden Ritter Konrad dem Scheuen.

Die Prinzenfreunde waren alle da, bis auf den Soldaten, der zum Dienst verpflichtet war. Gernot und andere waren in der Stadt umhergegangen und -geritten, um das Treffen in ihrem üblichen Versammlungsraum einzuberufen.

Nachdem Meister Lothar Gernot und Friedgard das Wort erteilt hatte, hatten die berichtet, was sie gesehen und gehört hatten. Nun saßen sie alle ratlos um den Tisch und wussten weder, ob sie das alles glauben sollten, noch, was sie nun tun sollten.

Endlich fragte Meister Lothar den Apotheker: »Meinst du, dass die Paste, die du hergestellt hast ...«

»Sie hat sicher bewirkt, dass er schnell zusammengebrochen ist. So wird die Wirkung auch in meinen alten Büchern beschrieben. Aber es ist da nicht die Rede davon, dass jemand, dem das Mittel ins Blut gerät, scheintot umfällt und zwei oder drei Tage später wieder zu sich kommt. Aber ich will das nicht ausschließen. Die Schreiber meiner Bücher wussten sicher auch nicht alles. Aber woher wusste er es dann, der Prinz? Immer vorausgesetzt, es war so ...«

»Nun, woher er etwas wusste, darüber müssen wir uns keine Gedanken machen. Ihr wisst ja, dass er in stän-

diger Verbindung ... dass er ... dass er ...« Meister Lothar stotterte und starrte in Richtung der Tür, die ihm gegenüberlag. Seine Zuhörer schauten erstaunt zu ihm hin und drehten dann die Köpfe, um seinem Blick zu folgen.

Da stand der Prinz.

Alle starrten ihn wortlos an. Einige sprangen auf. Große Freude zeigte sich auf ihren Gesichtern, aber es gab keinen lauten Jubel. Eine heilige Scheu beim Anblick ihres Herrn verhinderte überschwängliche Ausrufe.

»Ich grüße euch, meine Freunde!«, sagte der Prinz.

Keiner antwortete, aber nicht aus Unhöflichkeit, sondern vor Schreck und Staunen.

»Ich bin noch ein wenig schwach«, sagte Prinz Manuel.

»Darf ich mir einen Stuhl nehmen?«

Sechs oder sieben Männer am unteren Ende des Tisches sprangen zugleich auf und schoben ihm ihre Stühle hin. Es gab ein Gepolter. Der Prinz setzte sich. Die Männer blieben stehen und ließen die Stühle frei, als wollten sie ihm die Möglichkeit lassen, sich später noch für eine andere Sitzgelegenheit zu entscheiden.

»Warum sagt ihr nichts?«, fragte der Prinz.

Endlich fand Meister Lothar seine Sprache wieder. »Wir ... wir sind erschrocken ... nein, erstaunt. Wir sind übergücklich, Herr, dass du ...«

»Dass du lebst!«, ergänzte der Kaufmann.

»Und frei bist!«, fügte Meister Dietrich, der Schmied, hinzu.

Die Frau des Kaufmanns sprang auf. »Du musst sehr erschöpft sein, Herr. Ich werde dir ein Bett bereiten. Und eine kräftige Brühe kochen.«

»Und ich will mir die Wunden ansehen«, sagte der Arzt.

»Das kannst du tun«, antwortete der Prinz und streckte seine verletzten Hände aus, die behelfsmäßig mit Tüchern verbunden waren. »Aber das mit dem Bett ist nicht nötig. Ich habe keine Zeit, mich auszuruhen.«

»Das stimmt!«, rief Gernot. »Ich habe gehört, wie der General den Befehl gab, die ganze Stadt zu durchsuchen.«

Der Arzt und der Apotheker wickelten die Tücher von seinen Händen. Die Frau des Kaufmanns holte frische Tücher und sauberes, heißes Wasser. Der Kaufmann selbst lief durchs Haus und trieb seine Küchenhelfer an, ein Essen zu bereiten. Schnell und kräftig sei wichtiger als schmackhaft.

Während die beiden Mediziner Salbe auf seine Hände strichen und auch die Wunde an seiner Seite behandelten und verbanden, aß der Prinz ein wenig.

»Herr«, wagte Gernot zu fragen, »Ihr habt verlangt, dass ich diese giftige Salbe auf das Schwert ...«

»Gernot von Habichtstein, du willst mein treuer Diener sein, nicht wahr?«

»Ja, sicher.«

»Aber du willst auch mein Freund sein?«

»Wenn Ihr es erlaubt, Herr ...«

»Ein Diener spricht seinen Herrn mit ›Ihr‹ an, aber ein Freund sagt ›du‹. Was möchtest du lieber sein, Diener oder Freund? Wenn du mich fragst – ich hätte lieber, dass du mein Freund bist.«

»Ich auch, Herr, wenn Ihr es ... wenn du es erlaubst.«

»Was wolltest du nun fragen, Freund Gernot?«

»Ich habe ja dieses Zeug ... das hat dich umgebracht. Aber du hast es so gewollt. Ich habe nicht übersehen, dass es lauter Dinge waren, die mit meiner Schuld zusammenhängen. War das Absicht?«

»Deine Schuld war es, und alle Schuld der Menschen, alles Böse dieser Welt hat mich umgebracht. Und das war Absicht. Die Absicht meines Vaters, des Königs.«

»Ah, ich verstehe«, sagte einer der Bauern. »Auf diese Weise konntest du aus dem Gefängnis herauskommen.«

Der Prinz lächelte ihn an. »Du verstehst noch nicht alles, Freund Bernhard. Aber du wirst es noch verstehen. Wenn ich bei meinem Vater bin ...«

Er wurde unterbrochen durch laute Rufe auf der Straße und heftiges Pochen an der Tür.

Alle erschrecken. Der Kaufmann rief in den Flur hinaus zu seinen Dienern: »Nicht aufmachen! Ich will erst nachsehen!« Er eilte ans Fenster, öffnete es und blickte hinaus. Da standen etwa zwanzig Bewaffnete. »Wer begehrt Einlass?«

»Mach auf! Wir sind Soldaten des Generals und haben ...«

Ein anderer unterbrach ihn: »Soldaten des Königs sind wir! Denn ab heute haben wir einen neuen König!«

»Wir haben Befehl, alle Häuser zu durchsuchen. Öffne, sonst müssen wir die Tür eintreten!«

Im Saal sahen sich alle mit bleichen Gesichtern an.

»In Ordnung!«, rief der Kaufmann zum Fenster hinaus. Es klang allerdings nicht so, als ob alles in Ordnung sei. »Es dauert einen kleinen Moment. Wir haben hier einen Schwerkranken. Aber gleich wird geöffnet.« Er schloss das Fenster.

Man hörte, wie gerufen wurde: »Was interessieren mich eure Kranken! Mach sofort die Tür auf!«

Gernot stieß hervor: »Mein Pferd steht hinter dem Haus. Du kannst damit fliehen, Herr!«

»Das geht nicht!« Der Arzt schüttelte den Kopf. »Er ist zu schwach, um sich allein auf dem Pferd zu halten. Der Blutverlust und ...«

»Dann reite ich mit ihm. März trägt uns beide!«, meinte Gernot.

Der Prinz stand auf, und dabei schwankte er. Die Sorge des Arztes war wohl berechtigt. Sie stützten ihn und eilten die Treppe hinunter. Durch die Hintertür kamen sie auf den Hof. Gernot schwang sich auf März, die anderen hoben den Prinzen hinter ihm hinauf. Er hielt sich an Gernot fest.

Eben brachen die Krieger durch die splitternde Haustür, da drückte Gernot seinem Pferd die Fersen in die Seite. Als sie um die Hausecke sprengten, kamen gerade drei Bewaffnete herum, um die Rückseite zu sichern. Sie sprangen zur Seite, um nicht über den Haufen geritten zu werden.

Einige der Soldaten hatten Bogen dabei. Aber bis sie Pfeile abschießen konnten, waren die Flüchtenden schon zu weit die Straße hinuntergaloppiert.

* * *

Gernot führte das Pferd am Zügel, auf dem der Prinz saß. Sie waren weit um die Stadt herumgeritten, weil sie nach Westen hinausgeflohen waren, aber nach Osten wollten. Um März nicht zu sehr zu belasten, war Gernot abgestiegen.

»Sollten wir nicht besser nach Norden fliehen, Herr? Unsere Verfolger werden erwarten, dass wir nach Osten

reiten, wo deine Heimat liegt. Hier suchen sie uns am ehesten.«

»Ich hoffe, dass wir so viel Vorsprung haben, dass wir es bis zur Biberburg schaffen.«

»Aber die Biberburg bietet uns nicht genug Schutz. Der See ist ausgetrocknet. Feinde können leicht mit Rammböcken und Sturmleitern an die Mauern heran.«

»Der See *war* ausgetrocknet«, lächelte der Prinz. »Er ist es nicht mehr. Du hast ja gesehen, wie die Leute meines Vaters das Wasser ablaufen ließen und wie sie es wieder umleiten und den Abfluss verschließen können.«

»Das weißt du auch? Du weißt, dass ich da war?«

Prinz Manuel nickte nur.

»Und du weißt, dass der See jetzt wieder vollgelaufen ist?«

»Noch nicht ganz voll. Aber er bietet schon guten Schutz, und jeden Tag wird es mehr Wasser. Auch dank der Pumpe deines Freundes Lothar. So war es jedenfalls, als ich die letzte Nachricht bekam.«

Prinz Manuel hatte sich immer wieder umgesehen. Als er sich jetzt wieder hoch im Sattel aufrichtete und nach hinten schaute, bemerkte er eine Staubwolke.

»Sie kommen. Viele Reiter im Galopp. Wenn sie langsam reiten würden, würden sie nicht so viel Staub auf-

wirbeln. Steig auf, Gernot! Wir müssen schneller vorankommen!«

Nun ritten sie wieder zu zweit. Gernot trieb sein Pferd zur Eile an.

»Da – rechts!«, rief sein Herr hinter ihm.

Tatsächlich nahte nun noch größere Gefahr. Auf der rechten Seite sahen sie eine Reiterschar einen Hügel herunterkommen. Wahrscheinlich ein Trupp, der ihnen den Weg abschneiden sollte.

Gernot schnalzte mit der Zunge, legte sich weit vor auf den Hals seines Pferdes und redete ihm zu. März schien ihn zu verstehen. Mit weit ausgreifendem Galopp preschte er dahin. Aber ob das reichen würde?

Er verließ die Straße – nicht mehr als Wagenspuren im Sand – und wendete sich mehr nach links. Über Wiesen und Felder und Brachland ging der wilde Ritt.

Nach einer Weile wagte er einen Blick zurück. Der belehrte ihn, dass er richtig gehandelt hatte: Wäre er auf der Straße geblieben, wären sie dem Reitertrupp direkt in die Arme gelaufen.

Die Verfolger kamen näher. Klar, ihre Pferde hatten nur einen Mann zu tragen und waren ausgeruhter. Wie lange würde März diese Jagd noch durchhalten?

Vor ihnen lag ein kleiner Wald mit dichtem Unterholz und Gebüsch am Rand.

Gernot sprach laut, damit Prinz Manuel ihn hörte, obwohl er sich nicht umdrehen konnte. Er musste auf den Weg achten. »Da vorn in dem Gebüsch werde ich abspringen, und du kannst weiterreiten. Dich allein kann mein Pferd noch eine Weile tragen. Ich habe meine Armbrust und werde sie aufhalten. Wenn ich auf sie schieße, müssen sie mich erst einkreisen. Das gibt dir Zeit zu fliehen.«

»Und wenn sie dich eingekreist haben?«

»Lass das meine Sorge sein!«

»Nein, mein Freund. Deine Sorge ist immer auch meine Sorge.«

»Es ist wichtiger, dass du gerettet wirst!«

»Ich bin nicht dazu da, dass andere sich für mich opfern. Im Gegenteil: Ich opfere mich für andere.«

Es ging durch einen kleinen Bachlauf. Das Wasser spritzte hoch auf. Gernot musste sich konzentrieren. Dann konnte er weiterreden. »Wie sollen wir denn sonst ...?«

»Ich werde abspringen. Ich kann mich im Gebüsch verstecken. Du reitest weiter. Wenn sie dich verfolgen, hast du auch etwas Gutes für mich getan: Du hast sie von mir abgelenkt.«

»Aber wenn wir aus dem Wäldchen heraus sind, werden sie sehen, dass du nicht mehr auf dem Pferd sitzt. Dann werden sie umkehren und dich suchen.«

Jetzt schlugen die Äste über ihnen zusammen. März konnte sich nur mühsam einen Weg bahnen. Gerade als Gernot sich umwandte, weil er eine Antwort erwartete, die nicht kam, spürte und sah er, wie der Prinz vom Pferd sprang. Er hastete zu einem noch dichteren Gebüsch einige Schritte weiter.

Gernot zügelte März. Aber der Prinz winkte ihm, da ritt er schnell weiter.

Nach wenigen Augenblicken hörte er, wie die Soldaten hinter ihm in den Wald eindringen. Auch ihnen schlugen die Äste ins Gesicht wie Gernot eben, besonders am Waldrand, wo das Gebüsch dicht war. Die Männer fluchten laut und redeten auf ihre Pferde ein. Jemand schrie einen Befehl.

Gernot lenkte März nicht. Er staunte, wie geschickt er durch den nun lichter gewordenen Wald eilte, wenn es auch kein gestreckter Galopp mehr war. Jedes Mal, wenn es zwischen zwei Bäumen hindurchging, hielt Gernot die Luft an. Er wagte nicht, sich umzusehen. Erst als er sich durch das Randgebüsch am anderen Ende des Wäldchens zwängte, warf er einen Blick zurück. Seine Verfolger waren zwischen den Stämmen nicht richtig zu sehen, aber er schätzte, dass sie dreihundert oder vierhundert Schritte hinter ihm waren. Der Abstand hatte sich im Wald vergrößert. Anscheinend hatten die Solda-

ten nicht so einen wilden Ritt zwischen den Bäumen hindurch gewagt.

Wieder ging es durch Strauchwerk, das Pferd und Mensch die Haut zerkratzte. Als sie endlich ins Freie kamen, bewies März, was für ein gutes Rennpferd er war. In rasendem Galopp preschte er über eine Viehweide. Schafe, die in einiger Entfernung grasten, flohen aufgeregt.

Gernot schätzte, dass die Zahl seiner Verfolger nicht kleiner war als am Anfang. Also war zu vermuten, dass niemand zurückgeblieben war, um den Prinzen zu suchen. Offenbar hatten sie noch nicht bemerkt, dass er fehlte.

März vergrößerte den Abstand zu der Reitergruppe etwas. Gernot merkte aber, dass das sehr an seinen Kräften zehrte. Bestimmt kam er nicht in diesem Tempo bis zur Biberburg!

Einige Zeit ging es so weiter. Sie kamen jetzt wieder auf die Straße, die sie vorher verlassen hatten und die wohl einen weiten Bogen gemacht hatte. Hier hatte März es etwas leichter, aber die Pferde der Soldaten natürlich auch.

Am Weg lag ein Bauernhof. Gernot merkte, dass er seinem Pferd nicht mehr lange diesen Gewalttritt zumuten konnte. Er musste einen Ausweg finden, und dazu konnte

der Bauernhof nützlich sein. Vielleicht konnte er das Pferd hierlassen und sich verstecken? Er ritt auf den Hof.

In diesem Augenblick kam von der gegenüberliegenden Seite ein anderer Reiter heran. Gernot traute seinen Augen kaum: Das war sein früherer Ritter Wolfhard vom Buchenhag.

»He, Gernot! Da bist du ja! Wie sieht denn dein Pferd aus! Das bricht ja gleich zusammen!«

»Verfolger sind hinter mir her ...« Gernot sprang aus dem Sattel.

Der Bauer kam aus einem Scheunentor. »Meine Herren, was führt Euch ...?«

Ritter Wolfhard unterbrach ihn. »Hier hast du ein Goldstück, Bauer! Dafür versorge dieses Pferd. Und wenn Soldaten kommen, tust du so, als gehöre es dir. Am besten, du versteckst es schnell. Wir holen es später ab. Wenn es in – sagen wir – zwei Monaten niemand abgeholt hat, kannst du es behalten.«

»Das mache ich gerne. Danke, Herr Ritter!«

Gernot nahm schnell die Armbrust vom Sattel. Während der Bauer das mit Schaum bedeckte Pferd in einen Stall führte, half Ritter Wolfhard Gernot auf sein Pferd. »So, dann wollen wir mal!«

Gerade als sie vom Hof wieder auf die Straße kamen, galoppierten die Soldaten um eine Biegung. Sie sahen die

beiden, dachten wohl, einer wäre immer noch der Prinz, und trieben ihre Pferde weiter an.

Die waren aber inzwischen auch ziemlich erschöpft. Schnell vergrößerte das ausgeruhte Pferd, obwohl es zwei Reiter tragen musste, den Abstand zu den Verfolgern.

Als nach einer guten Stunde der hohe Turm der Burg Biberstein über den Hügeln vor ihnen auftauchte, war von den Soldaten weit und breit nichts mehr zu sehen. Eine Staubwolke hinter ihnen verriet aber, dass sie die Jagd noch nicht aufgegeben hatten.

Wo sie nun in Sicherheit zu sein schienen und Ritter Wolfhard auch das Pferd in Trab fallen ließ, konnte Gernot ein Gespräch mit seinem Retter anfangen. »Vielen Dank, Ritter Wolfhard! Das war Hilfe in letzter Not! Was für ein glücklicher Zufall, dass wir uns gerade im richtigen Augenblick am richtigen Ort getroffen haben!«

»Das war kein Zufall.«

»Wieso? Hast du mich etwa gesucht? Du konntest doch gar nicht wissen ...«

»Ich bekam den Auftrag, dir entgegenzureiten.«

»Einen Auftrag? Von wem?«

Ritter Wolfhard schwieg eine Weile. Als Gernot noch einmal nachfragte: »Sag, von wem?«, antwortete er: »Das würdest du mir doch nicht glauben. Darum behalte ich es lieber für mich. Hauptsache, ich habe den Auftrag gehört

und ausgeführt. Du siehst, dass ich recht daran getan habe.«

Gernot überlegte und sagte dann: »Haben Zwerge dir den Auftrag gegeben?«

Der Ritter wandte den Kopf und sah den jungen Mann hinter sich erstaunt an. »Woher weißt du das?«

»Ich habe auch schon mit ihnen geredet.«

»Du? Und ich dachte, mir wäre etwas ganz Ungewöhnliches passiert, was noch nie ein anderer erlebt hat!«

Es ging über einen Hügel. Als sie oben waren, sahen sie den See unter sich liegen. Er war tatsächlich noch nicht ganz voll, aber die spiegelnde Fläche umschloss die ganze Burg und war groß genug, um sie zu schützen.

Ein Blick zurück sagte ihnen, dass von den Verfolgern keine Gefahr drohte. Sie konnten langsamer zum See hinunterreiten. Ritter Wolfhard musste darum nicht mehr so laut reden, als er fragte: »Warum bist du auf der Flucht? Ich habe dir mein Geheimnis erzählt, da solltest du mich auch in deine Erlebnisse einweihen!«

»Die wichtigste Nachricht zuerst: Der Prinz ... wusstet ihr eigentlich schon von dem schrecklichen Ende, wie ihn der General ...?«

»Ja, die Meldung hat uns erreicht. Warst du dabei?«

»Ja. Aber nun lebt der Prinz wieder.«

»Er lebt? Was redest du da! Waren die Nachrichten falsch, dass ihn der General getötet hat?«

»Nein, aber er lebt wieder! Wir waren im Kreis seiner Freunde zusammen, da kam er zu uns. Wir haben ...«

»Du hast ihn gesehen?«

»Mehr noch: Als die Soldaten des Generals ihn suchten und er fliehen musste, habe ich ihn auf meinem Pferd mitgenommen.«

»Du hast ...? War das die Flucht eben?«

»Der Prinz ist in einem Gebüsch, wo sie es nicht sehen konnten, abgesprungen und hat sich versteckt. Ich habe die Soldaten hinter mir hergelockt, sodass ich hoffen kann, dass er davongekommen ist. Allerdings war er noch sehr geschwächt. Ich weiß nicht, ob er sich nun allein durchschlagen kann.«

»Das sind ja großartige Neuigkeiten! Prinz Manuel lebt! Und er ist frei! Weißt du, was das heißt, Junge? Wir müssen uns dem General verweigern! Wir müssen alles tun, dass der Prinz zur Herrschaft kommt! Wir müssen ... Ich muss das sofort dem Großmeister melden, und dann werden wir beraten, was zu tun ist. Der Prinz ist frei! Nein, so etwas!«

Jetzt ritten sie an dem dicken Turm vorbei, der den Damm zur Burg bewachte. Die Männer auf den Zinnen erkannten den Ritter und winkten ihm zu. Gernot und

der Ritter winkten zurück und ritten über den Damm, der jetzt auf beiden Seiten von Wasser umgeben war. Vor ihnen öffnete sich das große Burgtor.

12. KAPITEL

Die Menge der Krieger auf den Hügeln rund um den See war beeindruckend. Am westlichen Horizont wirkten sie wie Schatten gegen die untergehende Sonne. Wie ein breiter Strom ergoss sich die Armee des Generals auf beide Seiten der Straße und verteilte sich. Da waren Reiter und Fußsoldaten, Schwertkämpfer und Bogenschützen, und dann sah man auch die schweren Schussapparate, die in Meister Lothars Werkstatt gebaut worden waren.

Gernot zeigte hinauf. »Meinst du, Ritter Wolfhard, dass die unseren Mauern gefährlich werden können?«

Der zuckte die Achseln. »Weiß nicht. Wir haben keine Erfahrung mit so was. Kann schon sein, dass sie eine Lücke in unsere nicht besonders dicken Außenmauern schießen, wenn sie oft genug auf dieselbe Stelle treffen.«

»Aber wir ergeben uns doch nicht?«

»Wir haben abgestimmt. Die überwältigende Mehrheit war dafür, dass unser Treueid gebietet, zum Prinzen zu halten, der unser rechtmäßiger Herrscher ist. Und zum König, der vor langer Zeit, als hier noch alles wüst war, dieses Land urbar gemacht hat. Wir haben ihm so viel zu

verdanken! Nein, wir werden seinem Feind nicht die Tore öffnen!«

»Aber einige haben für den General gestimmt. Was ist mit ihnen?«

»Drei Ritter haben auch früher schon aus ihrer Begeisterung für den General keinen Hehl gemacht. Die haben wir eingesperrt, damit sie kein Unheil anrichten können. Die übrigen Ritter, die schwankend waren und sich nicht entscheiden konnten, haben wir überredet. Sie werden wohl mithelfen bei der Verteidigung.«

»Da kommt eine Abordnung!«

Sie standen auf der Mauer nahe dem Tor und konnten nun beobachten, wie eine Schar von Reitern sich dem Seeufer bei dem dicken Turm näherte. Als sie nah genug waren, wurden sie vom Turm herab angerufen: »Halt! Stehen bleiben, oder wir schießen!«

Die Reiter riefen hinauf: »Was fällt euch ein!? Ihr seid wie wir Untertanen des Generals, der nun unser neuer König ist! Wie könnt ihr da auf uns schießen!?«

»Wir sind Untertanen des alten Königs, und wir schießen auf jeden, der ihm seine Herrschaft streitig machen will.«

»Wer bist du? Wir wollen mit dem Großmeister reden!«

»Gern!«, antwortete der Mann vom Turm. Man konnte auf der Mauer der Burg jedes Wort verstehen, weil sie laut riefen und sonst rundum eine gespannte Stille herrschte. »Aber dann so, wie es allgemein üblich ist: Nur drei Mann dürfen über den Damm zum Tor reiten. Und mit einer weißen Fahne zum Zeichen, dass ihr friedliche Unterhändler seid.«

Die Reiter sprachen miteinander, wendeten ihre Pferde und ritten zurück. Auf einem Hügel in der Nähe wurde gerade ein Zelt aufgeschlagen, anscheinend sollte das der Feldherrnhügel des Generals werden.

Ritter Wolfhard sagte: »Der da vom Turm gesprochen hat, das ist ein Freund von mir, Ritter Robert. Er hat genau das gesagt, was ich auch gesagt hätte. Der Großmeister hat ihn zum Befehlshaber des Turms ernannt.«

»Es gibt keine Verbindung vom Turm hierher. Wenn er erobert wird, könnten sie höchstens ohne Deckung über den Damm zur Burg fliehen.«

»Das stimmt. Wir hatten mal geplant, eine Mauer neben dem Damm zu bauen, sind aber noch nicht dazu gekommen. Andererseits – der Turm ist sehr stark. Wenn er erobert werden würde, könnte die Burg selbst auch nicht mehr standhalten. Vielleicht haben die im Turm sogar bessere Chancen als wir hier.«

»Warum hält sich der General überhaupt so lange hier auf? Er könnte doch die Burg Biberstein einfach umgehen. Dann wäre er schneller an der Küste. Er will doch bereit sein, wenn der König mit seinen Schiffen kommt.«

»Daran bist du nicht ganz unbeteiligt, Gernot von Habichtstein.«

»Ich?«

»Ja, du. Sie glauben doch beobachtet zu haben, dass du mit dem Prinzen hierher geflohen bist. Sie nehmen an, dass der Königssohn in der Biberburg Zuflucht gesucht hat.«

»Ach so.«

»Wenn sie ihn wieder in ihre Gewalt bringen, haben sie ihre Geisel zurück und können vielleicht den Angriff des Königs verhindern. Hoffen sie wenigstens.«

Gernot überlegte. »Dann brauchen wir ihnen doch nur zu sagen, dass der Prinz nicht hier ist! Dann lassen sie von uns ab und ... ach nein, das ist Unsinn!«

»Stimmt!«, nickte der Ritter. »Und nun sag mir auch, warum das Unsinn ist!«

»Erstens würden sie uns nicht glauben, ehe sie die Burg nicht gründlich durchsucht haben.«

»Und zweitens?«

»Zweitens würden sie dann das ganze Land mit Suchtrupps durchkämmen, und der Prinz könnte ihnen in die Hände fallen.«

»Richtig. Und drittens ist es gut, wenn sie sich mit der Belagerung unserer Burg länger aufhalten. Umso größer ist die Chance für den König und sein Heer, zu landen und auf der Insel Fuß zu fassen.«

»Sie kommen wieder!«

Es waren tatsächlich nur drei Reiter, die nun mit einer großen weißen Fahne herangeritten kamen. Beim Turm fielen ihre Pferde in gemächlichen Schritt. Man ließ sie passieren, und sie ritten auf dem Damm bis vor das Tor. Gernot konnte ihre Gesichter trotz der Abenddämmerung sehen, erkannte aber nur einen der Männer, den er einmal im Palast des Generals gesehen hatte.

»Wer ist der Befehlshaber dieser Burg?«, rief der Ritter, der dem Tor am nächsten war.

Der Großmeister, der direkt über dem Tor hinter einer Zinne stand, winkte Ritter Wolfhard herbei und flüsterte ihm etwas zu. Der beugte sich ein wenig über die Mauerkante und rief: »Der oberste Herr dieser Burg ist der König.«

»Der alte oder der neue?«

»Wir kennen nur einen König.«

»Weißt du nicht, dass der frühere Generalvertreter nun unser neuer König ist?«

»Nein, das weiß ich nicht, will ich auch nicht wissen. Wir haben unserem König und seinem Sohn Treue geschworen. Dabei bleibt es auch.«

»Ich will mit dem Prinzen sprechen.«

»Er aber nicht mit dir. Mit Verrätern redet er nicht. Mit Mördern erst recht nicht.«

»Dann will ich mit dem Großmeister sprechen, dem Befehlshaber der Burg!«

Ritter Wolfhard sah den Großmeister lächelnd an, dann rief er hinunter: »Ich will sehen, ob er für dich Zeit hat.«

Absichtlich ließen sie einige Minuten vergehen, dann beugte sich der Großmeister über die Mauer. »Was wollt ihr?«

»Bist du der Großmeister?«

»Ja. Du kennst mich doch von früheren Begegnungen, Ritter Roland!«

»Der neue König befiehlt dir, das Tor zu öffnen!«

»Ich nehme keine Befehle entgegen von einem, der sich widerrechtlich zum Herrscher gemacht hat.«

»Du weißt nicht, was du tust, Burgherr! Ist dir klar, dass wir uns gewaltsam Zutritt verschaffen werden, wenn ihr ihn uns nicht freiwillig gewährt?«

»Mir ist klar, dass ihr das versuchen werdet. Aber mir ist auch klar, dass es euch nicht gelingt. So, und nun zieht ab! Ich wollte gerade zum Abendessen gehen, und ihr haltet mich auf.«

»Diese unerhörte Frechheit wirst du bereuen!«, rief der Ritter. Er gab den beiden anderen ein Zeichen zum Rückzug. Weil der Damm sehr schmal war, um es Angreifern so schwer wie möglich zu machen, mussten sie ihre Pferde behutsam wenden.

Alle, die das Gespräch mit angehört hatten, grinsten. Laute Fröhlichkeit war allerdings nicht angebracht, wussten sie doch, dass ihnen nun ein harter Kampf bevorstand, vielleicht sogar der Tod. Aber ein leichtes Grinsen, weil sie den Feind mit einem kleinen Triumph geärgert hatten, konnten sie sich doch erlauben.

»Bis morgen werden sie uns in Ruhe lassen«, vermutete Ritter Wolfhard.

»Und dann?«

»Weiß nicht. Vielleicht schießen sie ein bisschen, um uns zu zeigen, was uns droht, und versuchen es dann noch mal mit Verhandlungen. Oder fordern, den Prinzen auszuliefern als Gegenleistung dafür, dass sie uns in Ruhe lassen. Natürlich mit der Absicht, uns dann doch zu vernichten, wenn sie den Königssohn haben.«

»Keine schönen Aussichten.«

»Wir können uns vermutlich wochenlang halten. Bis dahin ist der König gelandet. Hoffe ich. Da mache ich mir nicht viele Sorgen. Größere Sorgen mache ich mir um den Prinzen.«

»Ich auch. Wenn ich ihm nur helfen könnte! Er war so entkräftet!«

»Wir können ihm nicht helfen. Die lassen keinen raus. Wir können nur helfen, indem wir die da glauben lassen, er wäre bei uns.«

»Gibt es keinen Weg, wie ... oh ...«

»Was ist? Hast du eine Idee?«

Gernot überlegte. »Ich könnte die Zwerge fragen. Vielleicht sind sie noch da.«

»Wie willst du sie finden? Der, der mit mir sprach, war in der Nacht plötzlich erschienen und dann wieder verschwunden.«

»Ich habe sie damals im Brunnen getroffen.«

»Da unten in dem Schacht?«

»Ganz tief unten. Ich versuche es! Vielleicht können sie mich durch unterirdische Gänge hinausbringen. Sie haben viel da unten gegraben, um die Wasserläufe zu ändern.«

»Versuch es. Aber sag niemandem hier, was du vorhast. Sie lachen dich nur aus. Sie haben ja keine Erfahrung mit diesen kleinen Leuten.«

»Sie sind Boten des Königs. Klein sind sie nur äußerlich, wenn wir sie zu Gesicht kriegen.«

»So was Ähnliches habe ich mir schon gedacht. Es wird dunkel. Am besten gehst du gleich. Falls du irgendwo außerhalb des Belagerungsringes herauskommst, sollte es noch Nacht sein. Und nimm etwas zu essen mit und deine Armbrust!«

Nicht lange nach diesem Gespräch stand Ritter Wolfhard am Rand des Brunnens. Die Pumpen liefen nicht, weil alle Männer ihre Kräfte für die bevorstehenden Kämpfe schonen sollten. Der Ritter ließ die Strickleiter in den Schacht hinunter, sah sich noch einmal um, ob niemand in der Nähe war, und winkte Gernot. Der löste sich aus dem Schatten des Pumpwerks und kam herbei, Armbrust und Vorratssack auf dem Rücken. Er stieg über den gemauerten Brunnenrand und die Strickleiter hinab.

»Viel Glück!«, rief der Ritter ihm leise nach.

Tiefer und tiefer ging es. Dann erst zündete Gernot seine Laterne an, was nicht einfach war. Er musste einen Arm um die Strickleiter hängen, um sich festzuhalten, damit er beide Hände frei hatte.

Viel sah er auch mit der Laterne nicht, nur die feuchten Wände um ihn herum und in regelmäßigen Abständen die Ledereimer an den Seilen des Pumpwerks.

Nun muss der Gang aber kommen!, dachte er. Oder habe ich ihn schon verpasst?

Plötzlich hörte er eine Stimme: »Na, nun komm! Was zögerst du, Gernot von Habichtstein?«

»Du erwartest mich?«, rief Gernot nach unten, dass es hallte.

»Ja. Vorsicht!«

»Ich bin vorsichtig!«

»Ich wollte dich nicht zur Behutsamkeit ermahnen, sondern mich vorstellen.«

»Ach so, du bist der mit dem Namen ›Vorsicht‹.«

Jetzt war er angekommen, und der kleine Mann half ihm, in den seitlich abführenden Gang zu treten.

»Aufsicht und Umsicht sind auch da. Du kennst sie ja.«

»Ich muss zugeben, bei dieser schlechten Sicht habe ich Schwierigkeiten, die Gesichter von Vorsicht, Umsicht und Aufsicht zu unterscheiden. Ganz zu schweigen von Rücksicht und Absicht und ...«

Der Zwerg lachte. »Das ist freilich auch besonders schwierig, denn einen Mann namens Absicht haben wir gar nicht hier.«

Vorsicht führte Gernot in den Raum, in dem er die Zwerge beim letzten Mal kennengelernt hatte. Die beiden anderen, die beim Licht einer Fackel gerade Brot und Käse auf sieben Teller verteilten, begrüßten ihn mit Handschlag.

»Es ist schön, dass du uns besuchst«, meinte Aufsicht.
»Sicher hast du gesehen, dass wir fleißig waren und alles wieder so hergerichtet haben, wie es war. Auf höchsten Befehl.«

»Ja, das habe ich gesehen, und ich bewundere euch! Aber ich komme nicht, um euch zu besuchen. Ich habe eine Bitte.«

»Nur heraus damit!«

»Ihr wisst vielleicht, dass die Burg vom Heer des Generals umzingelt ist.«

»Natürlich wissen wir das. Zwei von uns sind an verschiedenen Stellen draußen, um zu beobachten. Und die letzten zwei sind als Boten unterwegs. Der König muss doch erfahren, was hier geschieht. Und wir müssen erfahren, wie wir uns verhalten sollen.«

»Wisst ihr auch, was mit dem Prinzen geschehen ist?«

»Dass er lebt und fliehen musste, wissen wir. Aber nicht, wo er jetzt ist. Der General vermutet, er wäre in der Burg, aber wir wissen, dass das nicht stimmt.«

»Ich bin mit ihm geflohen, und er hat sich verborgen. Ich weiß, wo das war, aber nicht, ob er noch da ist. Ich muss ihn suchen und ihm helfen, weil er noch sehr krank und erschöpft war. Nur – ich komme nicht aus der Burg hinaus.«

»Und da dachtest du, wir können dir helfen?«

»Ja. Ihr habt doch sicher noch andere Ausgänge als den da durch den Brunnen. Könnt ihr mich hinter dem Belagerungsring nach oben bringen?«

»Nichts leichter als das!«

Umsicht mahnte: »Übertreib nicht, Aufsicht! Für uns ist es leicht. Aber für jemanden, der so groß ist ...«

»Nun ja, du hast recht. Aber Gernot ist mutig genug, auch durch enge und niedrige Gänge zu kriechen. Das stimmt doch, oder?«

»Nun – äh, ja«, antwortete Gernot wenig begeistert.

»Und sicher kannst du auch ein Stück durch Wasser tauchen und die Luft anhalten?«

»Oh – das habe ich noch nicht probiert.«

»Na, alles muss man irgendwann zum ersten Mal machen. Umsicht wird dich führen. Also – willst du?«

»Wollen ist vielleicht das falsche Wort. Aber nun bin ich einmal bis hierher gekommen ... Auf geht's.«

Er verabschiedete sich von den beiden anderen, bedankte sich und ging dann hinter Umsicht her. Zunächst brauchte er sich nur zu bücken. Dann aber musste er kriechen. Es war nass und schmutzig. Und vor allem flößte ihm der Gedanke Angst ein, dass die Decke dieses Ganges nur eine Handbreit über ihm war, und darüber Berge von Erde und ein See voll Wasser.

Als er gerade um eine Pause bitten wollte, erweiterte sich der Gang. Er hörte Wasser rauschen.

»Hier geht's runter!«, warnte ihn sein Führer und leuchtete mit der Fackel auf ein paar glitschige Stufen. Am Rand waren Hölzer in die Wand geschlagen, an denen man sich festhalten konnte.

Beide stiegen hinab und standen unten im kalten Wasser, Gernot bis zum Gürtel, Umsicht bis zur Brust. Sie mussten sich nun gegen die Strömung vorarbeiten. Gernot fror und war erschöpft. Aber solange der Zwerg noch weiterschritt, halb gehend, halb schwimmend, wollte auch er keine Schwäche zeigen.

Nachdem sie sich etwa eine halbe Stunde vorwärtsgekämpft hatten, wurde ein wildes Rauschen immer lauter. Schließlich machte Umsicht Halt. »Da vorn ist ein Wasserfall!«, schrie er Gernot ins Ohr. »So hoch wie der Turm draußen am Damm, aber in mehreren Absätzen. Das Licht der Fackel leuchtet nicht so weit, dass du es sehen könntest. Da können wir nicht hoch. Aber wir haben eine Umgehung gegraben.«

Er stieg über einige Steine seitlich in einen neuen Gang. Nach einer Weile führte der Gang nicht mehr weiter. Gernot erschrak, als er vor und neben sich nur Felsen sah. Aber sein Führer lächelte und zeigte nach oben. Da

hing eine Strickleiter. Flink stieg der Zwerg hinauf, wobei er den Stiel seiner Fackel in den Mund nahm.

Gernot folgte mit der Laterne am Gürtel. Dreißig Stufen aus Stricken – dann war auch diese Schwierigkeit überwunden. Nun krochen sie wieder durch einen Gang, ziemlich steil bergauf.

Inzwischen hatte Gernot völlig die Orientierung verloren. Weder von der Entfernung, die sie zurückgelegt hatten, noch von der Richtung, in der sie gingen, hatte er eine Vorstellung. Und wenn er sich eine Vorstellung machte, war sie sicher falsch.

Nach weiteren Minuten nahm das Rauschen wieder zu. Dann ging es ein paar Stufen hinunter, und sie standen erneut im Wasser. Müde, entkräftet und durchgefroren dachte Gernot nicht mehr über Sinn und Ziel dieser Wanderung nach, folgte nur Schritt für Schritt dem kleinen Mann mit der Fackel.

Als der auf einmal anhielt, wäre er fast gegen ihn gerannt.

»So«, sagte Umsicht, »von hier aus kannst du allein weiter. Das Wasser drängt sich hier durch ein schmales Loch. Etwa vier oder fünf Schritte gibt es keine Luft zwischen der Felsdecke und der Wasseroberfläche. Natürlich hätten wir den Durchbruch erweitern können. Aber das haben wir extra nicht getan, weil man so von außen nicht

den Eingang zu unserem Gangsystem sehen kann. Du musst die Luft anhalten und einfach weitergehen. Natürlich geht deine Laterne dabei aus. Aber du brauchst sie nicht mehr. Wenn du drüben rauskommst, bist du unter freiem Himmel.«

»Wie tröstlich!«, knurrte Gernot.

Der andere lachte. »Du schaffst es schon! Nur Mut!«

»Ich danke dir, Umsicht. Und grüße die anderen von mir!«

»Gern. Ich wünsche dir gutes Gelingen.«

»Danke. Ach – tust du mir einen Gefallen?«

»Natürlich.«

»Bleib noch ein paar Minuten hier stehen. Falls ich da nicht durchkomme, trägt die Strömung meinen Leichnam hierher. Dann kannst du ihn wenigstens aus dem Wasser ziehen.«

»Das wird nicht nötig sein«, lachte sein Führer und legte ihm die Hand auf die Schulter, was nur möglich war, weil Gernot sich schon bückte. »Aber ich warte hier.«

Nicht lange zögern!, ermahnte Gernot sich. Er holte tief Luft, tauchte unter und ging vorwärts. Eins, zwei, drei, vier, fünf Schritte. Er fühlte mit dem Arm nach der Felsdecke über sich. Tatsächlich – sie ging schräg nach oben. Er hob den Kopf, spürte, dass er aus dem Wasser kam, und atmete! Welch eine Befreiung!

Bald konnte er aus dem Bach steigen. Er fiel – nass, wie er war – ins Gras, um erst einmal zu Atem zu kommen. Aber bald merkte er, dass er fror. Er musste sich bewegen. Er stand auf und warf einen Blick um sich.

Im Licht des Mondes konnte er weit unter sich die spiegelnde Fläche des Sees erkennen, darin eine dunkle Stelle, wahrscheinlich die Insel mit der Burg. Um den See herum brannten einige Feuer. Er suchte den Polarstern und wusste nun, in welche Richtung er sich halten musste.

Kurz überlegte er, ob er den Sack mit den durchnässten Lebensmitteln liegen lassen sollte, nahm ihn dann aber doch auf die Schulter und auf die andere seine Armbrust. Und dann ging er den sanften Hang hinab.

Es ging trotz seiner Erschöpfung ganz gut, solange sein Weg bergab führte. Ihm wurde auch langsam wieder warm. Aber nach einer Stunde etwa wurde der Pfad eben und seine Kräfte ließen nach. Er traf nun auf die Straße, die sie zu zweit auf dem Pferd von Ritter Wolfhard hergekommen waren und auf der das Heer des Generals nach Osten geströmt war. Jetzt war niemand außer ihm unterwegs, aber er hielt sich bereit, sich schnell seitlich der Straße zu verstecken, falls jemand kommen sollte.

Nach zwei weiteren Stunden hatte er endlich den Bauernhof erreicht, wo sein Pferd sein musste. Natürlich war alles dunkel. Ob er den Bauern wecken konnte? Nein, das

wollte er nicht. Er ging in die Scheune, fand ein weiches Heulager, zog seine nassen Kleider aus, wickelte sich in eine alte Pferdedecke, die dort lag, und schlief im Nu ein.

Er schreckte auf, als er heftig angestoßen wurde. Vor ihm stand der Bauer mit einer Mistgabel in der Hand, bereit, sie ihm in den Leib zu stoßen. »Was machst du hier? Wer hat dir erlaubt, in meiner Scheune zu schlafen?«

Gernot richtete sich vorsichtig auf, den Blick auf die vier Zinken der Mistgabel gerichtet. »Ich wollte ... mein Pferd ... Als ich in der Nacht ankam, wollte ich dich nicht wecken.«

»Ach, du bist es!«, bemerkte der Bauer, zugleich beruhigt und etwas verlegen. »Entschuldige, ich habe dich nicht erkannt in dem Dämmerlicht, und du lagst mit dem Gesicht nach unten.«

»Ich habe mir diese Decke genommen. Sei mir nicht böse! Meine Kleider waren nass. Äh ... kannst du nicht diese Mistgabel beiseite...«

»Ach ja, natürlich! Komm mit ins Haus, da kannst du etwas essen und trinken. Das ist umsonst, es ist mit dem Goldstück reichlich bezahlt. Du kannst erst einmal Kleider von mir anziehen. Die da müssen wir noch vor den Kamin hängen.«

»Danke! Ist mit meinem Pferd alles in Ordnung?«

»Ich habe es in den Hügeln versteckt, als ich merkte, dass die Soldaten hier vorbeikamen. Die hätten es sonst mitgenommen. Ich habe da schlechte Erfahrungen.«

»Sehr gut! Ich danke dir!«

»Schade, dass ich es nicht behalten kann. Es ist ein schönes Tier.«

»Ich verspreche dir, dass du einen zusätzlichen Lohn bekommst, wenn der rechtmäßige König erst wieder die Ordnung im Land hergestellt hat.«

»Meinst du, dass es jemals dazu kommt?«

»Da bin ich mir ganz sicher.«

* * *

»Du erinnerst dich doch an den fünften Rat«, flüsterte Gernot in den hohlen Baum hinein. »Ich sollte zu meiner Schuld stehen. Das habe ich getan. Und was kam dabei heraus? Ich war beteiligt am Tod des Prinzen! Vielleicht steckt ja ein großer Plan dahinter, denn er wurde wieder lebendig. Aber ich weiß nicht, ob er es noch ist. Ich habe ihn verloren. Er war noch so schwach, und vielleicht ist er gestorben. Was soll ich machen? Das ist der sechste Rat, den ich erbitte: Wo finde ich den Prinzen, meinen Herrn? Und wie soll es weitergehen? Und – wenn du mir auch das sagen kannst – was war der Plan? Ich verstehe es nicht! Habe ich meine Schuld nicht noch vermehrt, statt sie los-

zuwerden, als ich das Gift auf das Schwert des Generals tat, der damit den Prinzen traf? Das Gift meiner Schuld! Und ... ach, das sollen mal genug Fragen sein.«

Gernot stand auf und sah sich um. Das weite Land lag friedlich in der Frühlingssonne, als gäbe es keinen Krieg und keinen Hass. Von hier oben waren keine kämpfenden Menschen zu sehen, keine Waffen und Rüstungen und Burgen. Nur die Wälder, die nun in vielen Grüntönen prangten. Und vor ihm sein Pferd, das genießerisch die frischen Grashälmchen mit einigen Gänseblümchen rupfte.

Gernot kaute eines der Blätter vom Wunderbaum. Es schmeckte sehr erfrischend, fand er. Als löschte es lange ertragenen Durst, obwohl es kaum Feuchtigkeit enthielt.

»Hat er dir nicht gesagt, dass er sich für andere opfert?«, klang es aus dem Baum. »Hast du es vergessen? Oder hast du es nicht geglaubt? Alle Schuld, deine wie die aller Menschen, hat er mit in den Tod genommen. Und er gibt dir dafür das Leben. Nachdem er wieder lebendig ist, hast du teil an seinem Leben. Nun bist du nicht nur sein Untertan, sondern auch sein Freund. Freu dich! Was früher war, ist nun vorbei. Etwas völlig Neues fängt an. Such seine Nähe! Und bleib in seiner Nähe!«

Die Stimme schwieg.

Gernot stand auf. »Such seine Nähel!«, murmelte er.
»Na, dann will ich mal suchen. Ich hätte ja einen guten Tipp gebrauchen können, wo ich suchen soll.«

»Guten Tag!«

Gernot fuhr herum. Da stand der Zwerg, den er hier schon mehrmals getroffen hatte.

»Guten Tag. Ich habe mir gerade meinen sechsten Rat geholt.«

»Und? Bist du zufrieden?«

»Sehr glücklich bin ich, dass ich jetzt weiß, was mein ganzes Schicksal bisher für einen Sinn hatte. Und dass ich ein Freund des Königs und seines Sohnes sein darf. Und dass ... es gibt so viel, was mich froh macht.«

»Ich meinte nur aus deinem Gemurmel eben eine gewisse Unzufriedenheit herausgehört zu haben.«

»Ach, das war nur, weil ich nicht weiß, wo Prinz Manuel jetzt ist. Ich hatte gehofft, ich könnte es hier erfahren.«

»Kannst du auch. Komm mal mit!«

Der Zwerg wandte sich um und ging den Berg hinunter, ohne sich zu vergewissern, ob Gernot ihm auch folgte. Der holte schnell sein Pferd und führte es am Zügel, als er dem Mann nacheilte. Wieder kamen sie zu dem Gebüsch, hinter dem der Eingang zur Höhle des Zwergs lag.

»Da kannst du dein Pferd anbinden!« Der kleine Mann zeigte auf ein junges Bäumchen. »Und dann komm!«

Sie betraten die kleine unterirdische Wohnung. Ehe sich Gernots Augen an das schwache Licht gewöhnt hatten, hörte er schon eine bekannte Stimme: »Ich grüße dich, mein Freund Gernot!«

»Herr ... du?«

Jetzt konnte er mehr erkennen: Prinz Manuel ruhte auf einem Lager aus Stroh und Decken.

»Er war sehr entkräftet, als er hier ankam«, erklärte der Gastgeber. »Er muss sich ausruhen.«

»Es geht schon wieder«, lächelte Prinz Manuel. »Aber da ich sowieso noch Zeit habe, ehe ich mich mit Leuten treffe, die mich ins Land meines Vaters übersetzen, kann ich ja auch noch etwas Kräfte sammeln. Wo es in dieser kleinen Wohnung doch so gemütlich ist.«

»Gemütlich!«, stöhnte der Zwerg. »Dauernd lobst du – das Bett, das Essen, meine Höhle ... Dabei ist alles so spärlich und eines Königssohns unwürdig.«

»Nun ja, einfach ist es, aber es passt zu mir.«

Gernot mischte sich ein. »Da kann ich helfen, Herr! Komm mit auf meine Burg! Sie ist nicht groß und auch nicht reich ausgestattet. Aber mehr Platz als hier ist da auf jeden Fall. Sie liegt ganz tief im Wald. Noch nie hat ein Fremder dorthin gefunden. Da wärst du sicher, Herr, bis du abreisen musst. Anna, unsere Magd, versteht etwas von der Krankenpflege. Und Lisbeth kann gut kochen.

Damit will ich nicht sagen, dass dein bisheriger Gastgeber ...«

»Ich bin nicht beleidigt«, sagte der. »Ich freue mich, wenn unser Herr besser versorgt wird. Aber ist der Weg nicht zu weit? Ach so, du hast ja dein Pferd.«

Gernot sah den Prinzen an. »Bitte, Herr! Du würdest mir eine große Freude machen!«

Der lächelte. »Na, wenn das so ist, nehme ich dein Angebot an.«

* * *

»Das ist sie!«, sagte Gernot nicht ohne Stolz. »Die Burg Habichtstein.«

Sie standen mit nackten Füßen im Bach, März am Zügel führend, und waren eben aus dem dichten Wald auf die Lichtung gekommen.

»Mein Urgroßvater hat sie gebaut, weil er dem König ungehorsam geworden war und Angst vor Strafe hatte. Er wollte sich verstecken.«

»Wusste er nicht, dass sich niemand vor dem König verbergen kann?«

»Ich weiß nicht, was er wusste und was er dachte. Mein Großvater meinte, seitdem liege ein Fluch auf unserer Familie. Das wird wohl stimmen, oder?«

»Jetzt nicht mehr.«

»Nein, jetzt nicht mehr. Spätestens wenn du hier einkehrst, wird der Fluch ...«

Ein lauter Ruf ertönte. »Gernot, bist du's?«

Hans kam angelaufen. Als er sah, dass sein junger Herr nicht allein war, verlangsamte er seinen Schritt.

»Ja, Hans, ich bin's. Und ich habe Besuch mitgebracht. Ganz besonderen Besuch. Komm her und begrüße Prinz Manuel den Ersten, den Herrn dieses Landes und auch unseren Herrn.«

Jetzt blieb Hans stehen. Lisbeth kam aus der Küche und Anna aus dem Stall. Sie näherten sich langsam, bis sie neben Hans standen. Offenbar wussten sie nicht, wie sie sich dem Prinzen gegenüber verhalten sollten. Die beiden näherten sich so weit, dass man nicht mehr rufen musste, um sich zu verständigen, und traten aus dem Bach auf die Wiese.

»Ich grüße euch, Hans und Lisbeth und Anna. Ich kenne eure Namen, weil mir euer junger Herr viel von euch erzählt hat.« Der Prinz lächelte ein wenig über die Verlegenheit der drei.

Anna fasste sich als Erste. Sie sank ehrfürchtig in die Knie und stotterte: »Es ist uns eine große Ehre ... äh ... Euch zu begrüßen ... ich meine, Euch willkommen heißen zu können ...«

»Na, nun lass mall!«, lachte der Prinz. »Sag einfach:
›Guten Tag!‹«

»Guten Tag!«, antwortete Anna und stand wieder auf.

»Guten Tag!«, schloss sich Lisbeth an.

»Guten Tag, Herr!«, sagte auch Hans und schlug in die Hand ein, die der Prinz ihm reichte.

»Und ich?«, fragte Gernot und tat, als sei er beleidigt, dass er bisher unbeachtet blieb. Da umarmten sie ihn der Reihe nach.

»Der Prinz ist frei, aber das war mit viel Gefahr und Schmerz verbunden. Ich erzähle euch das später. Er ist noch nicht ganz bei Kräften, und darum soll er sich ein paar Tage bei uns erholen.«

»Ich hoffe, es ist euch recht«, sagte der Prinz.

»Aber selbstverständlich!«, »Was für eine Frage!«, »Es ist uns eine Freude!«

Gernot erklärte weiter: »Der Prinz ist an einem bestimmten Tag mit jemandem verabredet, der ihn ins Reich seines Vaters bringt. Bis dahin kann er hierbleiben. Hier findet ihn auch der General nicht.«

»Muss er fliehen vor dem General? Kann er nicht hier sein Reich ...?«

»Ich werde wiederkommen, Hans!«, antwortete der Prinz.

Gernot sagte: »Das können wir alles später noch

besprechen. Jetzt lasst uns mal ins Haus gehen! Nimm bitte mein Pferd, Anna! Und Lisbeth, hast du was Gutes auf dem Herd stehen? Wir haben Hunger.«

»Das Pferd kann ich übernehmen«, meinte Hans.

»Nein, du hast die Aufgabe, im Rittersaal oben ein ganz großes Feuer zu machen, das die Winterkälte aus den dicken Mauern vertreibt. Wir brauchen doch einen Raum, der unserem Ehrengast angemessen ist!«

Alle drei widmeten sich ihren Pflichten, und Gernot führte seinen Gast über das Gelände und zeigte ihm alles. Viel zu sehen gab es ja nicht.

Es waren schöne Tage, die sie nun gemeinsam erlebten. Prinz Manuel erholte sich schnell, wozu die Ruhe und das gute Essen, das Lisbeth kochte, und die Behandlung seiner Wunden durch Anna nicht unwesentlich beitrugen.

Gernot führte mit ihm lange Gespräche. Manchmal gingen sie dabei über die Lichtung und ein wenig durch den Wald. Wenn die Sonne schien, standen sie auch manchmal auf dem Turm und ließen den Blick über die Wipfel der Bäume streifen. Abends saßen sie vor dem Kaminfeuer im Rittersaal. Gernot lernte bei diesen Gesprächen viel über das Reich des Königs. Auch viel über die Geschichte dieser Insel. Zum Beispiel hatte ihm noch niemand erzählt, dass der König nicht als Eroberer zum rechtmäßigen Herrscher dieses Landes geworden

war, sondern dadurch, dass er es mit seinen Leuten selbst urbar gemacht hatte: Wälder gerodet, Sümpfe trocken-gelegt, Äcker gepflügt. Und schließlich hatte er arme und heimatlose Menschen hierhergebracht und ihnen erlaubt, hier zu wohnen. Über all das, was Gernot neu erfuhr, gab es viel zu staunen.

Freilich erfuhr er nicht alles. Es gab auch Fragen, die der Prinz ihm nicht beantwortete. »Alles zu seiner Zeit«, sagte er dann meistens.

Oft wollte der Prinz aber auch allein sein. Wenn Gernot das merkte, verabschiedete er sich und half bei Arbeiten, die in Haus und Stall und Garten nötig waren.

Einmal rief ihn Anna in den Hühnerstall. »Die Küken schlüpfen. Willst du zusehen?«

Eine Weile standen sie daneben und beobachteten, wie eines der Küken sich aus seiner Schale befreite.

»Weißt du noch, Anna, wie ich das einmal gesehen habe und was ich dazu sagte?«

»Ja, ich erinnere mich genau. Du hattest dich hier in der Einsamkeit eingesperrt gefühlt wie ein Küken im Ei. Du wolltest raus. Frei sein. Und du bist ja dann auch tatsächlich ausgebrochen.«

»Ja, so war es. Aber wenn ich das jetzt beobachte, fällt mir etwas anderes ein.«

»Auch ein Vergleich?«

»Ja. Weißt du, bei aller Freiheit, mich im Land zu bewegen, wie ich will, und alles selbst zu entscheiden, bin ich doch eingezwängt gewesen. Das Böse hat mich gefangen gehalten.«

»Meinst du den Fluch, von dem Ritter Edwin immer sprach?«

»Auch. Aber auch das Böse, das ich selbst getan hatte, und das, was ich noch tun würde, weil ich nicht aus meiner Haut konnte, und auch das Böse, das in unserem Land die Herrschaft hatte. Ich weiß nicht, ob du mich verstehst ...«

»Ich denke schon.«

»Aber seit ich ein Diener und ein Freund des Prinzen bin, fühle ich mich befreit. Das Böse, das mein ganzes Leben bestimmt hatte, ist ausgelöscht.«

»Ausgelöscht?«

»Vergeben. Es gilt nicht mehr. Es zählt nicht vor dem König.«

»Du meinst, auch all diese ... wie soll ich sagen ... dieser Schatten, der seit deinem Urgroßvater auf uns liegt ...?«

»Die Sonne ist durchgebrochen und hat alle Schatten vertrieben. Es kann kein Fluch mehr liegen auf einem Haus, wo er ist, der Königssohn, unser Herr!«

»Da hast du wohl recht, Gernot. Und darum fühlst

du dich wie ein Küken, das von der Eierschale befreit ist?»

»Kann man so sagen. Ein neues Leben fängt an.« Gernot nahm eines der Küken in die Hand und streichelte es.

Am Abend dieses Tages sagte der Prinz: »Morgen muss ich euch verlassen.«

»Schade! Aber sagtest du nicht gestern, du musst in vier Tagen an dem vereinbarten Ort an der Küste sein? Du brauchst nur einen Tag mit dem Pferd zum Meer.«

»Ich habe aber kein Pferd.«

»Du hast meins! Du weißt doch, Herr: Was mir gehört, gehört auch dir. Was heißt ›auch‹, es gehört eigentlich dir! Bleib noch einen Tag oder zwei und reite dann auf März! Es ist auch wegen deiner Gesundheit besser, wenn du nicht den weiten Weg zu Fuß zurücklegen musst.«

Prinz Manuel nickte. »Ich danke dir. Wenn du in das Fischerdorf kommst, von dem wir gesprochen haben, findest du am nördlichen Ortsrand zwei dicht beieinanderstehende Häuser, kleine Fischerhütten nur. Da wohnen ein Vater und ein Sohn mit ihren Familien. Ihnen werde ich das Pferd in Verwahrung geben. Da kannst du es wieder abholen.«

Der Abschied kam trotz des zusätzlichen Tages unerbittlich. In Gernots Freude mischten sich mehr und mehr traurige Momente.

Es war ein nebliger Morgen, als Hans das Pferd sorgfältig sattelte und Anna noch einen reichlichen Reiseproviant in einem Sack hinter dem Sattel festschnallte.

Gernot kam die hölzerne Treppe herunter, die man bei Gefahr hochziehen konnte, und trat zu den beiden. »Ihr sollt mit rauf in den Saal kommen.«

»Wir?«, fragte Hans.

»Ja, alle drei. Hol auch Lisbeth! Der Prinz möchte es so.«

Er stieg die Treppe wieder hinauf. Hans und Anna merkten sehr wohl, dass ihr junger Herr etwas kurz angebunden war, und wussten auch, warum. Der Abschied fiel ihm schwer.

Alle drei folgten ihm.

Der Prinz stand in der Mitte des Rittersaals. Er hielt das alte und schon etwas rostige Schwert von Ritter Edwin in der Hand, das an der Wand gehangen hatte. »Knie dich nieder, Gernot!«, sagte er.

Gernot wusste nicht, was das bedeuten sollte, aber er tat, wie ihm befohlen war.

Prinz Manuel tippte ihm mit der flachen Seite der Klinge auf die linke und dann auf die rechte Schulter und sagte ernst: »Gernot von Habichtstein, ich ernenne dich hiermit zum Ritter. Diene deinem Herrn in Treue!«

Gernot war von seinen Gefühlen so überwältigt, dass er gar nicht daran dachte, sich zu erheben. Erst als der

Prinz ihn am Arm berührte, stand er auf. Sagen konnte er nichts.

Auch die beiden Mägde und der Knecht fanden keine Worte. So gingen alle schweigend hinter dem Prinzen her die Treppe hinunter.

Bevor er das Pferd am Zügel nahm, umarmte Prinz Manuel seinen jungen Ritter Gernot. Dann führte er März in den Bach und war bald darauf im Wald verschwunden.

* * *

Gernot lehnte mit dem Rücken an dem Wunderbaum und schaute hinaus ins weite Land. Er wollte den siebten Rat einholen, der ihm noch versprochen war. Aber er ließ sich Zeit. Erst wollte er nach dem Aufstieg wieder zu Atem kommen und den herrlichen Ausblick auf sich wirken lassen.

Von da links drüben aus dem großen Wald war er gekommen. Zu Fuß, denn sein Pferd musste er sich erst noch abholen, da hinten, wo die Küste war. Man konnte sie heute deutlicher erkennen als an allen früheren Tagen, an denen er hier gewesen war. Ein Regen hatte die Luft geklärt. Er konnte sogar das Ufer des Königslandes hinter dem Meer als dünnen Strich erkennen.

Nach einer Weile drehte er sich um und sprach in die Öffnung des hohlen Stammes: »Wie soll es nun weiter-

gehen? Ich war so glücklich, so befreit, dass ich mir der Freundschaft des Prinzen sicher war. Alle Last war mir abgenommen, ich war glücklich in seiner Nähe. Aber jetzt ist er nicht mehr da. Ich wusste ja, dass es nicht immer so bleiben konnte. Trotzdem bin ich traurig. Was soll ich jetzt tun ohne ihn?«

Er aß eines der Blätter, wie er es immer machte, und setzte sich wieder vor das Loch.

»Wie es weitergehen soll ohne ihn? Du bist nicht ohne ihn! Hast du nicht viel von ihm gelernt, bist du dir nicht seiner Liebe sicher, sodass er in deinem Herzen ist? Du siehst ihn zwar nicht. Aber auch das wird sich ändern. Er wird zurückkommen. Dann aber nicht schwach und auf der Flucht, sondern mit der Macht seines Vaters. Er wird seine Feinde überwinden und seine Herrschaft aufrichten. Was du tun sollst? Warte vertrauensvoll darauf! Und handle inzwischen: Bereite die Menschen auf seine Herrschaft vor, mache bekannt, was du von ihm weißt, wecke die Hoffnung bei denen, die sich nach Gerechtigkeit sehnen! Und freue dich auf die großartige Zukunft, die dir versprochen ist!«

Gernot blieb noch sitzen, als die Stimme schwieg, und dachte über die Worte nach.

»Lässt du mich bitte mal vorbei?«

Gernot schreckte auf. Der Zwerg stand vor ihm.

»Vorbei?« Er stand auf.

»Ja. Ich muss da hinauf.« Der kleine Mann zeigte auf die kaum erkennbaren Trittstellen, die er benutzte, wenn er den Stamm hinaufkletterte. Die unterste Stufe war die Unterkante des Lochs.

»Ist deine Aufgabe nicht inzwischen erledigt?«

»Eben, und deshalb will ich hinauf und alles abbauen. Wir brauchen die Lichtsignale nicht mehr.«

»Kann ich dir helfen?«

Der Zwerg nickte. »Wenn du willst. Aber du kannst vermutlich nicht da hinaufklettern.«

»Nein, aber etwas abnehmen, was du herunterlässt. Du hast doch sicher ein Seil?«

»Ich habe sogar ein Seil mit Knoten, an dem du hinaufklettern kannst, wenn du willst. Du bist doch sportlich, oder?«

»Dafür reicht es.«

»Dann warte hier.«

Der Zwerg stieg geschickt am Stamm hoch und verschwand im dichten Geäst. Nach einer Weile fiel ein dicker Strick von oben herunter. Gernot prüfte kurz seine Festigkeit und kletterte dann daran hoch, wobei es ihm die Knoten erleichterten, sich festzuhalten.

Sein Helfer wartete auf den unteren kräftigen Ästen. Gemeinsam stiegen sie von Ast zu Ast höher empor. Der

Weg war weiter, als Gernot vermutet hatte. Dann traten sie auf eine Plattform aus Brettern. Es war eng, sie hatten kaum beide Platz.

In der Mitte stand der Apparat, dessen Bedeutung er schon durch Meister Lothars Erklärung kannte. »Ich weiß, wie das funktioniert, ich habe so ein Ding schon einmal gesehen. Aber wozu sind diese verschiedenen Seile da, die hier kreuz und quer durch den Baum gespannt sind?«

»Wenn ich hier ziehe«, sagte der Zwerg und führte es gleich vor, »bewege ich damit jenen Ast zur Seite. So sind keine Zweige und Blätter im Weg, wenn ich in die Richtung sehen will. Die anderen Seile öffnen mir den Ausblick in die andere Richtung. Wenn ich die Stricke löse, bewegen sich die Äste wieder zurück und verschließen meine Baumhütte vor den Blicken der Menschen nach allen Seiten.«

»Gut durchdacht!«, staunte Gernot.

»Willst du mal durchsehen?«

»Ja, gern!«

Gernot blickte durch das seitliche Rohr, der Zwerg klappte den Spiegel ein und zog an einem der Stricke.

»Ich sehe eine Turmspitze. Ist das ...«

»Genau. Der Turm, in dem der Prinz gefangen war. Hier habe ich seine Signale empfangen und weitergegeben.

Und ihm signalisiert, was ich von drüben übermittelt bekam. Und nun ...«

Er stellte das Gerät anders ein und ließ Gernot wieder durchblicken.

»Ich sehe nichts. Oder fast nichts. Da scheint eine Mauer zu sein.«

»Das ist der Rest von der Igelburg. Früher war mehr davon zu sehen. Das meiste ist zerbrochen und ins Tal gestürzt. Die Pfauenburg liegt im Tal, die ist von hier aus nicht zu sehen.«

»Und die Biberburg?«

»Davon kann man auch die Turmspitze sehen. Als die Bäume auf einem Berg dazwischen noch keine Blätter hatten, war noch mehr zu erkennen, jetzt sieht man nur die oberste Spitze des Turms und den Mast mit der Fahne.«
Er stellte das Gerät ein, und als Gernot hindurchblickte, erkannte er weit entfernt den Turm. Er konnte sogar die Fahne sehen. Er wartete eine Weile, bis der Wind das Tuch zur Seite flattern ließ.

»Sieh doch! Die Fahne zeigt das Wappen des Königs! Ich kann es nicht ganz genau erkennen, aber es ist rot! Das Wappen des Generals ist hauptsächlich blau.«

»Das stimmt. Dort hat anscheinend der General nicht die Herrschaft.«

»Ob sie durchhalten, bis der König mit seinem Heer kommt?«

»Ich zeige dir noch etwas.« Der Zwerg schaute wieder durch das Rohr, drehte und verstellte etwas und sagte dann: »Nun sieh mal!«

Gernot blickte hinein. Zunächst erkannte er gar nichts.

»Du hast es nach Nordosten gedreht. Dann müsste das Blaugrüne die Küste des Königslandes sein.«

»Sie ist es. Und was siehst du noch?«

Nach einer Weile antwortete Gernot: »Winzige weiße Pünktchen. Ja, jetzt, wo ich danach suche, sehe ich sehr viele davon.«

»Segel sind das. Die Schiffe des Königs kommen. Wenn sie vor Anker lägen, wären die Segel gerefft, und du könntest sie nicht sehen. Da du aber weiße Pünktchen siehst, heißt das: Die Segel sind gesetzt. Sie kommen.«

Lange konnte Gernot sich nicht von dem Anblick lösen. Dann aber sah er den kleinen Mann an. »Komm, lass uns schnell weitermachen mit dem Abbau!«

»Ich kann das auch allein erledigen. Geh nur, wenn du es eilig hast!«

»Ich muss schnell zur Küste hinab und mein Pferd holen. Wenn ich mich beeile, kann ich es in gut zwei Tagen schaffen, vielleicht drei.«

»So lange dauert es wohl auch noch, bis die Schiffe des Königs da sind. Vielleicht, bei gutem Wind, sind sie früher da. Aber das Anlanden und Ausladen von Kriegern und Pferden dauert ja auch einige Zeit.«

»Dann komme ich noch rechtzeitig.«

»Du willst da hin?«

»Natürlich! Der König braucht jetzt jeden seiner Ritter!«

Eckart zur Nieden

Der Fürst und der Fährmann

clv



272 Seiten, Paperback

ISBN 978-3-86699-760-8

Na so was! Ist das wirklich Fürst Kasimir der Neunzehnte von Stolperstein, der da im Jahre 11 nach der Sonnenfinsternis laut um Hilfe schreit – noch dazu an seinem Geburtstag?! In was für eine missliche Lage ist er nun wieder geraten?

Was eine eingefrorene Fähre, ein riesiger Hirsch und ein geheimnisvoller Zettelstapel damit zu tun haben, verrät das erste der zwölf spannenden Abenteuer um Hans den Fährmann. Und wie es überhaupt dazu kam, dass Fürst Kasimir und Hans der Fährmann Freunde wurden.

Wer hätte gedacht, dass es für die beiden ein so lustiges und spannendes Jahr voller Abenteuer wird!

Ab 8 Jahren



144 Seiten, Paperback

ISBN 978-3-86699-761-5

Bei Nacht und Nebel schleicht sich Michael vom Jung-scharlager weg und verfolgt mit Karl aus dem Dorf finstere Gestalten an der Grenze. Was schleppen die weg? Und wohin? Die beiden Jungen nehmen die Fährte auf, doch plötzlich stecken sie in einer gefährlich-komplizierten Situation und suchen verzweifelt nach einem Ausweg ...

Michael muss sich entscheiden: Will er sein Leben so weiterführen wie bisher, oder ist an dem frommen Zeug aus der Jungschar doch was dran?

Ab 8 Jahren

